

**Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit bei „Postdocs“
im Maschinenbau und in der Soziologie**

Von der Philosophischen Fakultät
der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover
zur Erlangung des Grades

Doktorin der Philosophie (Dr. phil)

genehmigte Dissertation von
Dipl. Sozialwiss. Grit Fisser

2019

Referentin: Prof. Dr. Eva Barlösius

Korreferentin: Prof. Dr. Katrin Leuze

Tag der Promotion: 17.05.2018

Abstract

Über kaum etwas herrscht in der Hochschul- und Wissenschaftsforschung so große Einigkeit wie darüber, dass wissenschaftliche Werdegänge riskant sind. Über die Kennzahlen der äußeren Verhältnisse wissenschaftlicher Beschäftigungssituationen kommen verschiedene Studien unter Bezugnahme gängiger Merkmale prekärer Arbeit immer wieder zu demselben Ergebnis: Wissenschaftliche Werdegänge sind unsicher (Vgl. z.B. BuWiN 2013, Gülker 2011, Wagner-Baier et al. 2011, Jaksztat et al. 2010).

Jener Fokus auf die äußeren Verhältnisse beleuchtet jedoch nicht das gesamte Bild. Arbeiten, die sich mit den äußeren Strukturen und Verhältnissen in der Wissenschaft beschäftigen, setzen voraus, dass diese auch als Probleme wahrgenommen werden. Die Frage, ob prekäre Beschäftigungsbedingungen auch immer zur Wahrnehmung von Unsicherheit führen, ist erst zu stellen.

Die Perspektive dieser Arbeit fußt auf der Verbindung von Hochschul-, Lebenslauf- und Biographieforschung. Diese Forschungsfelder bündeln sich in der Betrachtung von wissenschaftlichen Werdegängen und den Wahrnehmungen der Akteure selbst. Ich stelle die Frage, wie Postdocs im Maschinenbau und in der Soziologie biographische Unsicherheit wahrnehmen.

Unter biographischer Unsicherheit kann nach Wohlrab-Sahr die Unerwartbarkeit, Unplanbarkeit und Unvorhersehbarkeit des eigenen Lebenslaufs verstanden werden (Wohlrab-Sahr 1993). Diese entsteht durch eine immer größer werdende Optionsvielfalt einer stets komplexer werdenden Gesellschaft.

Die Statusgruppe der Postdocs wurde gewählt, da ich wissenschaftlichen Nachwuchs im eigentlichen Sinne untersuchen wollte. Promotionsmotive junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind sehr verschieden und nicht immer mit dem Ziel einer wissenschaftlichen Karriere verbunden. Die Wahrscheinlichkeit eines Verbleibs in der Wissenschaft steigt in der Postdocphase (vgl. Enders/Bornmann 2001).

Die Disziplinen Maschinenbau und Soziologie wurden auf Grund ihrer sehr unterschiedlichen Rekrutierungs- und Reproduktionspraxen sowie unterschiedlicher Arbeitsmarktchancen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft gewählt. Mittels teilnarrativer Interviews wurden die Berufsbiographien von 32 Postdocs erhoben (18 aus dem Maschinenbau und 14 aus der Soziologie). Es wurden beide Geschlechter in die Betrachtung mit einbezogen.

Zur Beantwortung der Forschungsfrage gehe ich mittels subsumptiver Kodierung in Anlehnung an Eßer und Zinn (2001, 2003) mit den fünf Analysekatégorien biographischer

Gesamtzusammenhang, Basissicherheit, Konstruktion von Zukunft, biographisches Handeln und schließlich Wahrnehmung biographischer Unsicherheit an das vollständig transkribierte Material heran. Unter der Analysekategorie biographisches Handeln wird bei Eßer und Zinn die Bezugnahme der eigenen Biographie zum Normallebenslauf gefasst. Im Hinblick auf meine Untersuchungsgruppe der Postdocs erweitere ich diese Analysekategorie um die Bezugnahme zu Normalitäten in der Wissenschaft.

Zu den Ergebnissen:

Es konnten bei den Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern fünf und bei den Soziologinnen und Soziologen vier Typen der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit herausgebildet werden. Diese reichen von keiner Wahrnehmung biographischer Unsicherheit im Maschinenbau, über die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als selbstreferentielles Risiko in beiden Disziplinen und der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als fremdreferentielle Gefahr in der Soziologie.

In einem letzten Analyseschritt wurden diese Typen disziplinübergreifend zusammengefasst. Vor allem dieser letzte Schritt verdeutlicht das Kernergebnis der vorliegenden Dissertationsschrift. Je besser die vorherrschenden äußeren Bedingungen des eigenen Werdeganges zur jeweils eigenen biographischen Referenzfolie passen, desto geringer scheint der Grad der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit zu sein. Entscheidend ist also eine biographische Passung beider Elemente ohne zwingenden Zusammenhang zwischen äußeren Verhältnissen und der Wahrnehmung.

In diesem Zusammenhang konnte ebenfalls herausgestellt werden, dass von Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit nur gesprochen werden kann, wenn neben den äußeren Bedingungen auch die biographische Intention des wissenschaftlichen Werdeganges vorliegt.

Schlagworte:

Biographische Unsicherheit, Postdocs, teilnarratives Interview, Maschinenbau, Soziologie

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	9
2. Lebenslauf, Biographie und (Un-)Sicherheit – der theoretische Rahmen.....	24
2.1 Lebenslauf	26
2.1.1 Der Lebenslauf als Statusbiographie nach R. Lévy	28
2.1.2 Der durch Institutionen geregelte Lebensverlauf nach K. U. Mayer.....	30
2.1.3 Der Lebenslauf als Institution nach M. Kohli.....	31
2.1.4 Geschlecht und Institutionenverknüpfungen im Lebenslauf nach H. Krüger	35
2.2 Biographie	40
2.2.1 „Code der Biographizität“ und „biographische Illusion“	41
2.3 Deinstitutionalisierung	43
2.4 Biographische (Un-)Sicherheit.....	45
2.5 Biographische (Un-)Sicherheit in empirischen Studien.....	48
2.5.1 Handhabbarmachung des theoretischen Rahmens über Analysekatogorien.....	56
3. Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft	62
3.1 Wissenschaftliche Werdegänge	64
3.2 Formale Anforderungen	70
3.3 Informelle Anforderungen.....	78
4. Methodische Herangehensweise – Erhebung, Sampleauswahl und Auswertungsmethode.....	99
4.1 Erhebungsmethode	100
4.2 Sample.....	105
4.2.1 Einzelfallauswahl für die Soziologie – Postdocs auf universitären und außeruniversitären Stellen	110
4.2.2 Einzelfallauswahl für den Maschinenbau – Postdocs auf universitären Stellen und an außeruniversitären Forschungseinrichtungen	116
4.2.3 Einzelfallauswahl für den Maschinenbau – Postdocs aus der Industrie	119
4.3 Durchführung der Interviews	120
4.4 Interviewleitfäden	121

4.4.1	Interviewleitfaden für Interviews mit Postdocs auf universitären Stellen und an außeruniversitären Forschungseinrichtungen in der Soziologie.....	122
4.4.1.1	Methodologische Anmerkungen zu den Interviews mit Postdocs aus der Soziologie	124
4.4.2	Interviewleitfaden für Interviews mit Postdocs auf universitären Stellen und an außeruniversitären Forschungseinrichtungen im Maschinenbau	124
4.4.3	Interviewleitfaden für Interviews mit Postdocs auf industriellen Stellen im Maschinenbau	127
4.5	Auswertungsmethode.....	128
4.5.1	Analysekategorien.....	129
4.5.2	Einzelfallanalysen	130
4.5.3	Typenbildung.....	131
5.	Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern.....	132
5.1	Keine Wahrnehmung biographischer Unsicherheit – die Manager in der Industrie	134
5.1.1	Kurzportrait Bianca Christ	135
5.1.2	Sequenzmuster.....	136
5.1.3	Typencharakterisierung entlang der Analysekategorien	137
5.1.3.1	Biographischer Gesamtzusammenhang.....	137
5.1.3.2	Basissicherheit.....	140
5.1.3.3	Konstruktion von Zukunft.....	142
5.1.3.4	Biographisches Handeln	144
5.1.3.5	Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	151
5.2	Umgehen wahrgenommener biographischer Unsicherheit – die die Forschenden in der Industrie	153
5.2.1	Kurzportrait Klaus Ittig.....	154
5.2.2	Sequenzmuster in Typ 2	155
5.2.3	Typencharakterisierung entlang der Analysekategorien	156
5.2.3.1	Biographischer Gesamtzusammenhang.....	156
5.2.3.2	Basissicherheit.....	158
5.2.3.3	Konstruktion von Zukunft.....	160
5.2.3.4	Biographisches Handeln	161

5.2.3.5	Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	166
5.3	Die Gefahr der biographischen Unsicherheit ist bekannt, jedoch nicht akut – die wissenschaftlichen Koordinatoren	169
5.3.1	Kurzportrait Mirco Teis.....	169
5.3.2	Sequenzmuster in Typ 3	170
5.3.3	Typencharakterisierung entlang der Analysekatgorien	170
5.3.3.1	Biographischer Gesamtzusammenhang.....	170
5.3.3.2	Basissicherheit.....	172
5.3.3.3	Konstruktion von Zukunft.....	175
5.3.3.4	Biographisches Handeln	176
5.3.3.5	Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	185
5.4	Biographische Unsicherheit durch fehlende Passung – wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen.....	187
5.4.1	Kurzportrait Nick Xavas	188
5.4.2	Sequenzmuster in Typ 4	188
5.4.3	Typencharakterisierung entlang der Analysekatgorien	189
5.4.3.1	Biographischer Gesamtzusammenhang.....	189
5.4.3.2	Basissicherheit.....	191
5.4.3.3	Konstruktion von Zukunft.....	192
5.4.3.4	Biographisches Handeln	193
5.4.3.5	<i>Wahrnehmung biographischer Unsicherheit</i>	202
5.5	Biographische Unsicherheit als Risiko – Postdocs im Maschinenbau	203
5.5.1	Kurzportrait Tobias Hausfeld.....	204
5.5.2	Sequenzmuster in Typ 5	204
5.5.3	Typencharakterisierung entlang der Analysekatgorien	205
5.5.3.1	<i>Biographischer Gesamtzusammenhang</i>	205
5.5.3.2	Basissicherheit.....	206
5.5.3.3	Konstruktion von Zukunft.....	209
5.5.3.4	Biographisches Handeln	212
5.5.3.5	Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	219
5.6	Zwischenfazit – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei Postdocs im Maschinenbau	221

6. Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko.....	231
6.1 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Gefahr – Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg.....	232
6.1.1 Kurzportrait Stefanie Stehler.....	232
6.1.2 Sequenzmuster im Typus Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg	233
6.1.3 Typencharakterisierung entlang der Analysekatogorien	234
6.1.3.1 Biographischer Gesamtzusammenhang.....	234
6.1.3.2 Basissicherheit.....	238
6.1.3.3 Konstruktion von Zukunft.....	239
6.1.3.4 Biographisches Handeln	242
6.1.3.5 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	248
6.2 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit allenfalls als Risiko –außeruniversitär Forschende in der Soziologie.....	252
6.2.1 Kurzportrait Emma Zimmermann.....	252
6.2.2 Sequenzmuster im Typus außeruniversitär Forschende in der Soziologie	253
6.2.3 Typencharakterisierung entlang der Analysekatogorien	253
6.2.3.1 Biographischer Gesamtzusammenhang.....	253
6.2.3.2 Basissicherheit.....	255
6.2.3.3 Konstruktion von Zukunft.....	257
6.2.3.4 Biographisches Handeln	258
6.2.3.5 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	263
6.3 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Gefahr auf immaterieller Ebene – der selbstzweifelnde Postdoc und der Unschlüssige.....	265
6.3.1 Kurzportrait Daniel Quand	266
6.3.2 Kurzportrait Karl Hammer	267
6.3.3 Sequenzmuster im Typus selbstzweifelnder Postdoc und der Unschlüssige.....	267
6.3.4 Typencharakterisierung entlang der Analysekatogorien	268
6.3.4.1 Biographischer Gesamtzusammenhang.....	268
6.3.4.2 Basissicherheit.....	270
6.3.4.3 Konstruktion von Zukunft.....	272
6.3.4.4 Biographisches Handeln	273

6.3.4.5	Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	277
6.4	Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Risiko – die Postdocs in der Soziologie...	282
6.4.1	Kurzportrait Nina Neumann	282
6.4.2	Sequenzmuster im Typus Postdocs in der Soziologie	283
6.4.3	Typencharakterisierung entlang der Analysekatoren	284
6.4.3.1	Biographischer Gesamtzusammenhang.....	284
6.4.3.2	Basissicherheit.....	288
6.4.3.3	Konstruktion von Zukunft.....	290
6.4.3.4	Biographisches Handeln	291
6.4.3.5	Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	298
6.5	Zwischenfazit.....	301
7.	Schlussbetrachtung – Synopse, methodologische Reflexion und Ausblick.....	310
7.1	Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse – Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Disziplinen	314
7.2	Methodologische Reflexionen.....	322
7.3	Ausblick – Desiderate und Vorschlag der Typenabstraktion.....	326
7.3.1	Zusammenfassung der Ergebnisse	333
8.	Anhang	335
8.1	Beschreibung der Sequenzmuster	336
8.2	Sequenzmuster der Interviewten im Maschinenbau	337
8.2.1	Typus Manager in der Industrie	337
8.2.2	Typus Forschende in der Industrie	338
8.2.3	Typus wissenschaftliche Koordinatoren.....	339
8.2.4	Typus wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen.....	341
8.2.5	Typus Postdocs im Maschinenbau	342
8.3	Sequenzmuster der Interviewten in der Soziologie	344
8.3.1	Typus Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg	344
8.3.2	Typus außeruniversitär Forschende in der Soziologie	345
8.3.3	Typus der selbstzweifelnde Postdoc und der Unschlüssige	346
8.3.4	Typus Postdocs in der Soziologie.....	347
8.4	Samplelisten	349

8.4.1	Sample Maschinenbau	349
8.4.2	Sample Soziologie.....	350
8.5	Leitfaden Maschinenbau	351
8.6	Leitfaden Soziologie	354
8.7	Transkriptionsregeln.....	356
8.8	Literaturverzeichnis.....	357

Abbildungsverzeichnis

Graphik 1	109
Graphik 2.....	112
Graphik 3.....	114
Tabelle 1 Sample Soziologie.....	115
Tabelle 2 Sample Maschinenbau (universitär und außeruniversitär).....	118
Tabelle 3 Sample Maschinenbau (Industrie).....	120
Tabelle 4 Analysekatogorien	129
Tabelle 5 Typen Maschinenbau.....	312
Tabelle 6 Typen Soziologie.....	313
Tabelle 7 Vorschlag abstrakter Typen.....	329
Tabelle 8 Sample Maschinenbau.....	349
Tabelle 9 Sample Soziologie.....	350

1. Einleitung

Im Jahre 1917 hielt Max Weber im Münchener Steinickesaal einen Vortrag über „*Wissenschaft als Beruf*“ (Weber/Dirk 2002). Sein Anliegen war es darzustellen, welche Zukunft einem „*absolvierten Studenten, der entschlossen ist, der Wissenschaft innerhalb des akademischen Lebens sich berufsmäßig hinzugeben*“ (ebd.:474), bevorsteht. Ein „*wilder Hazard*“ (ebd. 481) würde ihn erwarten, sowohl in Bezug auf die *äußeren Verhältnisse* der Wissenschaftskarriere, sprich der beruflichen Planbarkeit, wie auch hinsichtlich wissenschaftlicher „*Einfälle*“ (ebd.:483), also dass ihm stets originelle wissenschaftliche Ideen zufallen werden.

Zu Zeiten Max Webers waren junge Wissenschaftler nach erfolgreicher Habilitation auf das Kolleggeld ihrer Studenten angewiesen, das jene für das Belegen der Vorlesung an den Dozenten zu entrichten hatten. Außer dieser Gebühr gab es keine weitere Bezahlung für Privatdozenten. Diese missliche finanzielle Regelung verstärkte sich dadurch, dass die großen Vorlesungen mit vielen Studenten den Professoren zu überlassen waren und man sich als junger Privatdozent mit „*Nebenvorlesungen*“ (ebd. 476) zu begnügen hatte. Der junge Privatdozent musste diese finanziell prekäre Situation einige Jahre aushalten können, ohne Garantie, dass sich die Chance auf eine Professur oder einer anderen Stellung mit ausreichendem Einkommen einstellen würde (vgl. ebd.).

Zwar beobachtete Weber einen positiven Wandel dieser *äußeren Verhältnisse* bei großen medizinischen und naturwissenschaftlichen Instituten, aber letztlich war es für ihn vollkommen offen „*[...] ob es einem solchen Privatdozenten, vollends einem Assistenten, jemals gelingt, in die Stelle eines vollen Ordinarius und gar eines Institutsvorstandes einzurücken*“. Für ihn blieb es „*eine Angelegenheit, die einfach Hazard ist. Gewiß: nicht nur der Zufall herrscht, aber er herrscht doch in ungewöhnlich hohem Grade*“ (ebd.477).

Die *äußeren Verhältnisse* des Berufs des Wissenschaftlers umfassten bei ihm die Stellenmodalitäten, wozu Bezahlung, Art und Länge der Beschäftigungsverhältnisse, Tätigkeitsfelder und Aufstiegschancen gehörten. Neben diesen formalen Modalitäten kennzeichnete *Wissenschaft als Beruf* nach Weber noch etwas Anderes: die persönliche Hingabe an die Wissenschaft, die er den „*inneren Beruf*“ (ebd.481) des Wissenschaftlers nannte. Danach sind für den akademischen Erfolg neben der Spezialisierung auf ein Fachgebiet, wissenschaftliche „*Eingebungen*“ (ebd. 483) sowie eine Leidenschaft für die

Wissenschaft vonnöten, wobei letzteres wörtlich als Leidenschaft zu verstehen ist. Wenngleich die wissenschaftlichen *Eingebungen* auf „dem Boden harter Arbeit“ (ebd.) vorbereitet werden können, bleibt es doch ein *wilder Hazard*, ob der entscheidende „*Einfall*“ (ebd.) kommt oder nicht. In meiner Arbeit werde ich, Weber folgend, unter *äußeren Verhältnissen* ebenfalls die Stellenmodalitäten verstehen, sowie unter dem „*inneren Beruf*“ die innewohnende Leidenschaft, Überzeugung, Leistungsfähigkeit und Kreativität der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler fassen.

Diese kurzen Ausführungen¹ zu Webers Vortrag machen deutlich, dass es verschiedene Unsicherheiten in wissenschaftlichen Karrieren gibt. Auf der einen Seite jene, die rein durch die äußeren Umstände bestimmt sind: keine feste Anstellung und geringes Einkommen mit all seinen Konsequenzen über Jahre hinweg. Daraus resultierend auch Unsicherheiten in Bezug auf Planungssicherheit der eigenen Zukunft. Auf der anderen Seite jene, die den *inneren Beruf* der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler betreffen.

Dies sind zwei Perspektiven auf akademische Karrieren. Ich gehe davon aus, dass diese unterschiedlich wahrgenommen werden. Offen lasse ich dabei zunächst das Verhältnis dieser Perspektiven zueinander. Das bedeutet, dass ich nicht von vornherein davon ausgehe, dass sich *innerer Beruf* und äußere Verhältnisse in jedem Fall gegenseitig determinieren. Hier soll es um die von Weber schon beleuchtete Unsicherheit bezüglich des eigenen Lebenslaufs und der eigenen Biographie von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gehen.

Obwohl dieser Aufsatz fast 100 Jahre alt ist, scheint er in seinen Grundzügen nichts an Aktualität eingebüßt zu haben. In den Medien werden wissenschaftliche Karrieren als Hürdenläufe und Himmelfahrtkommandos (vgl. Burgstaller 2011) titulierte. Denjenigen, die eine wissenschaftliche Karriere anstreben, wird hoffnungsloser Idealismus (vgl. Richter 2009) attestiert und die Arbeitsbedingungen werden eher als Knechtschaft (vgl. Reif 2012) denn als adäquater Arbeitsplatz für hochqualifizierte Arbeitnehmer beschrieben. In der öffentlichen Wahrnehmung herrscht eine eher negative Perspektive für den wissenschaftlichen Nachwuchs vor.

Betrachtet man, wie auch Weber, zunächst die äußeren Bedingungen in der Wissenschaft, so ist festzuhalten, dass das Verhältnis der Wissenschaft zu ihrem Nachwuchs ein

¹ Weber entwickelt den Inhalt des Vortrages in seinem Verlauf zunehmend von der ersten Fragestellung weg zu einer Fragestellung anderer Qualität, die den Sinn und den Wert (des Berufs) der Wissenschaft zu fassen versucht: „Welches ist der Beruf der Wissenschaft innerhalb des Gesamtlebens der Menschheit? und [sic] welches ihr Wert?“. In dieser Arbeit soll es nicht zur Bewertung des Berufes von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive kommen. Die Ausführungen Webers zu diesen Aspekten werden somit an dieser Stelle nicht weiterverfolgt.

ambivalentes ist. Auf der einen Seite wird im Nachwuchs eine „zentrale Säule des Wissenschaftssystems“ (Wagner-Baier et al. 2011:21) gesehen, auf der anderen Seite hat der wissenschaftliche Nachwuchs auf Grund prekärer Beschäftigungsverhältnisse und „Flaschenhalspolitik“ (ebd.) mit vielen Nachteilen zu kämpfen. Rein rechnerisch kommen auf die Emeritierung einer Professorin oder eines Professors drei Privatdozentinnen und Privatdozenten (vgl. BuWiN² 2013). Neben der Habilitation haben sich zudem neue Wege der wissenschaftlichen Qualifizierung von Postdoktorandinnen und Postdoktoranden³ etabliert, so verengt sich der *Flaschenhals* nochmals durch z.B. Juniorprofessuren und Nachwuchsgruppenleitungsprogrammen (vgl. ebd.) und jenen Bewerbern mit anderen habilitationsäquivalenten Leistungen. Bei einem gleichzeitigen Absinken des Anteils der Professorinnen und Professoren⁴ keine sonderlich guten Aussichten auf eine Berufung.

Zwar sind Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler heute nicht mehr auf das Kolleggeld angewiesen, sehen sich jedoch mit den gängigen Merkmalen prekärer Arbeit konfrontiert: Teilzeitarbeit, häufige Stellenwechsel, Unterbrechung(en) durch Arbeitslosigkeit, unbezahlte Mehrarbeit, verlängerte Berufsfindungsphasen, personale Abhängigkeitsverhältnisse⁵, kurzfristige Kettenverlängerungen und befristete Arbeitsverträge (vgl. Wagner-Baier et al. 2011). In der Gruppe des hauptberuflich wissenschaftlichen Personals unterhalb der Professur haben die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit 86% den größten Anteil. In dieser Gruppe ist anteilig ein Anstieg der Befristungen (von 79% 2000 auf 90% 2010), der Teilzeitbeschäftigung (von 38% 2000 auf 45% 2010) und der Drittmittelfinanzierung (von 36% 2000 auf 43% 2010) auszumachen. Die Spitzenwerte der Befristungsanteile sind in den Ingenieurwissenschaften mit 94% und den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften mit 95% zu finden (vgl. BuWiN 2013). In den Ingenieurwissenschaften sind dafür überwiegend Vollzeitbeschäftigungen anzufinden, während in fast allen anderen Fächergruppen Teilzeitbeschäftigung üblich ist (vgl. ebd.)

² Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs

³ Für eine bessere Lesbarkeit wird im Folgenden von „Postdocs“ gesprochen. Hiermit soll, wenn nicht explizit ausformuliert, sowohl das weibliche als auch das männliche Geschlecht angesprochen werden. In der Literatur scheint überdies Einigkeit darüber zu herrschen, die englische Form zu verwenden, daher wird sie auch in dieser Arbeit vorgezogen.

⁴ 2010 lag der Anteil der Professorenschaft am wissenschaftlichen Personal an Universitäten bei 12%, 2013 nur noch bei 9% (vgl. BuWiN 2013)

⁵ Neben der Weisungsgebundenheit zum Vorgesetzten herrscht oftmals noch eine doppelte Gebundenheit durch die Betreuungssituation für Qualifizierungsarbeiten.

Zusätzlicher Druck wird durch die Regelungen des Wissenschafts-Zeitvertragsgesetzes⁶ aufgebaut. Wer nach 12 Jahren keine entfristete Stelle erreichen konnte, sei es in Form einer Professur, einer Gruppenleiterstelle oder Ähnliches, der muss sich dem Problem stellen, höchst qualifiziert aus der Wissenschaft auszusteigen. Diese besonders riskante Phase fällt meist in eine Lebensphase in den Anfang- oder Mitte-Vierzigern. An diesem Punkt ist man für einen beruflichen Neuanfang außerhalb der Wissenschaft oftmals schon zu alt, und sollte man thematisch durch sein Fachgebiet anschlussfähig sein, so hat man mit dem Vorwurf der Überqualifizierung bei mangelnder Praxis zu kämpfen.

Diese Perspektive auf die äußeren Verhältnisse der wissenschaftlichen Karriere soll aber nicht der Fokus dieser vorliegenden Arbeit sein. Jene Perspektive dient als Rahmen, um einen Blick auf die Wahrnehmungen des Nachwuchses zu werfen, die mit diesen Verhältnissen zusammenhängen. Eine explizite Analyse und wissenschaftspolitische Auseinandersetzung mit der Arbeitssituation des wissenschaftlichen Nachwuchses, genauer der Postdoktorandinnen und Postdoktoranden, wird hier nicht stattfinden.

Eine solche Arbeit lieferten beispielsweise Anette Wagner-Baier, Frederike Funke und Amélie Mummendey (2011). Im Rahmen eines Reports der Graduierten-Akademie der Friedrich-Schiller-Universität Jena⁷ legten sie *„Analysen und Empfehlungen zur Situation von Postdoktorandinnen und Postdoktoranden an deutschen Universitäten und insbesondere an der Friedrich-Schiller-Universität Jena“* vor. Die Autorinnen stellen zunächst die Situation der Postdocs allgemein entlang der Punkte *„Stabilität der Beschäftigungsverhältnisse“*, *„beruflicher Perspektive“*, *„Vereinbarkeit von Familie und Beruf“*, *„Qualifizierungswege“*, *„Betreuung und Mentoring“* sowie *„Weiterbildungsbedarf“* (vgl. ebd.) dar. Gleichzeitig werden bestehende Empfehlungen mit wissenschaftspolitischen Zielsetzungen durch z.B. das BMBF, den Wissenschaftsrat oder die Hochschulrektorenkonferenz⁵; arbeitspolitische Forderungen politischer Vereinigungen und

⁶ Das Wissenschafts-Zeitvertragsgesetz (Wiss.Zeit.VG.) regelt befristete Arbeitsverträge in der Wissenschaft. Es betrifft wissenschaftlich oder künstlerisch Beschäftigte mit einem befristeten Arbeitsvertrag an einer staatlichen deutschen Hochschule oder einer außeruniversitären staatlichen deutschen Forschungseinrichtung. Der Kern der Regelung besteht in der sog. 6+6 Jahre-Regelung. Ein befristeter beschäftigter Wissenschaftler darf jeweils vor und nach der Promotion nur sechs Jahre angestellt sein, insgesamt nicht mehr als 12 Jahre. Bei Medizinern ist der zweite Turnus erhöht auf 9 Jahre, so dass sie insgesamt auf 15 Jahre kommen. Angerechnet werden alle befristeten Arbeitsverträge an deutschen Hochschulen oder Forschungseinrichtungen nach einem abgeschlossenen Studium – auch befristete Drittmittelverträge. Durch die familienpolitische Komponente des Gesetzes ist es möglich, bei der Betreuung von Kindern im eigenen Haushalt die Fristenden um maximal zwei Jahre pro Kind zu verlängern (vgl. Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (2007): Gesetz über befristete Arbeitsverträge in der Wissenschaft (Wissenschaftszeitvertragsgesetz - WissZeitVG). Online verfügbar unter: <http://www.gesetze-im-internet.de/wisszeitvg/BJNR050610007.html>, zuletzt aufgerufen am 6.01.2016).

⁷ Abkürzung: FSU-Jena

Gewerkschaften (z.B. EU und GEW) sowie Forderungen von Interessenverbänden wissenschaftlich Tätiger (Deutscher Hochschulverband) erläutert (vgl. ebd.). Zur empirischen Begründung der Empfehlungen für Postdocs an der FSU-Jena wurde eine Online-Befragung unter ihnen zu den konkreten Bedingungen ihrer Arbeit und Forschung und ihren beruflichen Perspektiven durchgeführt. Am Ende dieser quantitativ angelegten Studie stehen Empfehlungen an die FSU-Jena, um die Situation ihrer Postdocs zu verbessern. Zentrale Empfehlungen sind dabei „*Schaffung informativer Transparenz über Karrierewege*“ (ebd.:89), „*Einrichtung von Tenure-Track-Optionen*“ (ebd.), „*Verlängerung von Laufzeiten*“ (ebd.), „*Angebote der Karriereberatung*“ (ebd.) sowie Empfehlungen an die Betreuerinnen und Betreuer in Bezug auf Qualitätsstandards und Mentoringprogramme, Empfehlungen zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Empfehlungen zur Verbesserung der Chancengleichheit und Empfehlungen an die Postdocs selbst (z.B. in Bezug auf Netzwerkbildung) (vgl. ebd.)⁸.

Arbeiten, die sich mit den äußeren Strukturen und Verhältnissen in der Wissenschaft beschäftigen, setzen voraus, dass die beschriebenen äußeren Bedingungen auch als Probleme wahrgenommen werden. Die Perspektive des wissenschaftlichen Nachwuchses, und genauer der Postdocs, wird mittels Kennzahlen zu Beschäftigungs- und Qualifikationsbedingungen erfasst. Die biographische Perspektive der Individuen bleibt dabei unbeleuchtet. Mir geht es in dieser Arbeit darum, den Fokus auf die Wahrnehmungen der Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler zu richten und danach zu fragen, wie die vorherrschenden Unsicherheiten auf den wissenschaftlichen Karrierewegen von den *Betroffenen* selbst wahrgenommen werden und wie sie damit umgehen. Die Arbeits- und Qualifizierungsbedingungen der Postdocs werden hier als Rahmen der Berufsbiographie und somit als vermeintliche Grundlage der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit gesehen. Dahingehend werden die äußeren Strukturen in der Wissenschaft als Kontext geschildert, aber nicht eigens analysiert. Weiterhin setze ich nicht per se voraus, dass die äußeren Verhältnisse die Wahrnehmung bestimmen. Die Frage, ob prekäre Beschäftigungsbedingungen auch immer zur Wahrnehmung von Unsicherheit führen, ist erst zu stellen. Genauer will ich der Frage nachgehen, wie Postdocs biographische Unsicherheit wahrnehmen.

Unter biographischer Unsicherheit kann nach Wohlrab-Sahar die Unerwartbarkeit, Unplanbarkeit und Unvorhersehbarkeit des eigenen Lebenslaufs verstanden werden

⁸ Hier handelt es sich lediglich um einen sehr kurzen Auszug einer zwölf Seiten langen Liste mit Empfehlungen (vgl. Wagner-Baier et al. 2011:86ff).

(Wohlrab-Sahr 1993). Diese entsteht durch eine immer größer werdende Optionsvielfalt einer stets komplexer werdenden Gesellschaft. Biographische Sicherheit unterstellt dementsprechend „*eine relativ eindeutige Struktur des zukünftigen Lebensverlaufs*“ (Sander 2012:122). Nach Wohlrab-Sahr wird biographische Sicherheit durch den Normallebenslauf konstituiert. Dieser integriert Bestandteile wie Normalarbeitsverhältnis, Sozialversicherungswesen, Schulpflicht und Familienkonzepte (ebd.) in einen Zusammenhang. Über „*faktisch sozial standardisierte Sequenzen von Lebensereignissen und -phasen*“ (Diewald 2010:26) wird er zum gesellschaftlichen „*Ordnungsmuster*“ (ebd.).

Die Kenntnisse über die in der Gesellschaft vorherrschenden „*üblichen Lebensläufe*“ (P.L. Berger et al. 1975:64) markieren den „*Horizont*“ (ebd.) für die eigene Planung – das Wissen über den Normallebenslauf fließt in Normalbiographien ein. Normalbiographien beziehen sich auf gesellschaftliche Deutungsmuster mit ihren normativen Implikationen. Jeder Einzelne kann diese Formen der Normallebensläufe und Normalbiographien als Orientierungsfolie nutzen. Mehr noch: Nutzt er sie nicht, drohen Sanktionen.

Eine Theorie, wie der Lebenslauf das Leben der Individuen in einer Gesellschaft ordnet, liefert Kohli mit seinem Konzept des Lebenslaufs als Institution (Kohli 1985). Über fünf zentrale Thesen seines Konzeptes – Verzeitlichung, Chronologisierung, Individualisierung, Erwerbsarbeitszentrierung und die duale Betrachtungsmöglichkeit (Sequenzialität und Biografizität) (vgl. ebd.) verdeutlicht er, dass der Normallebenslauf nicht nur institutionalisiert ist, sondern sogar selbst zu einer Institution wurde. Nach Kohli wirkt er „*im Sinn eines Regelsystems, das einen zentralen Bereich oder eine zentrale Dimension des Lebens ordnet*“ (ebd.:1).

In den letzten Jahren ist in der Lebenslauf- und Biographieforschung zunehmend das Thema der Deinstitutionalisierung des Lebenslaufs in den Blick gerückt. Durch die wachsende Tendenz der Deinstitutionalisierung werden die Normalitätsstandards, die durch das Regelsystem des institutionalisierten Lebenslaufs vermittelt werden, zunehmend zersetzt. Sie haben für einen immer kleiner werdenden Teil der Bevölkerung empirische Geltung. Ereignisse im Leben und auch der Lebenslauf in Gänze werden zunehmend nicht mehr den gesellschaftlichen Strukturen zugerechnet, sondern den Aktivitäten und Entscheidungen der Individuen. „*Normierungen lebenslaufbezogener Erwartungen*“ (Wohlrab-Sahr 1993:63) nehmen ab – Biographien müssen vom Einzelnen konstruiert werden. Bei einer gleichzeitig komplexer werdenden Gesellschaft nimmt so nach Wohlrab-Sahr biographische Unsicherheit zu (ebd.).

Das Konzept der biographischen Unsicherheit weist einen starken Bezug zur Erwerbsarbeit auf. Auch in dieser Arbeit wird dieser Bezug in den Vordergrund gestellt. Die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit soll in Hinblick auf den Erwerbsverlauf der Postdocs, sprich im Verhältnis zu wissenschaftlichen Werdegänge untersucht werden. Verweise auf Familie, Netzwerke, Freundschaften und Partnerschaften – kurzum Privates – fließen bei dieser Betrachtung mit ein. Bezogen werden sie jedoch immer auf ihre Bedeutung bei der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hinsichtlich des Erwerbsverlaufs.

Wohlrab-Sahr untersucht in ihrer Studie (1993) den Umgang, genauer, die Formen der Verarbeitung mit biographischer Unsicherheit von Zeitarbeiterinnen. Mittels Einzelfallrekonstruktionen mit dem Interpretationsverfahren der objektiven Hermeneutik erarbeitet sie „eine Topologie von insgesamt sieben Strukturmustern“ (ebd.:98). Ihre Datengrundlage besteht aus 30 biographischen Interviews, die zwischen 1982 und 1987 geführt wurden. Sie entwickelt die Typen „Rebellion“, „Rigide Sicherung“, „Differenz“, „Distinktion“, „Dichotomie“, „Idealisierung“ und „Dezentrierung“⁹ (ebd.:109ff). Diese Typen unterscheiden sich im Umgang mit biographischer Unsicherheit vor allem hinsichtlich ihrer Bezugnahme auf institutionalisierte Lebenslaufmuster.

Weitere Arbeiten mit dem Konzept der biographischen Unsicherheit haben Helga Pelizäus-Hoffmeister und Alexander Jakob vorgelegt. Pelizäus-Hoffmeister (2006) untersucht in einer historisch vergleichenden Analyse von Künstlerbiographien den Wandel biographischer Sicherheit. Jakob (2001) wiederum analysiert die „Produktion von Sicherheit“ – gemeint ist hier biographische Sicherheit – von Zeit-Offizieren vor dem Übergang in den Zivilberuf.

Eine Studie, die sich mit der Wahrnehmung von und dem Umgang mit biographischer Unsicherheit auseinandersetzt und sich zumindest in Teilen auf wissenschaftliche Mitarbeiter bezieht, wurde von Felicitas Eßer und Jens Zinn (2001) im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 536 „Reflexive Modernisierung“ vorgelegt. Das Sample dieser Studie ist sehr heterogen und umfasst neben befristet beschäftigten wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auch Personen in entfristeten Erwerbsverhältnissen außerhalb der Wissenschaft, darunter auch Personen in Beamtenverhältnissen, und Personen mit ausgedehnten Erwerbslosigkeitserfahrungen. Den Autoren ging es darum herauszufinden, wie biographische Sicherheit hergestellt wird, welche Sicherheitskonstruktionen dem biographischen Handeln zugrunde gelegt werden und welche Folgen

⁹ Für eine genauere Bestimmung der Typen siehe Kapitel 2.5.

die sich verändernden Handlungsbedingungen für die unterschiedlichen Sicherungsweisen der Biographen haben. Als Ergebnis ihrer Untersuchung stellen auch sie eine Typologie: die Typologie biographischer Sicherheitsmodi, dar. Sie umfasst die biographischen Sicherheitsmodi „Tradierung“, „Annäherung“, „Optimierung“, „Autonomisierung“ und „Kontextualisierung“ (vgl. Eßer/ Zinn 2001)¹⁰. Auch diese Typen sind, ähnlich wie bei Wohlrab-Sahr, durch eine relative Nähe oder Ferne zu tradierten Normen und Handlungsmustern bestimmt.

Auch Nadine Sander bezieht sich in ihrer Studie (2012) zum Teil auf den wissenschaftlichen Nachwuchs. Sie analysiert die „*Perzeption und [das] Management[] befristeter Beschäftigungsverhältnisse*“ (ebd.:144) von vollzeit-erwerbstätigen Akademikerinnen und Akademikern in befristeten Arbeitsverhältnissen. Sie geht ebenfalls davon aus, dass Individuen bei der Wahrnehmung von Sicherheit und Unsicherheit auf gesellschaftliche Normen und Institutionen wie Normallebenslauf und Normalbiographie zurückgreifen. Sie konzentriert sich ausschließlich auf den Aspekt der befristeten Arbeitsverhältnisse und sieht in ihnen den Grund für die Auflösung gesellschaftlicher Normen und Institutionen (vgl. ebd.). Für die Analyse der Zukunftsbezogenheit der Individuen arbeitet auch Sander mit dem Konzept der biographischen Unsicherheit nach Wohlrab-Sahr. Ihr geht es jedoch nicht darum, herauszufinden, wie biographische Unsicherheit wahrgenommen wird. Sie setzt das Vorhandensein biographischer Unsicherheit voraus und fragt darauf aufbauen, in welchem Ausmaß dieses von den Individuen erfasst wird, und in einem nächsten Schritt, wie diese damit umgehen. Sander führte 26 Interviews mit Frauen und Männern zwischen 28 und 40 Jahren. Alle haben einen akademischen Bildungsabschluss, aber nur ein geringer Teil des Samples war zum Interviewzeitpunkt in der Wissenschaft tätig (6 von 26). Die Disziplinen reichen dabei von Politik und Sozialwissenschaften, über Jura, bis hin zu Betriebswirtschaftslehre. Auch ihre empirische Analyse schließt mit der Darstellung verschiedener Typen ab. Die von ihr gebildeten Typen¹¹ beziehen sich vornehmlich auf das vorherrschende Sicherheitsmanagement der Individuen und unterscheiden sich vor allem in der Intensität, in der die vermeintlich vorherrschende Unsicherheit durch die Beschäftigungsverhältnisse wahrgenommen wird.

Eine Studie, die sich im Rahmen der Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit ausschließlich auf den wissenschaftlichen Nachwuchs bzw. ausschließlich auf die

¹⁰ Auch hier finden sich genauere Ausführungen in Kapitel 2.5.

¹¹ „Kompensationstypus“, „Akzeptanztypus“, „Delegationstypus“ und „Stabilitätstypus“ (Sander 2012: 185ff). Für nähere Ausführungen siehe Kapitel 2.5.

Statusgruppe der Postdocs bezieht, existiert bislang nicht. Mit der vorliegenden Arbeit versuche ich diese Lücke zu schließen.

Ich konzentriere mich in dieser Arbeit auf die Statusgruppe der sogenannten Postdocs. Der Begriff Postdoc und damit auch einhergehend der Begriff der Postdocphase ist nicht eindeutig definiert, weshalb sich verschiedenste Fragen stellen. Wann beginnt diese Phase? Wann endet sie? Und wohl die wichtigste Frage – welches Ziel wird mit dieser „*Karriere-Zwischenkategorie*“ (Kreckel 2008:2) verfolgt? Diese Phase nach der Promotion schließt überdies sehr unterschiedliche Status- und Finanzierungslagen mit ein. Von Stipendiaten und Assistenten, über Projektmitarbeiter bis hin zu Juniorprofessoren und Nachwuchsgruppenleitern. Nicht zu vergessen jene Disziplinen, die auch Rekrutierungswege außerhalb von Hochschulen und Forschungseinrichtungen nutzen – etwa einige Fächer der Ingenieurwissenschaften, in denen nicht die Habilitation, sondern die Industrieerfahrung nach der Promotion quasi obligatorisch ist. Zwar gibt es seitens des Wissenschaftsrates eine Definition zum Ziel der Postdocphase, welche diese Konstellation als Qualifizierungsphase zwischen Promotion und Erstberufung versteht und während welcher die Berufbarkeit erlangt werden soll (vgl. WR 2014a). Allerdings bestehen weder verbindliche Qualitätsstandards noch einheitliche Anforderungsprofile in dieser Phase. Die Postdocqualifizierung „*erstreckt sich mithin ad hoc, und weitgehend im Belieben der jeweiligen Vorgesetzten [...]*“ (Wagner-Baier et al. 2011:31). Einigkeit scheint hingegen darüber zu herrschen, dass es sich bei Postdocs um Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler handelt. Dies impliziert eine wissenschaftliche Tätigkeit.

Auf Grund der beschriebenen Ungenauigkeiten werde ich den Begriff Postdoc in der vorliegenden Arbeit zunächst als heuristischen Rahmen nutzen. Im Zuge meiner Analysen wird sich zeigen, ob ich mit dieser Arbeit auch einen Beitrag zur genaueren Bestimmung des Begriffes leisten kann. Vornehmliches Ziel meiner Untersuchung bleibt jedoch die Frage nach der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern. Die Statusgruppe der Postdocs scheint dafür, im Gegensatz zur Statusgruppe der Promovierenden, in besonderer Weise geeignet zu sein.

Promotionsmotive junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind sehr verschieden und auch nicht immer mit dem Ziel einer wissenschaftlichen Karriere verbunden. Als Gründe für die Promotion werden so, neben dem schieren Interesse an der Thematik und dem Wunsch, Wissenschaft als Beruf auszuüben, unter anderem auch die Verbesserung

der Berufschancen außerhalb der Wissenschaft angegeben oder der Vorzug der Promotion zur drohenden Arbeitslosigkeit (Schmidt 2009; Lange-Vester 2013). Sicher sind auch die Motive für die Postdocphase sehr heterogen. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler aus dieser Statusgruppe in der Wissenschaft bleiben, steigt jedoch. Aber auch hier sind Unterschiede zu machen. Zunächst kann festgestellt werden, dass ein Großteil derer, die ihre Promotion auf der Stelle einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin bzw. eines wissenschaftlichen Mitarbeiters anfertigen, vorerst auch nach der Promotion an einer Universität angestellt bleiben (Enders/ Bornmann 2001). Nach Enders/ Bornmann handelt es sich dabei für die Mehrheit jedoch um eine „*transistorische Phase*“ (ebd.:114), bevor die Hochschule nach meist befristeter Beschäftigung in Richtung des privaten Sektors oder öffentlichen Einrichtungen verlassen wird¹². Entscheidend für diese Arbeit ist jedoch, dass die „*Haltekraft der Hochschule*“ (ebd.:114) auf lange Sicht nicht unerheblich ist. Das erste Jahr nach Abschluss der Promotion ist hierbei besonders prägend. Es ist eine sukzessive Abwanderung aus Hochschule und auch Forschung insgesamt zu beobachten. Wer die Hochschule bald nach der Promotion verlässt, wird mit großer Wahrscheinlichkeit auch nicht zurückkehren. Umgekehrt scheint zu gelten, wer ein Jahr nach Beendigung der Promotion noch bleibt, ist der Hochschule auch längerfristig verbunden (Enders/Bornmann 2001 und Enders 1996). Die „*Haltekraft der Hochschule*“ (Enders/Bornmann 2001:114) verstärkt sich zudem, wenn von den Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern die Habilitation angestrebt wird (Enders 1996). Mit der Habilitation wird im Allgemeinen die Festlegung auf eine akademische Laufbahn gleichgesetzt (Lange-Vester 2013).

Bei dem Sample für diese Arbeit wurde drauf geachtet, dass alle Postdocs zum Zeitpunkt des Interviews schon mindestens ein Jahr dieser Statusgruppe angehörten, um möglichst viele Postdocs zu erreichen, die sich nicht in einer „*transistorischen Phase*“ (Enders/Bornmann 2001:114) befinden. Ob die Interviewtenehmerinnen und -teilnehmer habilitiert waren, spielte dabei jedoch keine Rolle, da die Habilitation nicht als absolute Berufungsvoraussetzung gilt. Neben weniger klaren Regelungen der habilitationsäquivalenten Leistungen kann die Berufungsfähigkeit auch über Juniorprofessuren und die Stelle einer Nachwuchsgruppenleitung erlangt werden.

¹² Enders und Bornmann konzentrieren sich in ihrer Untersuchung auf wissenschaftliche Karrieren an Hochschulen. An dieser Stelle ist anzumerken, dass wissenschaftliche Karrieren in dieser Arbeit nicht nur als gelungen angesehen werden, wenn sie an Universitäten stattfinden. Auch solche an außeruniversitären Forschungseinrichtungen sind zu beachten.

Einleitung

Die beiden letzteren Fälle nehme ich jedoch aus dem Sample heraus, um das ohnehin schon breit aufgestellte Sample überschaubar zu halten. Es ist davon auszugehen, dass die Wahrnehmungen dieser Statusgruppen weitere Facetten in die Ergebnisse brächten. Den Rahmen dieser Forschungsarbeit würden diese weiteren Gruppen jedoch übersteigen. Denkbar wäre eine zusätzlich anschließende Erhebung, um das Material dieser vorliegenden Arbeit zu ergänzen und zu erweitern.

Das breit aufgestellte Sample ergibt sich daraus, dass ich zur Bearbeitung der Forschungsfrage einen Fächervergleich vornehme. Ich untersuche in dieser Arbeit die Disziplinen Maschinenbau und Soziologie. Dafür habe ich mich entschieden, da sich diese Fächer in ihren Rekrutierungs- und Reproduktionspraxen sowie in den Arbeitsmarktchancen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft deutlich unterscheiden. Diese Differenzen sind mir wichtig, weil ich davon ausgehe, dass diese Faktoren einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit haben. Durch möglichst große Unterschiede zwischen diesen Faktoren kann in der Empirie festgestellt werden, in welchem Umfang sie zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit beitragen.

Für das Sample bedeutet die Unterschiedlichkeit in den Rekrutierungspraxen der Disziplinen, dass die Postdocs nicht nur auf Stellen zu suchen sind, die direkt an Universitäten angesiedelt sind, sondern auch in der Industrie. Der übliche Weg auf eine Professur in der Soziologie führt über eine Postdocphase an der Universität oder einer außeruniversitären Forschungseinrichtung. Im Maschinenbau gibt es zwei sehr unterschiedliche Wege. Einer, der genau wie in der Soziologie durch rein wissenschaftliche Einrichtungen führt. Ein anderer Weg im Maschinenbau führt nach der Promotion zunächst aus der Universität oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen heraus hinein in die Industrie. Promovierte Ingenieurinnen und Ingenieure gehen in die Industrie, arbeiten dort in verantwortungsvollen Positionen und werden nach Jahren in der Industrie an die Universität zurückberufen (Barlösius/Fisser 2017; Nagl/Rüssmann 2011/ Voigtmann 2011). Eine Verbindung zur Wissenschaft muss sicherlich hierfür noch gegeben sein. Diese kann insbesondere über Kooperationsverträge mit Universitäten, Lehraufträge und die Betreuung von Studierenden und Promovierenden geschehen.

Diese Unterschiedlichkeit in der Rekrutierungspraxis der Disziplinen ist zugleich ein Grund, weshalb jeweils beide Geschlechter in den Blick genommen werden. Die unterschiedlichen Rekrutierungspraxen im Maschinenbau sind vergeschlechtlicht. Frauen bleiben eher an der Universität, Männer gehen öfter in die Industrie (Barlösius/Fisser 2017). Ich gehe davon aus, dass dieser Aspekt zur geschlechtsspezifischen

Einleitung

Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit im Maschinenbau beiträgt. Ob es umgekehrt auch bedeutet, dass eine geschlechtsspezifische Wahrnehmung biographischer Unsicherheit in der Soziologie nicht vorhanden oder zumindest weniger ausgeprägt ist, gilt es zu überprüfen.

Rein formal erfüllen alle Postdocs die Voraussetzungen für die Berufung auf eine Professur oder sind zumindest auf dem Weg dorthin. Dieser Aspekt war mir wichtig, um sicherzustellen, dass im Sample Nachwuchswissenschaftler sind, die wirklich als solche angesehen werden können und nicht von vornherein zu *Überbrückern* in einer bereits beschriebenen „*transistorischen Phase*“ (Enders/ Bornmann 2001:114) zählen. Dabei geht es mir nicht um eine sozialstrukturelle Analyse. Eine Auswahl der Interviewpartner nach Sozialstruktur und Sozialisation hat dementsprechend nicht stattgefunden. Ob Faktoren wie familialer Hintergrund, Partnerschaft und Elternschaft einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit haben, ist anhand des empirischen Materials zu prüfen.

Die Perspektive dieser Arbeit fußt auf der Verbindung von Hochschulforschung, Lebenslauf- und Biographieforschung. Diese Forschungsfelder bündeln sich in der Betrachtung von wissenschaftlichen Werdegängen und den Wahrnehmungen der Akteure selbst.

Die Hochschulforschung ist als interdisziplinäres Forschungsfeld zu verstehen, in dem die Voraussetzungen, Strukturen und Leistungsprozesse des Wissenschaftssystems und der tertiären Bildung untersucht werden (Wissenschaftsrat 2014). Sie stellt also die Hochschule oder einen bestimmten Ausschnitt von Hochschule in den Mittelpunkt ihres Interesses (Schneijderberg et al. 2011). Methoden und Theorien der Hochschulforschung werden „*bislang aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen übernommen und systematisch auf die Hochschulen, deren Tätigkeitsspektrum, Akteure und Adressaten bezogen*“ (Wissenschaftsrat 2014:13). Ihre wesentlichen Anregungen, methodisch wie theoretisch, erhält sie aus der Soziologie, Politikwissenschaft und Pädagogik/Erziehungswissenschaft. Methodisch und theoretisch werde ich in dieser Arbeit eine Verbindung zur Lebenslauf- und Biographieforschung vornehmen.

Die Lebenslaufforschung beschäftigt sich mit den gesellschaftlichen Einflüssen auf individuelle Lebensläufe. Genauer liegen die soziologischen Arbeitsschwerpunkte dieses Forschungsfeldes in der Betrachtung und Analyse gesellschaftlicher Prägungen von Lebensverläufen, der Verteilung und Ungleichheit von Lebensverläufen und deren Veränderungen im Zusammenhang mit gesellschaftlichem Wandel (Mayer 1987).

Theoretisch wird dieses Forschungsfeld über das Konzept des institutionalisierten Lebenslaufs nach Kohli eingearbeitet. Methodisch wird die empirische Lebenslaufanalyse, deren Instrumente in den quantitativen Datenanalyseverfahren zu verorten sind, nur marginal bei der Sampleauswahl mit einbezogen.

Die Wurzeln der Biographieforschung sind weit verzweigt. Aus der Völkerkunde stammt das Interesse an der Beschreibung herausragender Persönlichkeiten (bspw. Herrscher-geschichten und Heldensagen) (vgl. Alheit/ Dausien 2009). Aus der Psychologie und Psychiatrie rührt das Interesse am „*Werden der Persönlichkeit*“ (ebd.:85) und die Be-schäftigung mit dem „*Lebensgang*“ (ebd.) einer einzelnen Person – ohne dass es sich dabei um eine herausragende Persönlichkeit handelt. In den Sozialwissenschaften besteht ein Interesse für die Lebenslagen unterschiedlicher Sozialschichten (vgl. ebd.). Speziell in der soziologischen Biographieforschung liegt der Fokus auf lebensgeschichtlichen Äußerungen, in denen subjektive Erfahrungen zum Ausdruck kommen. Die Unter-suchung persönlicher Lebensberichte (sprich Biographien) dient der Analyse sozialer Prozesse und Gesetzmäßigkeiten (vgl. ebd.). So wird zumeist die Studie „*The Polish Peasant in Europe and America*“ von William I. Thomas und Florian Znaniecki (1958)¹³ als Grundstein soziologischer Biographieforschung angesehen.

Zur Methodologie merken Thomas und Znaniecki an, dass sie durch die Analyse der Er-fahrungen und Einstellungen eines einzelnen Menschen Daten und „*Fakten*“ (Thomas/ Znaniecki 1958, II: 1831) generieren, die nicht nur auf das Individuum begrenzt sind, „*sondern die als mehr oder weniger allgemeine Klassen von Daten und Fakten be-handelt werden und so für die Bestimmung von Gesetzmäßigkeiten des sozialen Pro-zesses genutzt werden können*“ (ebd.). Ziel der Autoren ist es, Beziehungen zwischen den Einstellungen und Wahrnehmungen des Biographen und den sozialen und struk-turellen Gegebenheiten herauszuarbeiten und zu verstehen. Es handelt sich hierbei, und in der soziologischen Biographieforschung insgesamt, um eine Perspektive, die

¹³ In Band I der Studie wird neben der theoretischen Grundlage vor allem die Geschichte der bäuerlichen Gemeinschaft in Polen mit ihrer herrschenden Familienordnung dargestellt. Eine Familienordnung, in der Individualisierung keine große Rolle spielt. Der Fokus der Autoren liegt auf der Auflösung dieser Gemeinschaft in der Entstehungszeit der Studie (1918) durch die Immigration polnischer Bauern nach Amerika. Als Material werden Briefe zwischen Immigranten und Daheimgebliebenen, Leserbriefe und Presseartikel herangezogen. In Band II wird die Lebensgeschichte von Wladek W. zum Material, welche er im Auftrag der Autoren selbst zu Papier gebracht hat. Durch Anmerkungen in Fußnoten folgen die Autoren der Lebensgeschichte des polnischen Bauern in Amerika und sehen in seiner Lebensgeschichte ein Abbild allgemeiner sozialer Prozesse. Der Prozess, den sie anhand von Wladek's Biographie herausarbeiten, dreht sich um den Wandlungsprozess polnischer Bauern, die sich in Amerika, fern ab der alten Familienordnung, einer neuen Sozialorganisation anpassen müssen (vgl. Fuchs-Heinritz 2009).

subjektive Einstellungen und gesellschaftlich geltende „*Werte*“ (Alheit/ Dausien 2009:289) gleichermaßen als konstitutiv für eine soziale Situation sieht.

In meiner Untersuchung nehme ich im Gegensatz zu Thomas und Znaniecki nur einen Teil der Biographie der Interviewpartner in den Blick – ihre Berufsbiographie. Aber auch mir geht es bei der Analyse des Kontextes darum, wie die sozialen und strukturellen Aspekte, die die berufliche Situation der Postdocs prägen, von den Individuen selber wahrgenommen werden. Ob sich daraus Regelmäßigkeiten nach Disziplin und/oder Geschlecht herausfinden lassen, bleibt abzuwarten. Zu erwarten ist zumindest, dass sich Unterschiede entlang dieser zwei Aspekte ausmachen lassen. Theoretisch arbeite ich hierzu mit dem bereits kurz beschriebenen Konzept der biographischen Unsicherheit nach Wohlrab-Sahr.

Da es mir um die Betrachtung von Wahrnehmungen biografischer Unsicherheit geht, habe ich mich für ein qualitatives Forschungsdesign entschieden. Das empirische Material wurde mittels teilnarrativer Interviews erhoben. Diese offene Interviewform, die auf der autobiographischen Erzählung basiert, ermöglicht es, den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern ihre Lebensgeschichte oder auch Phasen und Bereiche ihres Lebens entlang eigener Relevanzen zu erzählen. Dadurch wird deutlich, in welchen Sinnzusammenhang sie ihre Erlebnisse einbetten. Über das Erkennen dieser subjektiven Bedeutungsstrukturen können die individuellen Wahrnehmungen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner, hier speziell zu biographischer Unsicherheit, herausgearbeitet werden. Ziel ist es, durch die Analyse des empirischen Materials unterschiedliche Typen von Postdoktorandinnen und Postdoktoranden herauszubilden, die etwas über die unterschiedliche Wahrnehmung biographischer Sicherheit oder Unsicherheit in den Disziplinen Maschinenbau und Soziologie aussagen.

In Anlehnung an Wohlrab-Sahr verwende ich das Begriffspaar Sicherheit und Unsicherheit und nicht den Begriff Risiko, wie beispielsweise Beck (1986). Dem Begriff Risiko wohnt immer auch die Erwartung eines möglichen, zukünftigen Schadens inne – er ist also mehr noch als der Begriff Unsicherheit von vornherein mit einer negativen Konnotation verbunden (vgl. Wohlrab-Sahr 1993).

Ebenso ziehe ich den Begriff Unsicherheit dem Begriff der Prekarität vor. Der Prekaritätsbegriff setzt objektiv beschreibbare Unsicherheit voraus. Dies gibt aber keine Auskunft darüber, wie diese wahrgenommen wird. Objektiv beschreibbare Unsicherheiten, wie sie sich hinter sogenannten prekären Verhältnissen verbergen, müssen vom

Individuum nicht zwangsläufig als prekär im eigentlichen Wortsinn¹⁴ wahrgenommen werden. Mit dem Unsicherheitsbegriff soll eine derartige Zuspitzung der Perspektive vermieden werden, um den Blick zu öffnen für individuelle Wahrnehmungen.

Der Aufbau dieser Arbeit orientiert sich am Forschungsprozess selbst. Entgegen der üblichen Anlage wissenschaftlicher Arbeiten, bei dem nun der Forschungsstand folgen würde, beginne ich im zweiten Kapitel mit den Ausführungen zur theoretischen Rahmung. Hier lege ich ganz deutlich voneinander getrennt die Begriffe Lebenslauf und Biographie in ihrer Lesart für diese Arbeit dar (Kapitel 2.1 und 2.2). Darauf aufbauend erschließe ich die Theorie der biographischen Unsicherheit (Wohlrab-Sahr 1993) (Kapitel 2.3 und 2.4). In Anlehnung an bereits vorhandene Studien mit diesem Konzept entwickle ich das methodische Handwerkszeug zur Analyse des empirischen Materials für diese Arbeit (Kapitel 2.5 und 2.5.1). Zur Beantwortung der Forschungsfrage gehe ich mit fünf Analysekatégorien an das Material heran: *biographischer Gesamtzusammenhang*, *Basissicherheit*, *Konstruktion von Zukunft*, *biographisches Handeln* und schließlich die *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit*. Im Hinblick auf das biographische Handeln nehme ich eine weiterführende Spezifizierung der Theorie vor. Diese wird im Forschungsstand (Kapitel 3) herausgearbeitet. Unter der genannten Analysekatégorie wird bei Eßer und Zinn (2001, 2003) bisher die Bezugnahme der eigenen Biographie zum *Normallebenslauf* gefasst. Im Hinblick auf meine Untersuchungsgruppe der Postdocs erweitere ich diese Analysekatégorie um die Bezugnahmen zu *Normalitäten in der Wissenschaft*.

Um diese benennen zu können, arbeite ich entlang aktueller Studien übliche Karrierewege in der Wissenschaft, sowie formale und informelle Anforderungen im wissenschaftlichen Feld auf, um darüber einen Zugang zu wahrgenommenen Normalitäten in der Wissenschaft zu erhalten (Kapitel 3.1 - 3.3).

An den Forschungsstand schließt sich das Kapitel zur Methodenauswahl (Kapitel 4) an. Neben der Konzeption der Untersuchung und den Überlegungen, die zu einem qualitativen Forschungsdesign geführt haben, gehe ich hier auf die Auswahl des Samples, die Konzeption der Leitfäden und den Zugang zum Feld ein. Ebenso beleuchte ich die Erhebungsmethode des teilnarrativen Interviews sowie die Auswertungsmethode des subsumptiven Kodierens (Kapitel 4.1 - 4.5).

Es folgen die Analyseteile der jeweiligen Untersuchungsgruppen (Kapitel 5 und 6). Die Kapitel weisen dabei stets den gleichen Aufbau auf. Ich beschreibe in diesen Teilen die

¹⁴ Misslich, schwierig, heikel (vgl. Motakef 2015).

herausgearbeiteten Typencharakterisierungen. Hierzu beginne ich, um einen Einstieg in das Material zu erhalten, für jeden Typen mit dem Kurzportrait und der Sequenzmusterbeschreibung eines Referenzfalles. Nachfolgend detailliere ich die Typencharakterisierung entlang der bereits genannten Analysekategorien. Am Ende der jeweiligen Teiluntersuchung wird eine Zusammenfassung der jeweiligen Typen aus den beiden Disziplinen stehen (Kapitel 5.6 und 6.5).

Diese Zusammenfassung bezieht sich jedoch ausschließlich auf die Typen innerhalb einer untersuchten Disziplin. Eine Zusammenschau der Ergebnisse findet sodann im Schlusskapitel statt (Kapitel 7). Hier stelle ich zunächst Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Typen dar, gehe anschließend in geraffter Form auf Ergebnisse ein (Kapitel 7.1), nehme darauf eine methodische Reflexion meiner Arbeit vor (Kapitel 7.2) und gebe schließlich einen Ausblick (Kapitel 7.3). Dieser Ausblick wird vor allem darin bestehen, Desiderate, welche im Zuge der Arbeit deutlich wurden, näher zu bestimmen und einen Vorschlag abstrakterer, sich von den untersuchten Disziplinen abhebenden Typen zu unterbreiten. Diese abstrakten Typen können in der vorliegenden Arbeit nicht mehr in Gänze ausgeführt werden, sollen so aber als Entwurf und Einladung für weitere Untersuchungen gesehen werden.

2. Lebenslauf, Biographie und (Un-)Sicherheit – der theoretische Rahmen

Wie von Max Weber beschrieben, ist der wissenschaftliche Werdegang in Bezug auf seine äußeren Verhältnisse, die nötigen wissenschaftlichen „Einfälle“ (Weber/Dirk 2002:483) und seine Planungssicherheit ein „wilder Hazard“ (ebd.:481). In dieser Arbeit soll es darum gehen, die Perspektive auf die Postdocs zu richten und zu fragen, wie die vorherrschenden Unsicherheiten durch äußere Verhältnisse in wissenschaftlichen Werdegängen vom wissenschaftlichen Nachwuchs selbst wahrgenommen werden und des Weiteren wie sie damit umgehen. Bei individuellen Wahrnehmungen zu Werdegängen, oder auch größer gefasst zu Lebensläufen, handelt es sich um eine biographische Perspektive. Einen Vorschlag, wie die biographische Perspektive in Zusammenhang mit zunehmend unsicherer werdenden Lebensläufen gebracht werden kann, hat Monika Wohlrab-Sahr mit dem Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit (Wohlrab-Sahr 1993) gemacht.

In diesem Kapitel werde ich mit dem Ansatz der biographischen (Un-)Sicherheit die theoretische Herangehensweise für diese Arbeit herausarbeiten. Hierfür kennzeichne und spezifiziere ich zunächst Begriffe der Lebenslauf- und Biographieforschung. Dies ist zum einen notwendig, um spezielle Lesarten der einzelnen Begriffe zu verdeutlichen und um darzustellen, wie sie in der vorliegenden Untersuchung verstanden werden sollen. Zum anderen ist es erforderlich, zunächst zugrundeliegende Theorien zum Verständnis von biographischer (Un-)Sicherheit zu klären. Hierzu zählt das Konzept des (Normal-)Lebenslaufs, der (Normal-)Biographie sowie von Deinstitutionalisierungstendenzen.

Bei der Auseinandersetzung mit dem Begriff Lebenslauf ist mir besonders wichtig, soziologische Ansätze des Normallebenslaufs herauszuarbeiten. Die Theorie der biographischen Unsicherheit rekurriert auf die normative Wirksamkeit eines Normallebenslaufes und Tendenzen einer Deinstitutionalisierung von Lebensläufen. Nach Wohlrab-Sahr wird der Lebenslauf über die Form des Normallebenslaufs zum „*Sicherheitskonstrukt*“ (Wohlrab-Sahr 1993:37). Nimmt der Normallebenslauf über Deinstitutionalisierungstendenzen in seiner praktischen Gültigkeit¹⁵ ab, so steigt biographische Unsicherheit (vgl. Wohlrab-Sahr 1993). Um genau zu bestimmen, was in dieser Arbeit mit Normallebensläufen gemeint ist, werde ich die verschiedenen Lebenslaufansätze von Lévy (1977; 1996), Mayer (1987; 1990) und Kohli (1985) darstellen und herausarbeiten. Dies geschieht relativ ausführlich, da ich so darlegen kann, weshalb ich mich im Verlauf meiner Arbeit auf Kohlis Arbeiten stütze.

In der Auseinandersetzung mit dem Konzept Biographie arbeite ich heraus, welcher Unterschied aus soziologischer Perspektive zum Lebenslauf besteht. Hier stelle ich insbesondere die Rolle der Individuen bei der Konstruktion ihrer Biographien dar. Auch dies geschieht wiederum aus zwei Gründen. Zum einen ist dies von besonderer Bedeutung, wenn es um das Konzept der *biographischen (Un-)Sicherheit* geht – es verdeutlicht die Perspektive des Ansatzes. Zum anderen führe ich hier bereits an grundlegende methodische Aspekte heran, die in einem späteren Kapitel wiederaufgenommen werden.

In einem nächsten Schritt stelle ich die Entwicklungen der Deinstitutionalisierung in Bezug auf Lebenslauf dar. Dieser Schritt ist notwendig, da sich die Theorie der biographischen (Un-)Sicherheit ursächlich auf Aspekte von Deinstitutionalisierungstendenzen stützen. Die Relevanz aller im Vorfeld besprochenen Ansätze für meine Arbeit

¹⁵ Ich gehe davon aus, dass er normativ noch Gültigkeit besitzt und als Referenzfolie für Biographien herangezogen wird.

liegt also in der Heranführung an das theoretische Konzept, mit welchem hier gearbeitet werden soll, aber auch in der Klärung von Begriffen und Lesarten.

Schließlich werde ich die Theorie der biographischen (Un-)Sicherheit (Wohlrab-Sahra 1993) einführen. Dies wird zunächst auf einer erklärenden Ebene stattfinden. Entlang verschiedener empirischer Studien, die mit diesem Konzept arbeiten, entwickle und spezifiziere ich in der Folge das theoretische Werkzeug für diese Arbeit. Ziel dieses Kapitels ist somit, die Theorie der biographischen (Un-)Sicherheit erklärend entlang der beschriebenen Teilschritte einzuführen, um dann in einem zweiten Schritt das Konzept für die Analyse meines Untersuchungsgegenstandes handhabbar zu machen.

2.1 Lebenslauf

Der Lebenslauf aus soziologischer Perspektive ist die äußerliche Darstellung von Lebensphasen oder Sequenzen (vgl. Sackmann/ Wingens 2001). Er beschreibt die Abfolge von Aktivitäten und Ereignissen in verschiedenen Lebensbereichen und Handlungsfeldern und bildet den „*faktisch-chronologischen Fortgang des Lebens*“ ab (Sander 2012:93). Die Betrachtung des Lebenslaufs schließt somit lediglich die Betrachtung einer objektivierbaren Abfolge von Aktivitäten in individuellen und institutionalisierten Bereichen ein. Genauso soll der Begriff Lebenslauf für diese Arbeit verstanden werden. Ich nehme eine klare Trennung der Konzepte Lebenslauf und Biographie vor. Die weiteren Ausführungen speziell zu Diewald (2010) machen deutlich, dass diese Trennung nicht immer ganz selbstverständlich stattfindet. Für mich ist die genaue Begriffsbestimmung und Einhaltung wichtig, da es sich bei Biographie und Lebenslauf um theoretisch verschiedene Perspektiven mit unterschiedlichen methodischen Konsequenzen handelt. Während methodisch mit dem Lebenslauf objektivierbare Stationen oder Sequenzen eines Werdeganges abgebildet werden können, handelt es sich bei der Biographie um individuelle Konstruktionsleistungen. Um ein Verständnis für die Wahrnehmung spezifischer Aspekte in den Biographien von Individuen zu erlangen, ist es wichtig zu verstehen, wie objektivierbare Aspekte des Lebenslaufs in den Biographiekonstruktionen interpretiert werden. Hierfür müssen die unterschiedlichen Perspektiven zuvor jedoch klar voneinander getrennt werden. Im Zusammenhang mit der Theorie der biographischen (Un-)Sicherheit geht es vor allem um die Bezugnahmen zum Normallebenslauf in der individuellen Biographie.

Innerhalb der Gesellschaft hat sich für den Lebenslauf eine bestimmte, übliche Abfolge von Sequenzen etabliert. Sie fungiert als ordnender Rahmen und gibt den Möglichkeitshorizont der jeweils nächsten Schritte im weiteren Lebensverlauf vor. Dieser Orientierungsrahmen spiegelt sich im sogenannten Normallebenslauf wieder – er integriert feste Bestandteile wie Normalarbeitsverhältnis, Sozialversicherungswesen, Schulpflicht und Familienkonzepte (vgl. Sander 2012). Wie für den Lebenslauf, als objektivierbare, chronologische Abfolge von Stufen und Ereignissen, gilt für den *Normallebenslauf* der Bezug auf einen objektivierbaren Verlauf und auf die Einbindungen in verschiedene Kontextinstitutionen. *Normalbiographien* beziehen sich hingegen auf gesellschaftliche Deutungsmuster mit ihren normativen Implikationen. Dies ist, wie bereits angemerkt, begrifflich wie theoretisch klar voneinander zu trennen. Nach Diewald stellen „*Normalbiographien [...] in doppelter Hinsicht gesellschaftliche Ordnungsmuster dar: einerseits als faktisch sozial standardisierte Sequenzen von Lebensereignissen und –phasen, andererseits als normative Geltung beanspruchende oder auch unbewusst habitualisierte Vorstellung über die Gestaltung des Lebens in seiner zeitlichen Abfolge*“ (Diewald 2010:26). Hier verbindet er zweierlei Konzepte unter der Überschrift *Normalbiographie*. Nach einer Lesart, die Lebenslauf und Biographie klar voneinander abgrenzt, spricht Diewald nur im ersten Teil des Zitates von *Normallebensläufen*. Der zweite Teil des Zitates bezieht sich auf *Normalbiographien*. Was Diewald aber zeigen möchte ist, dass individuelle Lebensläufe „*nicht rein zufällig oder voluntaristisch*“ (ebd.:27) sind. In den meisten Fällen resultieren sie nicht aus aktiven Entscheidungen, Plänen und Wünschen der Individuen, sondern sind ein Ergebnis dessen, welche Form der Lebensführung eine Gesellschaft ihren Mitgliedern ermöglicht. Sicherlich kann der Lebenslauf als Entsprechung der eigenen Wünsche und Pläne wahrgenommen werden, hier hat man es nach Diewald jedoch eher mit einer nachträglichen Konstruktionsleistung des Individuums zu tun (vgl. ebd.¹⁶).

Zur Untersuchung von Normen und Konventionen in Bezug auf Lebensläufe wurden in der soziologischen Lebenslaufforschung verschiedene Theorien entwickelt. Das Interesse dieser Forschungslinie richtet sich auf die objektivierbare Abfolge des Lebenslaufs, die Abfolge von Positionen und Mitgliedschaften in institutionellen Ordnungen und gesellschaftlichen Orientierungsschemata (vgl. ebd.). Diese Aspekte sind in den verschiedenen Lebenslauftheorien von René Lévy (1996), Karl Ullrich Mayer (1987; 1990) und Martin Kohli (1985) in unterschiedlicher Ausprägung enthalten. Allen drei Ansätzen

¹⁶ Vgl. hierzu auch die Ausführungen zu Bourdieu in dieser Arbeit (s. Kapitel 2.2.1).

ist gemein, dass sie auf eine bestimmte, durch die Gesellschaft hergestellte Abfolge von Institutionen im Lebenslauf rekurren und somit auf je spezielle Formen eines *Normallebenslaufs* hinauslaufen. Im Folgenden stelle ich die drei Ansätze dar, um die begründete Auswahl von Kohlis Konzept für diese Arbeit zu verdeutlichen. Zusätzlich werde ich Helga Krügers Arbeit zur prozessualen Ungleichheit in Lebensläufen darlegen, um die Bedeutung von Geschlecht für Lebensläufe herauszuarbeiten. Dies alles geschieht im Hinblick auf die Hinführung auf den theoretischen Rahmen der biographischen (Un-)Sicherheit.

2.1.1 Der Lebenslauf als Statusbiographie nach R. Lévy

Lévy bezieht sich in seinen Arbeiten zum Lebenslauf auf die Makroebene. Er betrachtet die erzielten Positionen der Individuen im Gesellschaftsgefüge. Dabei stellt er das Lebensalter als Strukturierungsmoment in den Fokus. Nach ihm ist der Lebenslauf als Statusbiographie¹⁷ zu betrachten: „[...] a persons's specific sequence of participation-position-role configurations“ (Lévy 1996:83). Danach erfolgt im Laufe des Lebens eine Bewegung durch die gegebene Sozialstruktur, welche von jedem subjektiv interpretiert und objektiv, im Sinne einer soziologischen Analyse, nachgezeichnet werden kann. Obwohl Lévy mit der Betrachtung der gesellschaftlichen Gesamtstruktur die Makro-Perspektive in den Vordergrund rückt, legt er doch auch einen Akzent auf die Individuen. Er bezieht die subjektiven Interpretationen ihrer errungenen Positionen mit ein¹⁸.

Er erarbeitet eine Theorie des institutionalisierten Lebenslaufs, die Mikro- und Makro-Perspektive zu verbinden versucht. Dabei meint er mit der Institutionalisierung des Lebenslaufs die strukturierende Wirkung der Institutionen auf den Lebenslauf – diese sei aber ohne die entsprechende subjektive Konstruktion nicht denkbar. Er geht sogar noch einen Schritt weiter. So können sich Lebenslaufmuster auch unabhängig von den auf sie einwirkenden Institutionen wandeln und auf die Institutionen zurückwirken (vgl. Lévy 1996).

In seinem Verständnis von Institutionalisierung unternimmt Lévy eine Reihe von Unterscheidungen. Zunächst differenziert er zwei Formen der Institutionalisierung. Unter der

¹⁷ Da Lévy's Ansatz sich im Wesentlichen auf das Durchlaufen von Positionen innerhalb der gesellschaftlichen Strukturen konzentriert, ist der Begriff Biographie ungünstig – Statuslebenslauf wäre der günstigere Begriff (vgl. Scherger 2007, Sander 2012).

¹⁸ Der Punkt der subjektiven Interpretation ist dem Konzept der Biographie zuzuordnen. Der besseren Lesbarkeit halber soll der Punkt an dieser Stelle dennoch bestehen bleiben.

ersten Form, der strukturellen Institutionalisierung („*structural institutionalization*“ (ebd.:93)), versteht er die objektiven Regelungen, die die Abfolge spezifischer Statuskonfigurationen im Lebenslauf herbeiführen. Unter dem Begriff der kulturellen Institutionalisierung („*cultural institutionalization*“ (ebd.:93)) bezieht er sich auf Ideologien, Vorstellungen und Repräsentationen, die über den Sozialisationsprozess von den Gesellschaftsmitgliedern übernommen werden. Normative Modelle des Lebenslaufs sind nach Lévy dann am wirksamsten, wenn sie sowohl strukturell als auch institutionell gefestigt sind (vgl. ebd.).

Neben der Unterscheidung in strukturelle und institutionelle Institutionalisierung unterscheidet Lévy zudem in vereinheitlichende („*unifying*“ (ebd.:96)) und fragmentierte („*fragmented*“ (ebd.:96)) Institutionalisierung. Damit stellt er heraus, dass Lebensläufe nicht einheitlich geregelt werden müssen – bestimmte Regelungen können ganz unterschiedlich auf verschiedene Personen oder Personengruppen einwirken. Schließlich differenziert er noch danach, ob Institutionen einen direkten (z.B. durch die Rentenregelungen) oder indirekten (z.B. alltagszeitliche Ordnungen) Einfluss auf Lebensläufe ausüben (vgl. ebd.).

Im Gegensatz zu den zwei folgenden Theorien von Mayer und Kohli betrachtet Lévy dezidiert männliche und weibliche Lebensläufe. Er stellt fest, dass das Merkmal Geschlecht eine „*starke Varianz der Statusbiographien bedingt*“ (Lévy 1977:43). Diese geschlechtsspezifischen Unterschiede betreffen nach Lévy vor allem den Lebenslauf im Erwachsenenalter und beziehen sich größtenteils auf die Bereiche Familie und Beruf. Danach ist die Statusbiographie des Mannes durch eine „*fortdauernde, vom Familienzyklus unabhängige Berufstätigkeit*“ (ebd.) geprägt. Die weibliche Statusbiographie hingegen ist bestimmt durch die Aufgabe oder zumindest der Reduktion der Berufstätigkeit zu Gunsten der Familie (vgl. ebd.).

Lévys Konzept ist sehr stark auf die strukturelle Perspektive fokussiert. Die Interpretationen der individuellen Lebensläufe werden für diese Arbeit nicht genügend ins Zentrum der Betrachtung gerückt. Zudem geht Lévys Verständnis des institutionalisierten Lebenslaufs nicht weit genug auf die normative Wirkung des Normallebenslaufs ein. Er versteht unter der Institutionalisierung des Lebenslaufs lediglich die strukturierende Wirkung der Institutionen auf den Lebenslauf – inwieweit diese Strukturierungen normative Wirkungen entfalten, bleibt offen. Wie die weiteren Ausführungen zeigen werden, ist es vor allem Kohli, der dem Lebenslauf als Institution eine solche Wirkung zuschreibt. Diese normative Wirkung des Normallebenslaufs sehe

ich als ursächlich dafür an, dass der Normallebenslauf als „*Sicherheitskonstrukt*“ (Wohlrab-Sahr 1993:37) im Konzept der biographischen Unsicherheit angesehen werden kann.

2.1.2 Der durch Institutionen geregelte Lebensverlauf nach K. U. Mayer

Mayers Theorie bezieht sich im Vergleich zum Ansatz von Lévy mehr auf die gesellschaftliche Gesamtstruktur. Die Makro-Perspektive wird dabei durch weniger Akzente auf die Individuen noch stärker in den Vordergrund gerückt. Gegenstand seines theoretischen Konzeptes sind ausdrücklich Lebensverläufe im Sinne einer „*Abfolge von Aktivitäten und Ereignissen in verschiedenen Lebensbereichen und verschiedenen institutionalisierten Handlungsfeldern*“ (Mayer 1990:9). Für ihn ist die Gestalt des modernen Lebenslaufs ein Ergebnis gesellschaftlichen Wandels. Er argumentiert, dass sich in ihm die Pluralisierung und Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Sphären widerspiegelt. Dabei konzentriert er sich auf eine Untersuchung der gesellschaftlichen Strukturen, insbesondere von wohlfahrtsstaatlichen Regelungen, da diese für ihn vor allem gestaltend Einfluss auf den individuellen Lebenslauf nehmen. Die Strukturen werden wiederum geformt durch gesellschaftliche Differenzierung. Altersnormen und Bezüge zu Normalbiographien sieht er demgegenüber als sekundär an (vgl. Mayer 1987).

Für jedes Segment des Lebenslaufs macht Mayer eine eigene Handlungslogik der Individuen aus. Diese Logik speist sich jedoch aus der wohlfahrtsstaatlichen, institutionellen Gestaltung des jeweiligen Segments – das Individuum passe sich in seiner Logik der Rationalität der Institution an (vgl. ebd., Scherger 2007). Die individuelle Perspektive rückt also wieder in den Hintergrund.

Anders als Lévy versteht Mayer die Prägung der Lebensläufe durch Institutionen als einseitigen Prozess. Neben den wohlfahrtsstaatlichen Einwirkungen führt Mayer zwei weitere Mechanismen ein, die seiner Meinung nach den Lebenslauf prägen. Erstens spricht er der Abfolge der Geburtskohorten einen prägenden Einfluss zu. So könne beispielsweise die historische Verortung oder auch die schlichte Größe der Geburtskohorte positive wie negative Folgen für den Lebensverlauf der Individuen haben (vgl. Mayer 1990). Zweitens spricht Mayer von einem „*endogenen Kausalzusammenhang*“ (Mayer 1987:69) des Lebenslaufs, da Übergänge und Sequenzen nicht einzeln und unabhängig

voneinander, sondern als sich gegenseitig beeinflussend betrachtet werden müssen. Vergangenes beeinflusst Aktuelles und auch Zukünftiges.

Mayers Theorie weist eine starke Konzentration auf die Strukturebene auf. Werden individuelle Handlungen in den Blick genommen, dann nur unter der Prämisse, dass diese in ihrer Logik der Rationalität der Institutionen folgen. Die individuellen Handlungen und vor allem Wahrnehmungen bleiben unter dieser Perspektive unbeleuchtet. Kulturellen Deutungsmustern, die aus dem Lebenslauf resultieren und auf ihn einwirken, kommen in Mayers Ansatz keine Bedeutung zu. Der Lebenslauf kann nach seiner Lesart nur dahingehend untersucht werden, welche Wirkungen die prägenden Institutionen in Summe auf ihn ausüben. Der normativen Wirkung des Lebenslaufs wird bei Mayer noch weniger Bedeutung beigemessen als bei Lévy. Dieser Aspekt ist jedoch, wie bereits angemerkt, unerlässlich für die Arbeit mit dem Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit.

2.1.3 Der Lebenslauf als Institution nach M. Kohli

Während sich für Mayer der Lebenslauf entlang von Institutionen entwickelt, geht Kohli an dieser Stelle einen Schritt weiter. Für ihn stellt der Lebenslauf selbst eine Institution dar. Im Kern seiner Lebenslauf-Theorie steht die Annahme, dass der Lebenslauf *„[...] als eine soziale Institution konzeptualisiert werden [kann] – nicht im Sinn einer sozialen Gruppierung, d.h. eines Aggregats von Individuen, sondern im Sinn eines Regelsystems, das einen zentralen Bereich oder eine zentrale Dimension des Lebens ordnet“* (Kohli 1985:1). Zur Begründung seiner These beginnt er mit der Analyse historischer Veränderungen. Dabei greift er auf historische Demographie, die Geschichte der Familie und Lebensalter, wie auf Mentalitätsgeschichte zurück, um den Verlauf des Strukturwandels des Lebenslaufs als soziale Institution im europäischen Modernisierungsprozess herauszuarbeiten. Kohli beschreibt einen Transformationsprozess, der den strukturellen Übergang von einem Lebenslaufregime zu einem anderen aufzeigen soll. Entlang dieses Veränderungsprozesses entwirft er sein Konzept des institutionalisierten Lebenslaufs unter Bezugnahme auf fünf zentrale Thesen. Die erste These beschreibt die Verzeitlichung. Der stetige Ablauf der (Lebens-)Zeit wird zum Strukturprinzip des Lebens – als Grundkriterium gilt das Lebensalter. In der Vormoderne gab es *„keine verlässliche Aussicht auf eine gesicherte Lebensspanne irgendeiner Länge“* (Kohli 1985:5). Hohe Sterblichkeitsraten zogen sich über den gesamten Lebensverlauf. Der historische Verlauf zeigt, dass sich Sterblichkeitsraten zunehmend in das höhere Alter verlagert haben. Nicht nur die

Kindersterblichkeit nahm ab, sondern auch die Sterblichkeitsraten Jugendlicher und junger Erwachsener. Die mittlere Lebensdauer hat sich stark verlängert. Mit einer „*verlä[ss]lichen*“ Lebensspanne ist der Grundstein zu einem „*vorhersehbarem Lebenslauf*“ (ebd.:5) gelegt.

Der Kern der zweiten These ist die Chronologisierung. Durch die Ausrichtung der Lebensgestaltung auf das Lebensalter entwickelt sich ein chronologisch standardisierter Normallebenslauf. Die Vergesellschaftung erfolgt nicht mehr wie in vormodernen Gesellschaften über die Zuordnung zu Altersgruppen, sondern über das chronologische Alter. Ablauf und Entwicklung des Lebenslaufs werden aus ständischen und lokalen Bindungen herausgelöst. Die Chronologisierung des Lebenslaufs wird durch wohlfahrtstaatliche Regelungen forciert. Diese setzen geltende Kriterien, die in ihrer Konsequenz zu verbindlichen Altersgrenzen führen. Durch die Verbreitung von zentralen Leistungssystemen wie Schul- und Alterssicherungssystem haben sich in der historischen Entwicklung Lebensläufe angeglichen – wurden homogenisiert (vgl. ebd.). In den zentralen Leistungssystemen sieht Kohli die Grundlage der Dreiteilung des Lebenslaufs. Danach gliedert sich der Lebenslauf in eine Vorerwerbsphase (Schule/ Ausbildung), eine Erwerbsphase und eine Nacherwerbsphase (Rente).

Der unter der zweiten These beschriebene „*umfassende Prozess der Freisetzung der Individuen*“ (ebd.:3) ist Teil eines in der modernen Gesellschaft neuen Vergesellschaftungsprogramms, welches die Individuen als eigenständige, konstituierende soziale Einheiten begreift – die Individualisierung. Kohli beschreibt dies als dritte These seines Konzeptes. Auch hier verweist er wieder auf die historischen Veränderungen von der Vormoderne zur Moderne. Die Lebensplanung ist in der Vormoderne, anders als in der Moderne, stets nur auf die Familie und deren materielle Grundlage gerichtet (vgl. ebd.). Eine Fokussierung auf das Einzelleben als Gegenentwurf zum „*Hofdenken*“ (ebd.:11) hat sich erst im Zuge der Modernisierung entwickelt. Weg von einer Logik, in der der Lebenslauf durch überindividuell gestellte Situationen führt, hin zu einem Lebenslauf mit „*eigenständige[m] Ablauf- bzw. Entwicklungsprogramm*“ (ebd.:12).

Die Erwerbsarbeitszentrierung beschreibt die vierte These der Theorie. Nach Kohli ist der Lebenslauf in modernen Gesellschaften um das Erwerbssystem herum organisiert, quasi an ihr ausgerichtet. Der Normallebenslauf gliedert sich dementsprechend wie bereits beschrieben in drei Teile: Vorerwerbs-, Erwerbs- und Nacherwerbsphase. Da die Zentrierung um das Erwerbssystem ein zentrales Merkmal des institutionalisierten Lebenslaufs nach Kohli darstellt, kann im Zuge der Dreiteilung auch von „*Vorbereitung*

auf, *Teilnahme am und Ausscheiden aus dem Erwerbsleben*“ (Wohlrab-Sahr 1993:50) gesprochen werden.

Schließlich weist Kohli in einer fünften These auf die Möglichkeit zweier Perspektiven bei der Betrachtung des institutionalisierten Lebenslaufs hin. Aus der einen Perspektive kann man den Lebenslauf als Regelsystem, als Ablauf von Sequenzen und Karrieren aus einer objektiven Perspektive betrachten - eine Betrachtung der Sequenzialität des Lebenslaufs. Die zweite Perspektive – die Betrachtung der Biographizität – ist in der klaren Trennung zwischen Lebenslauf und Biographie wie sie für diese Arbeit gelten soll, dem Konzept der Biographie zuzuordnen. Dementsprechend werde ich diesen Aspekt erst unter dem nächsten Punkt dieses Kapitels behandeln (vgl. Kapitel 2.2).

Die beschriebenen Aspekte des Strukturwandels sind nach Kohli als Antworten auf vier gesellschaftliche Problemlagen zu sehen, die die Institutionalisierung des Lebenslaufs forcierten. Die Darstellung dieser Problemlagen folgt an dieser Stelle, um ein vollständiges Bild von Kohlis Konzept zu ermöglichen. Ebenso ist die Beschreibung der folgenden Dimensionen für ein besseres Verständnis der im übernächsten Teilabschnitt beschriebenen Deinstitutionalisierungstendenzen hilfreich. Sie beschreiben in einem vorgeschalteten Schritt Rationalisierungstendenzen, die nach Kohli zum institutionalisierten Lebenslauf geführt haben.

Die erste Dimension, die die Chronologisierung des Lebenslaufs zur Folge hatte, ist der „*Druck nach Rationalisierung*“ (ebd.: 14). Kohli verweist darauf, dass die Rationalisierung auf verschiedenen Ebenen stattgefunden hat. Auf der Ebene der staatlichen Leistungssysteme ist das chronologische Alter gegenüber dem funktionalen Alter der Individuen praktikabler. Es ermöglicht einen regelhaften und berechenbaren Durchlauf der Gesellschaftsmitglieder durch das soziale Sicherungssystem. Auf der Ebene des Wirtschaftens führt eine Rationalisierung zum Ausschluss „*sachfremde[r] Orientierungsprinzipien und Wertorientierungen*“ (ebd.:14). Hierdurch werden Lebensbereiche spezifischer ausdifferenziert. Familiäre Belange oder auch Zeiten der Ausbildung werden aus Gründen der Produktivität aus der Sphäre des Wirtschaftens ausgelagert.

Schließlich bezieht sich Kohli noch auf die Rationalisierung auf der Ebene des Individuums. Unter der Perspektive der Selbsttypisierung ergibt die Chronologie des Lebenslaufs die „*Bezugsachse für die eigene `methodische Lebensführung`*“ (ebd.:15). Das chronologische Alter wird zur Richtschnur für „*Bilanzierungsprozesse*“ (ebd.). Unter der Perspektive der Fremdtypisierung dient die Chronologie des Lebenslaufs zur gegen-

seitigen Einschätzung der Individuen. Diese bezieht sich nicht nur auf Vergangenes, sondern antizipiert auch Zukünftiges. Auch an dieser Stelle verschwimmen die Grenzen zwischen den Konzepten Biographie und Lebenslauf. Individuelle „*Bilanzierungsprozesse*“ (ebd.) sind der Biographie zuzuordnen. Diese Vermengung von Biographie und Lebenslauf führt Kohli auch bei seinen weiteren Erklärungen fort, wenn er z.B. von „*perspektivische[r] Orientierung*“ (ebd.) spricht. Da es sich hier jedoch schlicht um die Klärung der Voraussetzungen für die vorgestellte Theorie handelt, bleiben jene Aspekte an dieser Stelle stehen.

Die zweite Problemlage, die Kohli anspricht, ist die Notwendigkeit, soziale Kontrolle im historischen Veränderungsprozess aufrecht zu erhalten. Die Institutionalisierung von Altersgrenzen stellt eine Kombination von Rationalisierung und sozialer Kontrolle dar. Da die Vergesellschaftung im Zuge der Freisetzung der Individuen aus ständischen und lokalen Bindungen nicht mehr über die Familie als äußerer Kontrolle vorstättgehen konnte, musste die neue Vergesellschaftungsform stärker auf der Ebene des Individuums ansetzen. „*Ein wesentlicher Teil dieser neuen Vergesellschaftungsform ist die Institutionalisierung des Lebenslaufs als Ablaufprogramm und mehr noch als langfristige perspektivische Orientierung für die Lebensführung*“ (ebd.).

Eine weitere Problemlage, auf die nach Kohli die Institutionalisierung des Lebenslaufs antwortet und welche eng mit der Dimension der Rationalisierung verbunden ist, ist die Sukzession. Fallen die „*geschlossenen Positionssysteme*“ (ebd.:16) des „*Hofdenken[s]*“ (ebd.:11) weg, in denen neues Personal stets aus dem erweiterten familialen Umfeld rekrutiert wurde, und werden ersetzt durch einen Marktwettbewerb, braucht es neue Regelungen. Eine dieser neuen Regelungen war das Rentensystem, da durch Verrentung Platz für nachrückende Arbeitskräfte geschaffen werden konnte. In der Vormoderne war das Ausscheiden aus dem aktiven Arbeitsleben durch den Nachfolgenden nicht obligatorisch. Nach Kohli ist die Entstehung und Ausgestaltung des Rentensystems eine Antwort auf die strukturellen Probleme einer rationalen Arbeitsorganisation.

Die vierte Problemlage stellt für Kohli das Verhältnis der verschiedenen Lebensbereiche dar. Da Haushalt und Erwerbsarbeit meistens nicht mehr am gleichen Ort stattfinden, muss eine neue Form der Integration gefunden werden. In welcher Form genau der Lebenslauf als Institution eine Antwort darauf gibt, bleibt in Kohlis Ausführungen offen. Zur Analyse gegenwärtiger Phänomene weist Kohlis Konzept eine entscheidende Schwäche auf. Sein Konzept entwickelte er in der Mitte der 1980er Jahre und bezieht sich in seinen Ausführungen auf die Wirtschaftswunderjahre der 1950er- 1970er Jahre

(vgl. Diewald 2010). In dieser Zeit stellt es sich so dar, dass Frauen meist auf die Reproduktionsarbeit in der häuslichen Sphäre beschränkt waren. So verwundert es nicht, dass Kohli sich in seinen Ausführungen zur Dreiteilung und Erwerbsarbeitszentrierung des Lebenslaufs ausschließlich auf das männliche Ernährermodell bezieht. Diese Perspektive kann in einer Auseinandersetzung mit diesem Konzept in der heutigen Zeit sicherlich nicht unkommentiert stehen bleiben.

Erwerbsarbeit wird heute nicht mehr nur einem Geschlecht zugeschrieben. Dennoch scheinen Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Normallebensläufen zu existieren. Im weiblichen Normallebenslauf wechseln sich oftmals entlohnte Phasen der Erwerbsarbeit und nicht entlohnte Phasen der Familienarbeit ab. Familiäre Aufgaben werden zumeist der Frau zugesprochen. Stehen biographische Entscheidungen an, so ist es auch meist sie, die sich zu Gunsten der Familien und gegen die eigenen Karrierebestrebungen entscheidet (vgl. Born et al. 1996). Eine sehr enge und fast ausschließliche Verknüpfung des Lebenslaufs mit der Erwerbsarbeit, wie Kohli sie vornimmt, trifft häufig nur auf männliche Lebensläufe zu. Die von ihm angenommene Dreiteiligkeit des Lebenslaufs ist nur in seltenen Fällen auf weibliche Lebensläufe anzuwenden.

Eine schlichte Unterscheidung in einen männlichen und einen weiblichen Normallebenslauf scheint an dieser Stelle jedoch zu kurz gefasst zu sein. Um zu verstehen, wie Geschlecht und Lebenslauf aufeinander bezogen sind, wird Krügers Ansatz zur prozessualen Ungleichheit (Krüger 1995) eingeführt.

2.1.4 Geschlecht und Institutionenverknüpfungen im Lebenslauf nach H. Krüger

Helga Krüger zeigt auf, dass Institutionen, die im Lebensverlauf durchlaufen werden, nicht neutral sind, sondern Vergeschlechtlichungen in sich tragen.

Die Lebenslaufforschung und die Ungleichheitsforschung haben sich nach Krüger unabhängig voneinander entwickelt. Ihr geht es in ihrem Aufsatz „Prozessuale Ungleichheit. Geschlecht und Institutionenverknüpfungen im Lebenslauf“ (Krüger 1995) darum, „*das Verhältnis der Institutionen untereinander und in ihrem Bezug zu Geschlecht und Ungleichheit genauer zu bestimmen*“ (ebd.:134). Es gilt, soziale Ungleichheit und Lebenslauf miteinander zu verbinden. Sie fragt danach, wie die „*Standardisierung von männlichen und weiblichen Lebensläufen als strukturierte Wege durch die Sozialstruktur in Theorien sozialer Ungleichheit eingehen kann*“ (ebd.:134). Dabei konzentriert sie sich auf die Kategorie Geschlecht und fragt weiterhin danach, wie sich dieses als „*Ungleich-*

heitsproduzent“ (ebd.:134) mit den gängigen Parametern gesellschaftlich strukturierter Ungleichheit verknüpfen lässt.

In Anlehnung an Lévy sieht Krüger Organisationen als „*Schaltstelle*“ (ebd.:136) zwischen Individuen und der Ungleichheitsstruktur einer Gesellschaft. In dieser Perspektive verortet sie eine Betrachtungsweise, die den weiblichen Lebenslauf nicht nur als abweichend vom männlichen Lebenslauf beschreibt, sondern die erklären kann, wie sich geschlechtsspezifische Segregation in vertikale Ungleichheit im Lebenslauf transformiert (vgl. ebd.). Unter dieser Prämisse betrachtet Krüger die „*Zuordnung der segregativen Gestaltungsmacht von Institutionen zu Lebensphasen*“ (ebd.:137) und ihrer Beziehung zueinander. Dabei unterscheidet sie in Linkage-Institutionen und Konfigurationsinstitutionen. Als erstere lassen sich Schulen und Berufsausbildungen zwischen Herkunftsfamilie und „*Erwachsenen-Lebenslauf*“ (ebd.:137) identifizieren. Zweitere strukturieren den „*Erwachsenen-Lebenslauf*“ (ebd.), sind in ihrer „*organisatorische[n] Verfaßtheit*“ (ebd.) aufeinander bezogen und nehmen Geschlecht als Gestaltungsprinzip in sich auf. Darunter fallen Familie, Bildungs- und Erwerbssystem sowie staatliche Sozialpolitik. Schließlich differenziert sie noch Anliegerinstitutionen als Institutionen des Sozialstaates.

Zunächst nimmt Krüger die Linkage-Institutionen in den Blick. Ihrer Meinung nach, sind als Auslöser für Verteilungen im geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkt nicht einzig Aspirationsniveaus und Berufswahlentscheidungen zu sehen. Vielmehr seien die Auslöser in den Organisationsprinzipen von Bildung und Arbeitsmarkt verankert, in denen ein „*geschlechterdifferenter 'Masterstatus' der Lebensführung*“ (ebd.:140) eingelagert sei.

Historisch gewachsene Berufsstrukturen und Bildungsniveaus stimmen formal überein. Geschlecht schiebt sich jedoch „*als Strukturkategorie zwischen das Verhältnis von Bildungsniveau und Ungleichheitsstruktur*“ (ebd.:139). Mädchen werden betriebsintern durch geschlechterdifferente Zuschreibungen geringere (Aufstiegs-)Chancen zugedacht als Jungen, selbst wenn diese im Bildungsniveau unter den Mädchen liegen. Die Lehrstellen, die dann für die Mädchen laut Autorin noch bleiben, sind jene, die „*das ,weibliche' Arbeitsmarktsegment*“ (ebd.:138) bilden. In diesem Segment finden sich vor allem Berufe mit keinen oder geringen Aufstiegschancen und entsprechenden Einkommen. Das höhere Bildungsniveau, welches Mädchen zuvor in der Schule erworben haben, wird durch diesen Prozess „*aufgefressen*“ (ebd.:138).

Diese „*laufbahnrelevante Segmentierung*“ (ebd.) findet nach Krüger auf allen Qualifikationsniveaus statt. In den unteren Berufsniveaus finden sich zu den Segmentierungen in der Lehrstellenvergabepraxis durch kulturell verfestigte Zuschreibungen auch Segmentierungen innerhalb der Organisation des Berufsbildungssystems selbst. Das Berufsbildungssystem differenziert sich hier in ein duales Lehrlings- und ein vollzeitschulisches Ausbildungsangebot. Diese zwei Übergangswegen bieten somit über das duale Ausbildungsangebot eine Hinführung zu berufsförmig gefassten Tätigkeiten und über das vollzeitschulische Ausbildungsangebot eine Hinführung zu eher „*familial konzipierten Betätigungsfeldern*“ (ebd.:139). Die Ursache dieser Organisationsprinzipien sieht Krüger in der historischen Entwicklung des Ausbildungssystems. Die Lehre mit der dualen Ausbildung war ursprünglich jungen Männern vorbehalten. Diese sollten für den Arbeitsmarkt vorbereitet werden. Das vollschulische Angebot war für Mädchen vorgesehen. Es beschränkte sich auf Bereiche, die an Familienaufgaben oder öffentliche, soziale Dienste heranführten. Diese Ausbildungsbereiche waren tarifrechtlich nicht genormt und wurden nicht als „*Baustein für berufliche Karrierewege*“ (ebd.:139) gefasst. Die Konsequenzen dieser Entwicklung zeigen sich nach Krüger noch heute, wenn ein Großteil vollschulischer Ausbildungen bis dato nicht in ein duales System überführt werden konnte und sie zugleich in der Hand privater Trägerschaften liegen, was z.T. erhebliche Schulgelder nach sich zieht. Die Vorleistungen, die an dieser Stelle, zumeist von Frauen, geleistet werden müssen, können im späteren Berufsleben nicht durch ein entsprechendes Einkommensniveau ausgeglichen werden.

Krüger hat anhand ihrer Ausführungen zur historischen Entwicklung und heutigen Praxis des Bildungs- und Arbeitsmarktes gezeigt, dass die Ausgestaltung der Übergangswegen und die Platzierung im Arbeitsmarkt nicht nur auf hierarchisch gegliederte Positionsverteilungen abzielen, sondern ihnen ein weibliches und männliches Vergesellschaftungsprogramm innewohnt. Die Geschlechter werden an dieser Stelle „*zu den Konfigurationsinstitutionen des Erwachsenenlebenslaufs, zu einer marktzentrierten oder einer familienzentrierten Lebensführung*“ (ebd.:140) zugeordnet. Die Herstellung geschlechtsspezifischer Lebenswege, so zeigt Krüger, verläuft über strukturelle und kulturelle Ebenen. Sie spricht in diesem Zusammenhang vom „*doing gender der Institutionen*“ (ebd.:141).

Auf diese Erkenntnis aufbauend, wendet sich Krüger der Betrachtung der Konfigurationsinstitutionen zu. Hierbei fokussiert sie vor allem die Familie als Konfigurationsinstitution, insbesondere auf familienbedingte Unterbrechungen in weib-

lichen Erwerbsverläufen. In den Forschungsansätzen zu diesem Thema sieht sie drei wesentliche Verkürzungen. Erstens werden Eigendynamiken im weiblichen Lebenslauf übersehen, zweitens werde die „*Viel-Phasigkeit*“ weiblicher Lebensläufe nicht genug beachtet und drittens sei es ein Fehler, Familie stets nur als Konfigurationsinstitution für den weiblichen Lebenslauf zu sehen.

Nach Krüger setzt die Institution Familie sowohl für Frauen als auch für Männer normativ zugeordnete Rollen. Der Mann wird in die Rolle des Familienernährers versetzt. Diese hat einen klaren Bezug zum Erwerbssystem. Anforderungen der Institutionen des Erwerbssystems und der Familie sind deckungsgleich. Krüger spricht von einem „*unproblematischen Additionsprinzip*“ (ebd.:142). Der Frau wird hingegen die Rolle der „*Familienhalterin*“ (ebd.:143) zugeordnet. Damit verbinden sich „*qualitativ andere Normen und Verfügbarkeitsansprüche*“ (ebd.:143) in der Institution Familie als in den Institutionen des Erwerbssystems. Familie und Arbeitsmarkt stellen für Frauen so konkurrierende Muster dar. Anlieger- und Kontextinstitutionen verstärken diese Unterschiede, wenn sie an arbeitsteiligen Grundkonzepten festhalten, die eine „*fremdernährte Person zu Hause*“ (ebd.:143) voraussetzt. Als diese *Person zu Hause* wird von den Institutionen zumeist die Frau angenommen. Krüger stellt heraus, dass Institutionen jeweils das andere Geschlecht voraussetzen. Der „*männliche Karriereweg*“ (ebd.:143) setzt die Versorgungsarbeit der Frau zu Hause voraus, und „*die Frau zu Hause benötig[t] als Basis dieser Verfügbarkeit aber das Familieneinkommen des Mannes*“ (ebd.:143). Dieses Zusammenspiel der Institutionen ist nach Krüger in der organisatorischen Verfasstheit des Arbeitsmarktes so verankert, dass auch Frauen ohne Partner diese Verfügbarkeit für Versorgungsarbeit und das Fehlen eines männlichen „*Versorgungsarbeiter[s]*“ (ebd.:144) für die eigene Karriere unterstellt wird. Hierin sieht sie ein Ausschlusskriterium von Frauen aus Führungspositionen. Sie fasst zusammen, dass neben Geschlecht auch Familie als Ungleichheit produzierende Kategorie auf den Lebenslauf einwirkt und „*Verknüpfungseffekte geschlechtersegregierter Institutionen*“ (ebd.) vorliegen.

Für meine Arbeit ist von Krügers Ansatz zu prozessualer Ungleichheit von besonderer Bedeutung, dass die Institutionen des Lebenslaufs über die normativen Orientierungsmuster entstehen, Vergeschlechtlichungen und Verknüpfungen vornehmen. Es wäre zu kurz gedacht, nur von einem männlichen und weiblichen Lebenslauf auszugehen und dabei die wechselseitigen Verknüpfungseffekte außer Acht zu lassen. Geschlecht wird als Organisationsprinzip im Bildungs-, Berufs- und Familiensystem aufgenommen. Status-

erwerb ist damit geschlechtsspezifisch „,eingefärbt‘, d.h. ‚männlich‘ stütz[end] und ‚weiblich‘ untergrab[end]“ (ebd.:149). Es wird sich erst mit der Analyse des empirischen Materials zeigen, ob die Vergeschlechtlichungen, die Institutionen nach Krüger in sich tragen, zu geschlechterdifferenten Wahrnehmungen biographischer Unsicherheit führen.

Die Vorstellung der Konzepte von Lévy, Mayer, Kohli und Krüger ermöglicht nicht nur einen Einblick in die Forschungslinie der Lebenslaufforschung, sie ermöglicht auch eine fundierte Begründung der Auswahl von Kohlis Konzept für die weiteren Analysen dieser Arbeit. Die drei erstgenannten Ansätze gehen von einer speziellen Form eines Normallebenslaufs aus, die durch eine von der Gesellschaft konstruierten Abfolge von Institutionen im Lebenslauf entsteht. Wie sich aber zeigte, ist sowohl Lévy's als auch Mayer's Konzept nicht besonders offen gegenüber den verschiedenen individuellen wie gesellschaftlichen Einflussrichtungen und deren Wechselwirkungen. Kohlis Arbeit verspricht für diese Arbeit fruchtbar zu sein, da vor allem sein Ansatz die normative Wirkung des Lebenslaufs beinhaltet. Dies ist wichtig, um mit dem Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit, dass den Lebenslauf als „Sicherheitskonstrukt“ (Wohlrabsahr 1993:37) annimmt, arbeiten zu können. Ebenso stehen in dieser vorliegenden Arbeit die individuellen Wahrnehmungen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner im Fokus. Auch hierbei bietet Kohlis Arbeit die besten Anschlussmöglichkeiten. Die Theorien von Lévy und Mayer behandeln beides – die spezielle Lesart von Institutionalisierung, die eine normative Wirkung impliziert, sowie die Bedeutung der individuellen Wahrnehmungen – nicht in ausreichender bzw. in anderer Form. Diese Arbeiten werden also für die Analysen der vorliegenden Untersuchung nicht herangezogen.

Die Erweiterung um den Ansatz von Helga Krüger erscheint für diese Arbeit geeignet, da beide Geschlechter in der Untersuchung in den Blick genommen werden sollen. Der Blick auf den Untersuchungsgegenstand wäre ohne diese Erweiterung von Kohlis Konzept auf ein *männliches* Modell verengt.

Wie bereits angemerkt, wird es in dieser Arbeit vor allem um die Wahrnehmungen der Postdocs im Hinblick auf ihren eigenen Lebenslauf gehen. Hierzu ist es notwendig, das Konzept von Biographie näher zu betrachten, um herauszuarbeiten, mit welchem Verständnis von Biographie in dieser Untersuchung gearbeitet wird.

2.2 Biographie

Das Konzept der Biographie unter soziologischer Perspektive wird als individuelle Konstruktionsleistung verstanden. Dabei wird der Lebenslauf individuell wahrgenommen und entlang eines subjektiven Sinns gedeutet. Um eine Ordnung der Ereignisse des Lebenslaufs und auch „*Bezugspunkte für Anschlüsse*“ (ebd.) zu schaffen und zu bestimmen, muss eine Verknüpfungs- und Auswahlarbeit stattfinden (vgl. Bourdieu 1998; Hahn 1987). Genau hierin besteht die individuelle Konstruktionsleistung. Dabei wird die Biographie immer nur selektiv konstruiert. Dies kann zum einen daran liegen, dass eine Person sich nicht an alle Details ihres Lebenslaufs erinnern kann. Zudem hat die derzeitige Lebenssituation Einfluss darauf, was für die Konstruktion der Biographie als wichtig und notwendig erachtet wird und was nicht. Und schließlich spielt auch die jeweilige Erhebungssituation eine Rolle. Vor allem in Interviewsituationen ist es denkbar, dass gewisse Stellen der eigenen Biographie absichtlich ausgespart werden. Methodologisch sind diese Aspekte bei der Auswertung dahingehend zu beachten, dass Biographien aus den genannten Gründen nicht ein vollständiges Bild der Ereignisse in einem Leben abbilden. Bei der Biographie handelt es sich vielmehr um eine selbstreferenzielle Darstellung dessen, wie die jeweilige Person einzelne Lebensereignisse sinnvoll miteinander zu verknüpfen versucht.

Eine Entwicklung der Moderne macht diese Selbstbezüglichkeit in Biographien zur Voraussetzung und Erfordernis (vgl. Rosenthal 1995). Erst mit der Herauslösung aus der Allgemeinheit und den damit verbundenen Strukturen gehen Diskontinuitäten und Kontingenzerfahrungen einher und machen somit die Herstellung von Kontinuität im Rahmen einer Biographie erforderlich (vgl. ebd., hierzu auch Kohli 1985, Kaufmann 2012). Trotz der individuellen Konstruktionsleistung, stellen Biographien in Form von Normalbiographien auch ein kulturelles Phänomen dar (vgl. P. L. Berger et al. 1975; Eßbach 2001; Alheit/ Dausien 2009). Normalbiographien beziehen sich auf gesellschaftliche Deutungsmuster mit ihren normativen Implikationen. Nach P. L. Berger et al. (1975) existiert ein „*Hintergrundwissen, das ein Repertoire typischer Lebensabläufe einschließt*“ (ebd.:64). Diese Kenntnis über die in der Gesellschaft vorherrschenden „*üblichen Lebensläufe*“ (ebd.) markieren den „*Horizont*“ (ebd.) für die eigene Planung. Internalisierte informelle Normen und Konventionen schlagen sich in Orientierungsschemata nieder und treten als institutionalisierte Ablaufmuster und „*Erwartungsfahrpläne*“ (Diewald 2010: 26) auf.

2.2.1 „Code der Biographizität“ und „biographische Illusion“

Kohli bezieht sich, wie bereits angemerkt (vgl. Kapitel 2.1.3), in seinem Konzept zum Lebenslauf als Institution ebenfalls auf diese Perspektive, den Normallebenslauf als normativen Rahmen für das eigene Handeln aufzufassen. Diese Perspektive zielt auf die subjektiven Wahrnehmungen und Konstruktionen der Individuen, es handelt sich um eine Betrachtung der Biographizität des Lebenslaufs (vgl. Kohli 1985). In einer späteren Arbeit spricht Kohli sogar von einem „Code“ (Kohli 1994:220) der Biographizität. In ihm sieht er die „Anregung oder gar Verpflichtung“ (ebd.:221), sein eigenes Leben an Zwecken orientiert auszurichten und zu ordnen. Ordnen vor allem in dem Sinne, dass eine „narrative Erfahrungsstruktur“ (ebd.:221) entsteht, in der die Lebensereignisse logisch auf- oder auch auseinander folgen.

Hier wird nochmals besonders deutlich, weshalb Kohlis Arbeiten im Gegensatz zu jenen von Mayer und Lévy die besten Anknüpfungspunkte bei der Arbeit mit dem Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit bieten. Die Verbindung der zwei Perspektiven, der Lebenslauf als Regelung des sequenziellen Ablaufs des Lebens auf der einen Seite und die „Strukturierung der lebensweltlichen Horizonte“ (Kohli 1985:3) aus der biographischen Perspektive auf der anderen Seite, macht die normative Wirkung des Lebenslaufs als Institution deutlich. Diese spezielle Lesart ist wiederum notwendig, um mit der Theorie der biographischen (Un-)Sicherheit ansetzen zu können.

An dieser Stelle soll jedoch noch eine Ergänzung Kohlis stattfinden. Auch Bourdieu arbeitet den Aspekt der Biographizität des Lebenslaufs heraus, legt den Fokus jedoch noch mehr als Kohli auf das Individuum. Kohli sieht den Grund für die normative Wirkung des Lebenslaufs mit in einem historischen Prozess verankert. Bourdieu macht hingegen den Biographen zum „Ideologen des eigenen Lebens“ (Bourdieu 1998:76) und verweist die Verantwortlichkeit noch stärker an das Individuum. Hier setze ich Bourdieus Arbeiten zur „biographischen Illusion“ (Bourdieu 1998:75) in den thematischen Kontext des Kapitels „Biographie“, um die Besonderheit dieser individuellen Verantwortlichkeit bei der Rekonstruktion der individuellen Biographie noch deutlicher herauszuarbeiten. Dies ist zum einen wichtig, um die Bedeutung dieser Perspektive auch im Hinblick auf das Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit noch klarer werden zu lassen. Zum anderen ist dies aber auch als eine Hinführung zu späteren methodischen Aspekten zu sehen. Anders als aus Kohlis Arbeiten wird bei Bourdieu sehr deutlich, welche metho-

dischen Konsequenzen sich für meine Untersuchung ableiten lassen (vgl. Kapitel 4.1 S.99f).

Bourdieu stellt heraus, dass Einigkeit darüber herrscht, *wie* über den Lebensverlauf gesprochen wird. Gleichzeitig herrscht Stillschweigen über die Gesetze der „*Theorie der Erzählung*“ (ebd.:75), der jeder (Auto-)Biograph folgt. Es handelt sich um implizite, inkorporierte Regeln. Danach stellt der Lebenslauf eine Geschichte dar. Dies setzt voraus, dass er etwas „*Ganzes*“ (ebd.:75) darstellt – „*eine kohärente und gerichtete Gesamtheit, die als einheitlicher Ausdruck einer subjektiven und objektiven ‚Intention‘, eines ‚Entwurfs‘ aufgefasst werden kann und muß [...]*“ (ebd. 75). Genauer gesagt ist es common sense, dass die Erzählung der Lebensgeschichte, wie jede Geschichte, einen Anfang, eine chronologische, logische Ordnung und ein Ende bzw. Ziel hat. Dabei sieht Bourdieu im Anfangspunkt nicht nur schlicht einen Beginn, sondern auch einen „*Urgrund*“ im Sinne einer „*erste[n] Ursache*“ (ebd.:76).

Bourdieu beschreibt die Neigung, biographische oder autobiographische Erzählungen sinnhaft in Sequenzen zu gliedern und zu verknüpfen, als „*Postulat des Sinns*“ (ebd.). Selbst wenn in Erzählungen die chronologische Reihenfolge nicht immer ganz genau eingehalten wird, Bourdieu hat dabei die Interviewsituation im Sinn, ist der erzählende Biograph bemüht, dem *Postulat* gerecht zu werden. Hierzu werden intelligible Relationen zwischen Wirkung und Ursache, zwischen aufeinanderfolgenden Zuständen hergestellt. Eventuell werden dabei auch Situationen zu notwendigen Etappen im Lebensverlauf erhoben, die in der Realität gar keine solch große Rolle spielten (vgl. ebd.). In dem Bestreben, einer „*Globalintention*“ (ebd.:76) für seine Lebensgeschichte zu folgen und dafür bestimmte Ereignisse auszuwählen bzw. bestimmte Verknüpfungen vorzunehmen oder auch nicht, macht sich das Individuum nach Bourdieu zum „*Ideologen des eigenen Lebens*“ (ebd.). Er verweist die Verantwortlichkeit im Hinblick auf die Einhaltung und Umsetzung normativer Strukturen bei der Konstruktion der Biographie auf das Individuum. Damit macht er noch deutlicher als Kohli, der diese Perspektive zumindest an einen historischen Veränderungsprozess gekoppelt sieht, dass jeder im Rahmen der Möglichkeitshorizonte, die einem die Gesellschaft vorgibt, selbstreferentiell seine Biographie konstruiert. Die Auswahl- und Verknüpfungsarbeit geschieht in der Absicht, eingetretene Lebensereignisse zu begründen und Kohärenz herzustellen. Dabei werden „*Ereignisse als Ursachen oder, häufiger noch, als Zwecke [ge]setzt*“ (ebd.:76).

Die Ergänzung mit Bourdieu ist an dieser Stelle wichtig, da sie noch klarer herausstellt, wie stark Biographien von normativen Einwirkungen beeinflusst sein können und wie

stark Gesellschaftsmitglieder diesen Normativen folgen. Besonders im Hinblick auf biographische (Un-)Sicherheit, für die der Normallebenslauf, und somit über die Erzählungen auch die Normalbiographie, selbst zum „*Sicherheitskonstrukt*“ (Wohlrab-Sahr 1993:37) wird, ist dies für meine Arbeit interessant.

Nachdem ich die Konzepte Lebenslauf und Biographie dargelegt habe, werde ich nun auf aktuelle Entwicklungen zu Beidem eingehen. Beginnen werde ich mit der Deinstitutionalisierung als Entwicklung in Bezug auf den Ansatz des Lebenslaufs. Deinstitutionalisierungstendenzen sind nach Wohlrab-Sahr, wie bereits angeklungen, ursächlich für die Theorie der biographischen Unsicherheit.

2.3 Deinstitutionalisierung

Die Institutionalisierung des Lebenslaufs oder auch der Lebenslauf als Institution unterliegt Auflösungstendenzen (vgl. Schimank 2002, Sander 2012). Das Regelsystem des chronologisch standardisierten Normallebenslaufs scheint seine Anzeigefunktion einzubüßen. Eine Teilerklärung für Destandardisierungsprozesse, welche die Deinstitutionalisierung des Lebenslaufs vorantreiben, ist die Individualisierung (vgl. Scherger 2007). Individualisierung und Institutionalisierung sind eng miteinander verknüpft. Zunächst ist die Institutionalisierung ein Ergebnis der Individualisierung. Da das Individuum im Zuge der Modernisierung aus ständischen Gesellschaften herausgelöst wird, vollzieht sich die Vergesellschaftung nicht mehr über die Einbindung in lokale Kleingruppen, sondern über den individuellen Lebenslauf. Über diesen wird durch institutionelle Einbindungen ein „*gesellschaftliches Programm von Normen verwirklicht*“ (Scherger 2007:32). Parallel können über den Lebenslauf neue „*Individualisierungspotentiale*“ (ebd:33) generiert werden, die wiederum den Normallebenslauf als ihre Grundlage zerklüften. Institutionalisierung und Individualisierung stehen somit in einem „*Steigerungsverhältnis [...], das zunehmend in ein Widerspruchsverhältnis umschlägt*“ (Wohlrab-Sahr 1992:9). Fortschreitende Individualisierungsprozesse sind demnach im institutionalisierten Lebenslauf bereits angelegt und tragen zu Deinstitutionalisierungsprozessen bei (vgl. ebd.). Diesem Sachverhalt trägt Beck Rechnung, wenn er davon spricht, dass der Einzelne sich selbst „*als Handlungszentrum, als Planungsbüro in Bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. [...] begreifen*“ (Beck 1986:217) muss. Anteile

von „*prinzipiell[] entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungsoffenen [...] nehmen zu*“ (ebd.:216). Die gesteigerte gesellschaftliche Kontingenz führt dazu, dass sich „*Selbstverständlichkeiten [...] auflösen und durch Entscheidungen ersetzt werden*“ (Luhmann 1991:75) müssen. Diese Auflösung führt jedoch keineswegs ins Leere. Vormalige Selbstverständlichkeiten werden ersetzt durch neue funktionale Abhängigkeiten (z.B. der Arbeitsmarkt, Versorgungs- und Berechtigungs-systeme). Diese Abhängigkeiten sind aber mit individuellen Entscheidungen verbunden. Dabei ist zu beachten, dass Entscheidungsoffenheit auch nach einer Entscheidung verlangt – ein Zwang zur Entscheidung somit immanent ist (vgl. Hitzler/ Honer 1994).

Deinstitutionalisierungstendenzen werden in beiden „*Strukturgebern des Lebenslaufs*“ (Kohli 2003:532) deutlich – im Erwerbssystem und in der Familie. Normalarbeitsverhältnisse, Normalfamilien und damit auch Normallebensläufe verlieren durch die Pluralisierung der Lebensformen und Ausdifferenzierung unterschiedlicher Lebenspfade immer mehr an Bedeutung – die biographische Unsicherheit wird immer größer (vgl. Wohlrab-Sahr 1993; Eßer/Zinn 2003 und Pelizäus- Hoffmeister 2006).

Warum aber sollte sich eine wissenschaftliche Arbeit noch auf das Konzept des institutionalisierten Lebenslaufs mit seinen immanenten Normalitätsvorstellungen stützen, wenn dies alles doch mutmaßlich kurz vor der Auflösung steht? Zunächst sollte der Lebenslauf als ganzheitliches Muster trotz möglicher Zersetzungstendenzen nicht aufgegeben werden. Auch wenn Normalarbeitsverhältnisse, Normalfamilien und damit Normallebensläufe immer mehr an faktischer Existenz verlieren, so bedeutet dies nicht, dass sie nicht institutionell verankert sind und normativ wirken können (vgl. Scherger 2007; Brose et al. 1993). Vor allem die Ausführungen zu Bourdieu (1998) haben gezeigt, dass normative Vorstellungen zum Lebenslauf die Biographien der Individuen als „*Ideologen des eigenen Lebens*“ (ebd.:76) bestimmen können. Schumm bezeichnet die Orientierung an gesellschaftlich „*geduldeten*“ (Schumm 1993:70) Formen von Lebensläufen als „*Hintergrundüberzeugung*“ (ebd.). Erst diese *Hintergrundüberzeugung* mache es dem Individuum möglich, einen Lebensplan zu entwickeln. Auch Brose et al. betonen: „*[...] die empirische Erosion der Regelmäßigkeiten des Lebenslaufs [muss] nicht zur Auflösung normativer Orientierungen führen, die weiterhin an der kontrafaktischen Aufrechterhaltung des Modells eines durch Kontinuität geprägten Lebensentwurfs festhalten können*“ (Brose et al. 1993:170). So existiert trotz aller Deinstitutionalisierungstendenzen eine Auffassung darüber, wie ein Normallebenslauf auszusehen hat. Hierdurch wer-

den zentrale Orientierungspunkte für die Organisation und Kommunikation der eigenen Lebensgeschichte gestellt (vgl. Pelizäus-Hoffmeister 2006).

Mit dem Thema der Deinstitutionalisierung wurde an dieser Stelle zum einen die aktuelle Entwicklung in Bezug auf das Konzept Lebenslauf in den Blick genommen und zum anderen eine Entwicklung die ursächlich für den nächsten Schritt ist. Nun soll ein Aspekt der aktuellen Entwicklung in Bezug auf das Konzept Biographie betrachtet werden, dass in den bisherigen Ausführungen schon kurz angeklungen ist – die biographische (Un-)Sicherheit.

2.4 Biographische (Un-)Sicherheit

Unter den Begriffen Sicherheit und Unsicherheit werden in den verschiedenen Disziplinen die unterschiedlichsten Phänomene diskutiert. Betrachtungen dieser Konzepte finden auf dinglicher, ökologischer, technischer und sozialpolitischer/ökonomischer Ebene, wie auch auf sozialer Ebene, wenn auf „*gesellschaftliche Orientierungskonzepte*“ verwiesen wird (Pelizäus-Hoffmeister 2006:13), statt. In dieser Arbeit werde ich nicht mit den technik- und umweltbezogene Perspektiven der (Un-)Sicherheitsforschung arbeiten. Dementsprechend werden diese Perspektiven in den weiteren Ausführungen ausgespart. Soziologisch betrachtet handelt es sich bei den Konzepten Sicherheit und Unsicherheit um gesellschaftliche Konstruktionen, die veränderbar sind. „*Sicherheit und Unsicherheit sind keine festen, eindeutig bestimmbar Größen*“ (Bonß et al. 2001: 147). Die Wahrnehmung von Sicherheit und Unsicherheit wandelt sich im gleichen Maße, wie die Gesellschaft, die sie konstruiert. Erst wenn Individuen als Handelnde verstanden werden, werden „*Unsicherheit und Sicherheit zu Faktoren, die die Menschen als Produkt ihres Handelns und insofern als beeinflussbar wahrnehmen*“ (Kaufmann 2012:49). Wie bei Kohli bereits herausgearbeitet, ist dies ein Phänomen der Moderne, das sich mit dem Herauslösen der Individuen aus ständischen Gesellschaften entwickelt hat. Daraus resultiert die Überzeugung, dass Sicherheit hergestellt werden könne wie Wissen, Eindeutigkeit und Ordnung und als Ergebnis ein Zustand zunehmender Sicherheit entstehe. Diese Überzeugung steht in der Postmoderne jedoch auf dem Prüfstand. Unter den Bedingungen der Modernisierung lösen sich Erwartungssicherheiten in ökonomischen, politischen, sozialen und biographischen Bereichen auf (vgl. Bonß et al. 2001).

Die Ausführungen zu Deinstitutionalisierungstendenzen des Lebenslaufs haben verdeutlicht, dass Normalitätsstandards für einen immer kleiner werdenden Teil der Bevölkerung empirische Geltung besitzen. Luhmann betont, dass institutionell entworfene und gesellschaftlich geltende Normalität immer weiter auseinandergehen (vgl. Luhmann 1991). Dadurch müssen Biographien aktiv vom Einzelnen konstruiert werden – sie werden reflexiv. Ereignisse im Leben werden nicht den gesellschaftlichen Strukturen zugerechnet, sondern den Aktivitäten und Entscheidungen des Individuums. Mit Bourdieu gesagt, werden sie zu „*Ideologen des eigenen Lebens*“ (Bourdieu 1998:76). Die (biographische) Optionsvielfalt in einer immer komplexer werdenden Gesellschaft nimmt zu, gleichzeitig gehen „*Normierungen lebenslaufbezogener Erwartungen*“ (Wohlrab-Sahr 1993:63) zurück. Wohlrab-Sahr folgert daraus eine Zunahme von sogenannter biographischer Unsicherheit. Jeder einzelne wird mit einer Fülle von Optionen konfrontiert, die Herstellung biographischer Sicherheit wird zur individuellen Aufgabe. Unter biographischer Sicherheit kann die Erwartbarkeit, Planbarkeit und Vorhersehbarkeit des eigenen Lebenslaufes verstanden werden. Mehrdeutigkeit und Eindeutigkeit unterscheiden eine unsichere von einer sicheren biographischen Situation (vgl. ebd.). Gestiftet wird biographische Sicherheit nach Wohlrab-Sahr durch den Normallebenslauf, der in Form der Normalbiographie vom Individuum reflektiert wird. Der Normallebenslauf wird im Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit zum „*Sicherheitskonstrukt*“ (ebd.:37). Dabei nimmt sie Bezug auf Adalbert Evers und Helga Nowotny (1987). In der Lesart von Wohlrab-Sahr unterscheiden Evers und Nowotny „*generell drei Sicherheitsmechanismen: Institutionalisierte Sicherheitskomplexe, gemeinschaftsbezogene Sicherheitsgaranten sowie Selbstsicherheit im Sinn von Orientierung, gefestigter sozialer Identität und sozialer Kompetenz*“ (Wohlrab-Sahr 1993:37). Im Lebenslauf sieht sie diese drei Sicherheitsmechanismen vereint. Er integriert „*institutionelle Sicherheitskomplexe*“ (ebd.) über die Etablierung des Sozialversicherungswesens, die Durchsetzung der Schulpflicht, das Normalarbeitsverhältnis etc. „*Gemeinschaftsbezogene Sicherheitsgaranten*“ (ebd.) werden integriert über die Annahme dauerhafter Beschäftigung und stabiler Familienverhältnisse. Ebenso basiert er nach Wohlrab-Sahr auf Formen der „*Selbstsicherheit*“ (ebd.). In welcher Art und Weise dies geschieht, bleibt offen.

Biographische Sicherheit unterstellt also „*eine relativ eindeutige Struktur des zukünftigen Lebensverlaufs*“ (Sander 2012:122). Aber nicht nur der zukünftige Verlauf wird bei diesem Ansatz mit einbezogen. Auch „*Bindungswirkungen*“ (Wohlrab-Sahr 1993:63) vergangener Entscheidungen werden im Rückblick evaluiert und eventuellen Zweifeln

ausgesetzt. An dieser Stelle wird Kohlis *Perspektive der Biographizität* bzw. Bourdieus *biografische Illusion* wieder bedeutsam. Die Individuen setzen nach Bourdieu wie bereits beschrieben „*Ereignisse als Ursachen oder, häufiger noch, als Zwecke*“ (Bourdieu 1998:76). Nachträglich kann also Begebenheiten im Lebensverlauf vom Individuum ein Zweck zugeordnet werden, um einen sinnhaften Verlauf zu konstruieren. Hierdurch kann biographische Unsicherheit im Nachhinein überzeichnet werden. Denkbar wäre auch, dass durch derartig konstruierte Sinnsetzungen versucht wird, biographische Sicherheit in die eigene Zukunft zu projizieren. Die Ausführungen im Methodenkapitel werden darauf hinführen, welche Konsequenzen diese mögliche Konstruktionsleitung der Individuen – in diesem Fall der Postdocs – haben können.

Das Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit bezieht unterschiedliche Ebenen mit ein, auf denen Sicherheit und Unsicherheit für Biographien bedeutsam sein können. Hierbei kann zunächst die persönliche Verunsicherung genannt werden, die auftritt, wenn bisher unhinterfragte Sicherheitskonstrukte als illusorisch enttarnt werden. Zudem erschwert ein gesteigertes Maß an sozialer Komplexität die Ausrichtung des eigenen Lebens an gesellschaftlichen Erwartungen und Normierungen. Schließlich erschwert auch das zunehmende Wissen um jene wachsende Komplexität und somit auch das Wissen um die Komplexität und Kontingenz des eigenen Lebenslaufs die Begründung biografischer Sicherheit (vgl. Wohlrab-Sahr 1993).

Dabei ist anzumerken, dass biographische Sicherheitskonstruktionen sich nicht auf die gesamte Biographie beziehen müssen. Individuen können biographische Unsicherheit oder auch Sicherheit in den einzelnen Lebensbereichen durchaus sehr unterschiedlich wahrnehmen. So kann biographische Unsicherheit in einem lebensweltlichen Bereich akzeptiert werden, wenn dafür das Maß an biographischer Sicherheit in einem anderen Bereich sehr hoch ist (vgl. Eßer/Zinn 2003 und Pelizäus-Hoffmeister 2006). Hinsichtlich der Wahrnehmung von Unsicherheiten in der Biographie kann es auch bedeuten, dass faktische Unsicherheit in der individuellen Rekonstruktion der Lebensgeschichte eine andere Färbung bekommt – die Wahrnehmung der Unsicherheit sich also von tatsächlichen Risiken oder Gefahren abhebt. Erst die Analyse des Materials wird zeigen, ob diesbezüglich Wechselwirkungen festzustellen sind.

2.5 Biographische (Un-)Sicherheit in empirischen Studien

Für eine Annäherung an die Anwendbarkeit des Konzeptes der biographischen Unsicherheit auf meinen Untersuchungsgegenstand betrachte ich an dieser Stelle die wenigen empirischen Studien, die mit dieser Theorie arbeiten. Dabei fällt auf, dass sich keine der Studien ausschließlich auf die Gruppe der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler konzentriert. Die Entwicklung einer spezifischen Erweiterung, um den Ansatz auf diese spezielle Gruppe beziehen zu können, ist also eine Herausforderung dieser Untersuchung. In einem ersten Schritt soll über die Darstellung der vorhandenen Studien die Anwendung des Konzeptes auf andere Gruppen – auf Zeitarbeiterinnen (Wohlrab-Sahr 1993), Soldaten (Jakob 2001), Akademiker in verschiedenen Feldern (Sander 2012; Eßer/Zinn 2001,2003) und Künstlerinnen und Künstler (Pelizäus-Hoffmeister 2006) – herausgearbeitet werden, um zu überprüfen, was in der Anwendung eventuell auf die Gruppe der Postdocs übertragbar sein kann.

Wohlrab-Sahr untersucht in ihrer Studie den Umgang, genauer, Formen der Verarbeitung biographischer Unsicherheit von Zeitarbeiterinnen. Sie konzentriert sich in ihrer Arbeit auf Frauen. Dementsprechend stellt sie der Analyse des empirischen Materials eine Darstellung soziokultureller Voraussetzungen voran, die speziell in weiblichen Biographien zu biographischer Unsicherheit führen würden. In den meisten westlichen Industrieländern entwickeln sich neue Muster weiblicher Erwerbsbeteiligung. Dabei lassen sich nach Wohlrab-Sahr zwei Seiten eines Differenzierungsprozesses ausmachen, der das Erwerbssystem umstrukturiert. Auf der einen Seite steht die Zunahme prekärer und instabiler Beschäftigungsverhältnisse, auf der anderen die Verbreitung kontinuierlicher Erwerbsverläufe von Frauen. Dieser wachsende „*Stellenwert von „Kontinuität“ in weiblichen Erwerbsverläufen*“ (ebd.:67) ist nach Wohlrab-Sahr erkennbar in statistisch erfassbaren Veränderungen weiblicher Erwerbsverläufe, in Veränderungen von Arbeitsorientierungen, beruflichen Semantiken und betrieblichen Personalpolitiken (vgl. ebd.). Statistisch tendieren Frauen zu „*einer Gleichrangigkeit des Interesses an Familie und Beruf*“ (ebd.:68). Die Berufsemantik entwickelt sich davon weg, den weiblichen Verdienst als Zuverdienst zu benennen, und die Personalpolitiken können sich nicht mehr unhinterfragt auf traditionelle Entscheidungsmuster berufen. Familienbedingte Berufsunterbrechungen und deren Dauer sind nicht mehr als Selbstverständlichkeiten weiblicher Erwerbsbiographien gegeben, sondern unterliegen individuellen Arrangements (vgl. ebd.). Der vermeintliche „*Planungsdruck*“ (ebd.:71), der mit der Entscheidung für

oder gegen eine Familie einhergeht, wird nicht mehr von den Selbstverständlichkeiten und der Normalität des institutionalisierten Lebenslaufs abgenommen, sondern lastet auf den Individuen – nach Wohlrab-Sahr auf den Frauen. Somit ruft die „*Etablierung von Kontinuität als zentraler Kategorie nun auch für weibliche Berufsbiographien*“ (ebd.:71) biographische Unsicherheit hervor. Dieses Phänomen, welches mit einem „*Angleichungsprozess[] an den männlichen Berufsverlauf*“ (ebd.:73) verschränkt ist, sieht Wohlrab-Sahr vor allem in stabilen Beschäftigungssegmenten mit höher qualifizierten Frauen vertreten.

Die Zunahme biographischer Unsicherheit durch den „*Planungsdruck*“ (ebd.:71) möchte ich in dieser Arbeit nicht unhinterfragt für nur ein Geschlecht voraussetzen. Es ist am empirischen Material zu prüfen, ob dies auf die Gruppe der Postdocs zutrifft. Die Ergänzung um Krügers Konzept hat den Blick auf geschlechterdifferente Normalmodelle zwar erweitert – dennoch soll am Material erst geprüft werden, ob sich geschlechterdifferente Wahrnehmungen von biographischer Unsicherheit feststellen lassen. Zudem haben die Ausführungen zu Krüger gezeigt, dass beide Geschlechter durch die Vergeschlechtlichungen in den Institutionen betroffen sein können.

In Bezug auf diskontinuierliche Formen weiblicher Berufsverläufe verweist Wohlrab-Sahr auf die spezifische Nutzung von „*Frauenarbeit*“ (ebd.:72) durch Industrieunternehmen. So nutzen Industrieunternehmen im ländlichen Raum das „*Potenzial von Frauen*“ (ebd.:71) in der Saisonarbeit und in städtischen Betrieben werde die familiäre Anbindung von Frauen für „*Hausfrauenschichten*“ (ebd.) genutzt.

Diese Form der Erwerbsarbeit wird in der vorliegenden Arbeit keine Rolle spielen.

Wohlrab-Sahr führt fort, dass im Leben von Frauen durch eine Verlängerung der Bildungsdauer und „*Tendenzen struktureller Entkopplung*“¹⁹ (ebd.:78) größere „*Reflexivitätsspielräume*“ (ebd.) entstehen. Für diese neu entstandene Lebensphase entstehen Definitionsprobleme – sie werden zu „*potenziell reflexive[n] Phasen*“ (ebd.:76). Hinzu kommt, so Wohlrab-Sahr, dass durch verlängerte Bildungsphasen der individuelle „*Planungsdruck*“ (ebd.:71) in Bezug auf Mutterschaft in weiblichen Biographien zusätzlich verstärkt werde. Beides sieht sie wiederum als Voraussetzungen für biographische Unsicherheit.

¹⁹ Wohlrab-Sahr beschreibt damit einen Vorgang, der in den Lebensläufen von Frauen Phasen generiert, die im Gegensatz zur Vormoderne frei von Aufgaben der Familien- und Kinderversorgung sind. Der Auszug aus dem Elternhaus ist nicht mehr einhergehend mit der Eheschließung, die Eheschließung nicht mit der Geburt des ersten Kindes. Es entstehen neue Phasen im Lebenslauf. Auch die Phase des „leeren Nestes“ (Wohlrab-Sahr 1993:76), in der die Kinder das Haus verlassen haben, dehnt sich aus.

Die von Wohlrab-Sahr beschriebenen Tendenzen struktureller Entkopplung werde ich bei der Analyse des empirischen Materials in der vorliegenden Arbeit nicht mit einbeziehen. Ich möchte davon absehen, bei der Bildungsphase von einer der Familiengründung vorgelagerten Phase auszugehen, da ich im gleichen Zuge allen Postdocs den Wunsch nach Elternschaft unterstellen müsste, auch wenn dieser womöglich gar nicht besteht.

Weiterhin identifiziert Wohlrab-Sahr für weibliche Lebensläufe eine stark ausgeprägte Pluralisierungstendenz. Differenzen bestehen hinsichtlich der Erwerbsbeteiligung, der Verbindungsmuster von Familie und Beruf, dem Grad und der Länge der Ausbildungen und in den Formen der Familienkonstitutionen. Diese Pluralisierung sei in männlichen Lebensläufen weniger stark ausgeprägt. Wohlrab-Sahr betont, dass weibliche Lebensläufe zunehmend „*vorbildlos*“ (ebd.:80) werden.

Die Pluralisierungstendenz als Voraussetzung für biographische Unsicherheit möchte ich in dieser Arbeit nicht alleinig als Phänomen weiblicher Lebensläufe und Biographien wissen. Gerade die Ausführungen zur Deinstitutionalisierung haben gezeigt, dass auch männliche Lebensläufe unter dem Einfluss der Destandardisierung und damit einer immanenten Pluralisierung stehen.

In der Diskrepanz zwischen Bildungspartizipation und Verwertung des Bildungsgewinnes auf dem Arbeitsmarkt sieht die Autorin eine weitere Voraussetzung für biographische Unsicherheit. Wenn Karrierechancen prinzipiell möglich sind, wird die „*Nichtrealisation*“ (ebd.:82) dieser Chancen zu individuell zugerechneten bzw. zu persönlich zu verarbeitenden biographischen Problemen.

Auch diese Voraussetzung möchte ich nicht alleinig als Phänomen weiblicher Lebensläufe verstehen. Die „*Nichtrealisation*“ (ebd.) von Karrierechancen kann prinzipiell beide Geschlechter betreffen. Ob sich die Postdocs in der Situation sehen, eventuelle Karrierechancen nicht genutzt zu haben, oder im Gegenteil, sich selbst durch das Erreichen ihrer jetzigen Position als erfolgreich ansehen, bleibt zu prüfen. Alle Aussagen über ein eventuelles zukünftiges Scheitern der Frauen oder auch Männer beim weiteren Verbleib im Erwerbssystem, speziell in der Wissenschaft, wären rein spekulativ. Von Bedeutung ist aber, ob und wie die Postdocs die Chancen einer erfolgreichen Weiterführung ihres jetzigen Werdegangs, im Sinne biographischer Sicherheit, wahrnehmen. Hier kann mit Bezug auf Kohli (1985) und Bourdieu (1998) darauf geachtet werden, welcher zukünftige Lebensentwurf auf Grund der vergangenen und gegenwärtigen Ereignisse antizipiert, besser noch konstruiert wird.

Wohlrab-Sahr geht über die bereits beschriebenen soziokulturellen Voraussetzungen für biographische Unsicherheit noch hinaus. Sie erläutert Veränderungen innerhalb des Bereiches der Intimbeziehungen. Da es in dieser Arbeit um die Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit in Bezug auf die wissenschaftliche Karriere geht, werde ich diesen Aspekt nicht weiter beleuchten. Sicherlich spielen private Arrangements in Beziehung, Familie und Partnerschaft auch bei der Analyse in dieser Arbeit eine Rolle. Diese Verbindungen sind jedoch als Verweise denkbar, wenn es beispielsweise darum geht, biographische Unsicherheit im Kontext des wissenschaftlichen Werdegangs durch Sicherheiten in Intimbeziehungen zu kompensieren – also die bereits beschriebene Relativierung biographischer Unsicherheit in einem lebensweltlichen Bereich durch hohe Stabilität in einem anderen (vgl. Eßer/Zinn 2003 und Pelizäus-Hoffmeister 2006). Diese mögliche Strategie ist aber nicht zwangsweise durch Intimbeziehungen belegt. Denkbar wären auch Verweise auf professionelle Beziehungen. Eine gesonderte Beschäftigung mit dem Themenkomplex der Intimbeziehungen der Postdocs findet in der vorliegenden Arbeit nicht statt.

Bedingt durch die Anlage ihrer Untersuchung nimmt Wohlrab-Sahr nur soziostrukturelle Voraussetzungen der biographischen Unsicherheit bei Frauen in den Blick. In der vorliegenden Untersuchung werden die Wahrnehmungen von beiden Geschlechtern in den Blick genommen. Somit wird sich entlang der Analysen zeigen, ob nicht einige Voraussetzungen, die Wohlrab-Sahr auf weibliche Lebensverläufe und dazu konstruierte Biographien bezieht, auch für Männer – vor allem in dieser besonderen Konstellation – gelten können.

Methodisch erarbeitet sie mittels Einzelfallrekonstruktionen mit dem Interpretationsverfahren der objektiven Hermeneutik „eine Topologie von insgesamt sieben Strukturmustern“ (ebd.:98). Ihre Datengrundlage besteht aus 30 biographischen Interviews mit Zeitarbeiterinnen, die zwischen 1982 und 1987 geführt wurden. Sie entwickelt die Typen „Rebellion“, „Rigide Sicherheit“, „Differenz“, „Distinktion“, „Dichotomie“, „Idealisierung“ und „Dezentrierung“ (ebd.:109ff). Diese Typen unterscheiden sich im Umgang mit biographischer Unsicherheit vor allem hinsichtlich ihrer Bezugnahme auf institutionalisierte Lebenslaufmuster. Die Frauen, die den Typen *Rebellion* und *Rigide Sicherheit* zugeordnet werden können, orientieren sich an institutionalisierten Lebenslaufmustern, die auf Kontinuität zielen, auch wenn sie selber für ihre Lebensverläufe diese Kontinuität nur schwierig bis gar nicht realisieren können. Deren normative Geltung wird dennoch anerkannt. Beim *Differenztyp* wird das Erreichen der „äußeren Karriereziele“ (ebd.: 328),

wie sie im institutionalisierten Lebenslauf obligatorisch wären, aber bei diesem Typus gescheitert sind, durch die Konzentration auf die „*innere Entwicklung*“ (ebd.) kompensiert. Im Gegensatz dazu – wird beim *Distinktionstyp* die Realisierung der äußeren Karriereziele durch die „*innere Entwicklung*“ (ebd.) vorangetrieben. Anders als bei den vorherigen Typen auch die Normalbiographie bei diesen Typen jedoch als Kontrastfolie auf, ist dadurch aber immer noch wirksam. Bei den Typen *Dichotomie* und *Idealisierung* sind die Referenzfälle schockiert von den Prinzipien der Kontinuität, die „*normalbiographische Laufbahnvorstellungen*“ (ebd.:329) mit sich bringen. Diese werden eher als Zwang, denn als erstrebenswert sehen. Die „*Institution des Lebenslaufs [hat] ihre Funktion als Handlungsregulativ [in diesem Typus] weitgehend eingebüßt*“ (ebd.:332). Beim letzten Typus, dem *Dezentrierungstypus*, kommt es nach einem zunächst „*normalbiographischen Verlauf*“ (ebd.:331) schließlich zu einer Abkehr vom Modell des Normallebenslaufs. Die „*Bindungswirkungen der Normalfolie [werden] in einem langen reflexiven Prozeß abgestreift*“ (ebd.:332).

Weitere Arbeiten mit dem Konzept der biographischen Unsicherheit haben Alexander Jakob (2001), Nadine Sander (2012), Felicitas Eßer und Jens Zinn (2001 und 2003) und Helga Pelizäus-Hoffmeister (2006) vorgelegt.

Jakob (2001) analysiert die „*Produktion von Sicherheit*“ – gemeint ist hier biographische Sicherheit – von Zeit-Offizieren vor dem Übergang in den Zivilberuf. Im Zentrum seiner Analyse steht die Frage, wie diese Gruppe Stabilität in ihren Erwerbsbiographien herstellt. Er bricht das Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit für sein Forschungsinteresse somit herunter auf eine Lesart von „*erwerbsbiographischer Sicherheit*“ (Jakob 2001a:6) und meint damit die Planbarkeit und Erwartbarkeit des eigenen Erwerbsverlaufs unter Berücksichtigung des aktuellen Kontextes. Hierunter fasst er beispielsweise die aktuelle Arbeitsmarktsituation, individuelle Qualifikationen und persönliche Ziele und Wünsche (vgl. ebd.).

Jakob wendet in seiner Untersuchung standardisierte Methoden zur Erhebung der Vorbereitungsmaßnahmen hinsichtlich des Ausscheidens aus der Bundeswehr sowie nichtstandardisierte Methoden zur Erhebung individueller Einstellungen und Deutungen an. Hieraus erarbeitet er zum einen eine Analyse zur „*aktuellen Situation studierter Offiziere vor dem Ausscheiden aus der Bundeswehr*“ (Jakob 2001:274) sowie eine „*(Re-)Konstruktion einer Typologie erwerbsbiographischer Sicherheitskonzepte*“ (ebd.).

Er konnte feststellen, dass die von ihm untersuchten Offiziere mit ihrer bisherigen Laufbahn insgesamt eher zufrieden sind. Dennoch falle ihnen das Ausscheiden aus der

Bundeswehr leicht, da sie oftmals frustriert über interne Verhältnisse und Bedingungen sind (vgl. ebd.). Mittels einer „*clusteranalytischen Verrechnung*“ (ebd.:276) konnte er sechs unterschiedliche „*Sicherheits-Typen*“ (ebd.) rekonstruieren, die erwerbsbiographische Sicherheit jeweils unter spezifischen Modi herstellen. Diese Typen zeichnen sich durch den Grad an Bedürfnis nach Kontinuität und Stabilität entlang des Erwerbsverlaufs aus und durch ihre relative Nähe oder Ferne zum Konstrukt des Normalarbeitsverhältnisses. Der „*Unternehmer-Typus*“ (ebd.) stellt erwerbsbiographische Sicherheit über eine geplante Selbstständigkeit her. Ähnlich dazu stellt auch der Typus „*Additiver*“ (ebd.) Sicherheit selbstreflexiv her, indem er auf zahlreiche Vorbereitungs- und Qualifizierungsmaßnahmen setzt. Der Typus „*Langsichtiger*“ (ebd.) hat ein sehr hohes Bedürfnis nach Kontinuität und Stabilität in seiner Erwerbsbiographie, während der Typus „*Gelassener*“ (ebd.) durch ein hohes Maß an „*Kontingenz-Denken*“ (ebd.) geprägt ist. Als misslungen stellt Jakob die Herstellung erwerbsbiographischer Sicherheit beim Typus „*Fatalist*“ (ebd.) dar. Dieser ist geprägt durch eine „*reaktiv-passive Haltung*“ (ebd.) gegenüber dem bevorstehenden Ausscheiden aus der Bundeswehr. Schließlich konstruiert Jakob noch den Typus „*Black-Box*“ (ebd.) welcher sich dadurch auszeichnet, dass Individuen dieses Typus zwar Einblicke in die Privatwirtschaft fehlen, der Übergang aber als handhabbar und zu bewältigen angesehen wird.

Eine Verengung des Konzeptes der biographischen (Un-)Sicherheit auf erwerbsbiographische Sicherheit soll in dieser Arbeit nicht stattfinden. Bedingt durch den Bezug des Konzeptes auf eine Lesart von Normallebenslauf nach Kohli, ist eine Konzentration um die Erwerbsarbeit herum ohnehin schon immanent. Wie bereits in der Einleitung angemerkt, wird zwar auch in dieser Arbeit ein Fokus auf die Erwerbsarbeit gelegt, da die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit der Postdocs im Hinblick auf ihre wissenschaftlichen Werdegänge untersucht werden soll. Verweise auf Familie, Netzwerke, Freundschaften und Partnerschaften fließen in die Analyse jedoch mit ein, sofern sie von den Interviewten thematisiert werden.

Eine noch schärfere, vorab festgelegte Eingrenzung – etwa durch die Beschränkung der Analyse auf die Bezugnahme zum Normalarbeitsverhältnis – würde meiner Ansicht nach die Perspektive auf andere lebensweltliche Bereiche einschränken, die, wie bereits beschrieben, in Wechselwirkungen miteinander stehen können (vgl. Eßer/Zinn 2003 und Pelizäus-Hoffmeister 2006).

In einer weiteren Studie bezieht sich Nadine Sander (2012) zumindest in Teilen auf die Gruppe des wissenschaftlichen Nachwuchses. Sie analysiert die „*Perzeption und [das]*

Management[] befristeter Beschäftigungsverhältnisse“ (ebd.:144) von vollzeiterwerbstätigen Akademikern in befristeten Arbeitsverhältnissen. Auch sie geht davon aus, dass Individuen bei der Wahrnehmung von Sicherheit und Unsicherheit auf gesellschaftliche Normen und Institutionen wie Normallebenslauf und Normalbiographie zurückgreifen. Sie konzentriert sich in ihrer Untersuchung ähnlich wie Jakob jedoch ausschließlich auf den Aspekt der befristeten Arbeitsverhältnisse und sieht in ihnen den Grund für die Auflösung gesellschaftlicher Normen und Institutionen (vgl. ebd.). Bezogen auf die Zukunftsbezogenheit der Individuen arbeitet auch Sander mit dem Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit nach Wohlrab-Sahr. Sie geht von der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit in befristeten Arbeitsverhältnissen per se aus und fragt, wie diese erfasst wird, und in einem nächsten Schritt, wie die Individuen damit umgehen. Sander führte 26 Interviews mit Frauen und Männern zwischen 28 und 40 Jahren. Alle haben einen akademischen Bildungsabschluss, aber nur ein geringer Teil des Samples war zum Interviewzeitpunkt in der Wissenschaft tätig (sechs von 26). Die Disziplinen reichen dabei von Politik und Sozialwissenschaften, über Jura, bis hin zu Betriebswirtschaftslehre. Auch ihre empirische Analyse schließt mit der Darstellung verschiedener Typen ab. Die von ihr gebildeten Typen beziehen sich vornehmlich auf das vorherrschende Sicherheitsmanagement der Individuen und unterscheiden sich vor allem in der Intensität, in der die vermeintlich vorherrschende Unsicherheit durch die Beschäftigungsverhältnisse wahrgenommen wird.

Theoretisch bietet Sanders Arbeit keine weiteren Anhaltspunkte für meine Untersuchung, da sie, ähnlich wie Jakob, die Perspektive zu stark auf das Beschäftigungsverhältnis verengt. Vor allem aber setzt sie die Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit bedingt durch das Beschäftigungsverhältnis vorbehaltlos voraus. Eine solche Setzung möchte ich in meiner Analyse vermeiden. In meinen Augen verschließt eine solche Setzung den Blick für interessante Ergebnisse, die möglicherweise auf eine besondere Form der Wahrnehmung gerade von biographischer Sicherheit und nicht Unsicherheit in der Wissenschaft hindeuten können. Ob dies im Material zu finden ist, bleibt zu prüfen – theoretisch soll dieser Pfad aber nicht von vornherein versperrt sein.

Eine zweite Studie, die sich mit der Wahrnehmung von und dem Umgang mit biographischer Unsicherheit auseinandersetzt und sich auch in Teilen auf wissenschaftliche Mitarbeiter bezieht, wurde von Felicitas Eßer und Jens Zinn (2001; 2003) vorgelegt. Das Sample dieser Studie ist sehr heterogen und umfasst neben befristet beschäftigten wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auch Personen in entfristeten Be-

schäftigungsverhältnissen außerhalb der Wissenschaft. Darunter auch Personen in Beamtenverhältnissen, und Personen mit ausgedehnten Erwerbslosigkeitserfahrungen. Den Autoren ging es darum herauszufinden, wie biographische Sicherheit hergestellt wird, welche Sicherheitskonstruktionen dem biographischen Handeln zugrunde gelegt werden und welche Folgen die sich verändernden Handlungsbedingungen für die unterschiedlichen Sicherungsweisen der Biographen haben. Als Ergebnis ihrer Untersuchung stellen auch sie eine Typologie, die Typologie biographischer Sicherheitsmodi dar. Sie umfasst die biographischen Sicherheitsmodi „*Tradierung*“, „*Annäherung*“, „*Optimierung*“, „*Autonomisierung*“ und „*Kontextualisierung*“ (vgl. Eßer/ Zinn 2001:15ff). Ebenso wie bei Wohlrab-Sahr, sind diese Typen durch eine relative Nähe oder Ferne zu tradierten Normen und Handlungsmustern bestimmt.

Im Sicherheitsmodus *Tradierung* wird Sicherheit über tradierte Normen und Handlungsmuster hergestellt. Abweichungen und unvorhergesehene Ereignisse werden nicht vorgesehen oder ausgeblendet. Die biographischen Handlungen der Individuen bestehen dementsprechend darin, tradierte Lebenslaufmuster zu realisieren. Sollte es zu Störungen dieser Muster kommen, so werden Anstrengungen unternommen, um das Normalitätsmodell zu reparieren. Die „*Richtigkeit der Tradition*“ (ebd.:15), also der tradierten Normalitätsvorstellungen, bleibt unhinterfragt.

Der Modus der *Annäherung* orientiert sich ebenfalls an einem institutionellen Lebenslaufprogramm. Hier wird jedoch die Möglichkeit „*eingeschränkter Normalisierung*“ (Eßer/Zinn 2003:52) anerkannt. Daraus ergibt sich, dass unerwünschte Ereignisse als Folge der „*Unvollkommenheit der Welt*“ (ebd.) betrachtet werden. Biographisches Handeln bezieht sich auf den Versuch, durch Improvisationen und Reparaturen tradierten Normalitätsvorgaben näher zu kommen. Institutionelle Vorgaben als Handlungs- und Orientierungsrahmen werden auch hier nicht in Frage gestellt.

Im Sicherheitsmodus *Optimierung* können institutionelle Vorgaben als einschränkend wahrgenommen werden. Biographische Handlungen orientieren sich an einer „*Markt- und Konkurrenzperspektive*“ (Eßer/Zinn 2001:18). Erfolg und Misserfolg werden auf individuelle Leistung zurückgeführt.

Noch weiter entfernt sich der Modus *Autonomie* nach Eßer und Zinn von normativen Vorgaben. Die eigene Handlungsautonomie steht im Mittelpunkt. Als biographische Handlungsweisen können dementsprechend persönliche Entwicklung und Flexibilisierung angesehen werden.

Der letzte Typus, der Sicherheitsmodus *Kontextualisierung*, zeichnet sich dadurch aus, dass die Biographie nicht als Gesamtprojekt verstanden wird, sondern als eine Konstellation aus verschiedenen „*lebensabschnitts- und kontextspezifischen Projekten*“ (ebd.:22). Biographische Handlungen beziehen sich nicht auf normative Vorgaben, sondern orientieren sich am eigenen Wohlbefinden. Die Festlegung auf ein bestimmtes biographisches Modell ist nicht zwingend nötig. Der Normallebenslauf ist als biographisches Orientierungsschema ebenso denkbar wie das Gegenteil. Biographische Sicherheit und Unsicherheit wird miteinander verbunden, sie bestehen immer für „biographische Episoden“ (Eßer/Zinn 2003:58).

Für die Konstruktion der Typologie haben Eßer und Zinn sechs Analysekatoren herausgearbeitet, die die Herausarbeitung der Wahrnehmungen biographischer Unsicherheit und den Umgang damit ermöglichten. Diese Analysekatoren sollen auf Grund ihrer teilweise guten Übertragbarkeit auf den Untersuchungsgegenstand auch in der vorliegenden Arbeit mit einigen speziellen Anpassungen angewendet werden. An dieser Stelle fließen nun also theoretische und methodische Überlegungen ineinander. Für ein besseres Verständnis halte ich es allerdings für notwendig, diese beiden Schritte nicht im Sinne der Kapitelüberschriften „Theorie“ und „Methode“ auseinanderzureißen. Vielmehr werde ich diese ineinanderfließenden Schritte hier ausführlich besprechen und an späterer Stelle in den Methoden in geraffter Form für den Forschungsprozess wieder aufgreifen.

2.5.1 Handhabbarmachung des theoretischen Rahmens über Analysekatoren

Die erste Kategorie nach Eßer und Zinn beschreibt den „*biographischen Gesamtzusammenhang*“ (Eßer/Zinn 2001:12) und bezeichnet die Logik, mit der lebenslaufrelevante Ereignisse und Handlungen zu einem biographischen Gesamtzusammenhang verbunden werden. Im Fokus steht der „*rote Faden, das biographische Modell, die Leitidee oder die individuelle biographische Gestaltungslogik*“ (ebd.) entlang derer sich die Biographie der Befragten entfaltet. Dazu können auch Darstellungen über beliebige oder zufällige Lebensverläufe gehören. Der Zusammenhang bezieht sich auf das zeitliche Nacheinander biographischer Ereignisse, wie auf das Verhältnis von unterschiedlichen Lebensbereichen zueinander. Diese Kategorie sehe ich theoretisch als universal für Untersuchungen mit einem biographischen Ansatz. Ein Verständnis darüber, wie die Individuen ihre Biographie konstruieren, ist Voraussetzung für alle weiterführenden Fragen

an das Material. In Bezug auf die Postdoktorandinnen und Postdoktoranden ist so also danach zu fragen, ob sie vor allem ihren wissenschaftlichen Werdegang als Aneinanderreihung von Gelegenheitsstrukturen sehen oder als logische Abfolge von geplanten Karriereschritten. Weiterhin ist zu fragen, in welchem Verhältnis die Wissenschaft zu anderen lebensweltlichen Bereichen in den Biographien der Postdocs steht. Daraus können sich sehr unterschiedliche Wahrnehmungsmuster biographischer Unsicherheit oder auch Sicherheit ergeben.

Eine weitere Kategorie nach Eßer und Zinn befasst sich mit der Konzeption von Zeit. Jede Erwartungssicherheit bezieht sich auf die Zukunft. Die Analysekategorie heißt dementsprechend „*Konstruktion von Zukunft*“ (ebd.:12). Die Varianz liegt hierbei in der Länge. Erscheint die Zukunft offen und ungewiss oder geschlossen und eindeutig? Diese Frage ist im Kontext der vorliegenden Arbeit vor allem interessant im Hinblick auf den weiteren beruflichen Verbleib und inwiefern unklare und unsichere Aussichten sich auf die Wahrnehmungen in der jetzigen Situation auswirken. Denken die Postdocs auf befristeten Projektstellen nur von Vertrag zu Vertrag, oder machen sie sich Gedanken darüber hinaus – und welche Auswirkung hat das auf die individuelle Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit. Umgedreht – welchen Einfluss haben entfristete Verträge auf die Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit bei Postdocs.

Darüber hinaus führen Eßer und Zinn die Kategorie der „*Basissicherheit*“ (ebd.13) ein. Sie beschreibt das Minimum an Erwartungssicherheit, welches zur Gestaltung des eigenen Lebenslaufs vorausgesetzt wird. Hierunter können religiöse Weltordnungen ebenso fallen, wie ein „*uneingeschränktes Selbstvertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit*“ (ebd.). Besonders in Bezug auf die äußeren Umstände in der Wissenschaft ist danach zu fragen, welche Basissicherheiten bei den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern eine Rolle spielen. An dieser Stelle wird auch darauf zu achten sein, wie andere lebensweltliche Bereiche neben der Erwerbsarbeit einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit haben können.

Die Analysekategorie „*Risikokonstruktion*“ (ebd.) fragt nach der Deutung biographischer Unsicherheit im eigenen Lebenslauf. Wird biographische Unsicherheit als positiv oder negativ gedeutet – wird sie dabei selbstreferenziell als Risiko mit Chancen aufgefasst, oder fremdreferenziell als Gefahr wahrgenommen?

Mit dieser Kategorie sehe ich vor allem das Kerninteresse dieser Arbeit abgedeckt. Wie nehmen Postdocs biographische Unsicherheit wahr? Führen die äußeren Voraussetzungen in der Wissenschaft immer zwangsläufig zur negativen Wahrnehmung biogra-

phischer Unsicherheit, oder gibt es nicht auch Deutungen, die eine positivere Färbung aufweisen? Ich halte die ursprüngliche Namensgebung der Analysekatgorie durch Eßer und Zinn für voraussetzungsvoll und irreführend. Der Begriff Risikokonstruktion setzt genau jene negative Kontierung der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit voraus, die ich in meiner Untersuchung vermeiden möchte. Aus diesem Grund nenne ich diese Analysekatgorie im Folgenden „*Wahrnehmung biographischer Unsicherheit*“ und lasse damit auch die Option offen, neben Risiko und Gefahr eben auch keine biographische Unsicherheit wahrnehmen zu können.

Weitere Kategorien, die die Autoren beschreiben, sind „*biographisches Handeln*“ (ebd.) und „*Selbst-Kontext-Relation*“ (ebd.) In beiden Kategorien sollen „*Realisierungsweisen der individuellen Biographien*“ (ebd.:13) – vor allem in Bezugnahme auf institutionelle Lebenslaufvorgaben in den Blick genommen werden. Diese können akzeptiert oder auch abgelehnt werden. Der Umgang mit institutionellen Erwartungen kann dabei biographische Handlungsspielräume erweitern oder reduzieren. Es geht darum, das Verhältnis der Individuen bei der Biographiekonstruktion zu den institutionellen Handlungserwartungen herauszuarbeiten. Wie gehen die Individuen mit Normen um, nehmen sie diese an oder lehnen sie sie ab? Da beide Kategorien eingeführt wurden, um zu analysieren, welche Bezugnahme zu normativen Strukturvorgaben wie dem institutionalisierten Normallebenslauf von den Individuen in ihren Biographien hergestellt wird, möchte ich diese Redundanz durch eine Zusammenführung der Kategorien auflösen. Ich werde diese Analysekatgorie im Weiteren „*biographisches Handeln*“ nennen. Gleichzeitig werde ich diese Analysekatgorie in Anlehnung an Helga Pelizäus-Hoffmeister für die vorliegende Arbeit erweitern.

Pelizäus-Hoffmeister untersucht in ihrer Studie „*Wandlungstendenzen*“ (Pelizäus-Hoffmeister 2006:69) biographischer Sicherheitskonstruktionen im historischen Vergleich. Hierzu analysiert sie biographisches Material²⁰ von Künstlerinnen und Künstlern aus den Zeiträumen um 1900 und 2000.

Zur Analyse ihres Materials hat sie wie Eßer und Zinn mit verschiedenen Analysekatgorien gearbeitet. Da diese den bereits vorgestellten Kategorien sehr ähnlich sind und somit keinen weiteren Zugewinn versprechen, bleibt an dieser Stelle eine weitere Besprechung aus. Anders als Eßer und Zinn, und vor allem für die vorliegende Arbeit interessant, nimmt Pelizäus-Hoffmeister bei ihrer Analysekatgorie, die die Bezugnahme auf den

²⁰ Mit der Untersuchungsgruppe der KünstlerInnen aus dem Zeitraum um 2000 wurden teilstandardisierte Interviews geführt. Für die Untersuchung der Gruppe aus dem Zeitraum um 1900 wurde biographisches Material in Form von Tagebüchern, Briefen, Autobiographien, etc. herangezogen.

Normallebenslauf abdeckt, jedoch eine entscheidende Erweiterung vor. Die Autorin hat sich Künstlerbiographien als Untersuchungsgegenstand erwählt, da diese Biographien im Allgemeinen als „*Gegenhorizont zum Normalitätsmodell*“ (ebd.:93) gelten. Gerade hierin sieht sie im Hinblick auf das Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit ein interessantes Spannungsverhältnis, das forschungsleitend ist, da sie ein hohes Maß an Unsicherheit in diesen Biographien vermutet (vgl. ebd.). Ganz ähnlich wie der wissenschaftliche Werdegang sind die äußeren Verhältnisse des Künstlerlebenslaufs geprägt durch Ungewissheiten und Diskontinuitäten. Der Normallebenslauf, der im Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit als Sicherheitskonstrukt dient, scheint wenig bis keinen Bezug zum Künstlerlebenslauf zu haben. Pelizäus-Hoffmeister konstruiert als Erweiterung der Analysekatgorie einen typischen Künstlerlebenslauf – das „*moderne Künstlerbild*“ (ebd.:96). Danach zeichnet sich die typische Künstlerbiographie auf Grund fehlender institutionell festgeschriebener Rahmungen durch die besondere Betonung von „*Offenheit und Freiheit*“ (ebd.:97) aus. Die Annahme, die hinter dieser Erweiterung steht, ist, dass neben dem Normallebenslauf auch der professionseigene Normalverlauf zur biographischen Orientierung beitragen und die Herstellung von biographischen Sicherheitskonstruktionen beeinflussen kann²¹.

Dieser Annahme möchte ich in angepasster Form für meine Arbeit folgen. In der Wissenschaft hat der Normallebenslauf in seinen äußeren Voraussetzungen ähnlich wie bei den von Pelizäus-Hoffmeister untersuchten Künstlerlebensläufen, zumindest für Deutschland, kaum Gültigkeit (vgl. Weber/Dirk 2002). Während es in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen durch Destandardisierungsprozesse erst zur „*Erosion von Normalitäten*“ (Wolffram 2015:105) kommt, ist dies für die Wissenschaft „*im Prinzip schon immer eine eigenständige ‚Normalität‘ gewesen*“ (ebd.). In Anlehnung an Pelizäus-Hoffmeister gehe ich davon aus, dass es auch für die Wissenschaft eine *eigene Form der Normalität* gibt, die zur biographischen Orientierung beitragen kann und somit Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern haben kann. Diese steht wahrscheinlich in einem Spannungsverhältnis zum Normallebenslauf. Inwiefern dieses Spannungsverhältnis Einfluss auf die

²¹ Auch Pelizäus-Hoffmeister lässt ihre Analyseergebnisse auf eine Typologie zulaufen. Diese spannt sich für beide untersuchten Zeiträume entlang der jeweiligen Bezugnahme entweder mit größerem Bezug auf den Normallebenslauf oder das „moderne Künstlerbild“ (Pelizäus-Hoffmeister 2006:96). Interessant ist hierbei, dass selbst im Typus „Autonomie 1900“ und „Autonomie 2000“ – die Typen, bei denen die Biographiekonstruktionen am stärksten unter Bezugnahme auf das „moderne Künstlerbild“ (ebd.) stattfinden, noch Bezüge zu Institutionen des Normallebenslaufs hergestellt werden.

Wahrnehmung von biographischer (Un-)Sicherheit bei Postdocs hat, bleibt zu untersuchen.

Wie auch Pelizäus-Hoffmeister für KünstlerInnen, werde ich in meiner Arbeit die *Form der Normalität* in der Wissenschaft nachzeichnen, die für die Postdoktorandinnen und Postdoktoranden zur biographischen Orientierung beitragen kann. Hierfür werde ich im Zuge des Forschungsstandes das übliche Bild eines wissenschaftlichen Werdegangs und seiner begünstigenden Bedingungen nachzeichnen, wie es von der Hochschulforschung übermittelt wird. Ich gehe davon aus, dass auch dieses Bild, ähnlich wie der Normallebenslauf, normative Wirkungen auf die Individuen haben wird. So wird dieser Schritt also Grundlage für die Erweiterung der Analysekategorie *biographisches Handeln*, die eine Modifikation speziell für die Untersuchung von Wissenschaftlerbiographien darstellt. Diese Lücke muss noch geschlossen werden. Es hat sich gezeigt, dass bisherige Untersuchungen die besonderen äußeren Voraussetzungen in der Wissenschaft nicht berücksichtigt haben. Damit wird mit der Analysekategorie *biographisches Handeln* auf der einen Seite der Einfluss des institutionalisierten Normallebenslaufs wie durch das Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit vorgegeben untersucht, auf der anderen Seite aber auch der Einfluss des typischen wissenschaftlichen Werdegangs und vermeintlicher Normalitäten in der Wissenschaft in den Blick genommen. Zur Beantwortung der forschungsleitenden Frage, wie Postdocs im Maschinenbau und in der Soziologie biographische Unsicherheit wahrnehmen und wie sie darauf reagieren, wird vor allem das (Spannungs-)Verhältnis zwischen diesen unterschiedlichen Bezugnahmen von Interesse sein. Die dahinterliegende Annahme ist, dass Postdocs, die vor allem Normalitäten in der Wissenschaft als Referenzfolie für eigene Sinndeutungen nutzen, weniger biographische Unsicherheit wahrnehmen als jene Postdocs, die den Normallebenslauf als Referenzfolie deuten.

Ziel dieses Abschnittes war es, das Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit auf die Gruppe der Postdocs anwendbar zu machen. Hierfür habe ich in einem ersten Schritt entlang bestehender empirischer Studien Aspekte herausgearbeitet, die entweder auf den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit übertragbar sind oder durch Spezialisierungen, Streichungen und Erweiterungen angepasst werden konnten.

Aus der Studie von Wohlrab-Sahra wurden an erster Stelle die soziokulturellen Voraussetzungen herausgearbeitet, die laut Autorin speziell in weiblichen Biographien zu biographischer Unsicherheit führen. Diese habe ich speziell unter dem Aspekt der Geschlechterspezifität in Wohlrab-Sahras Untersuchung in Frage gestellt, um zu verdeut-

lichen, dass in der vorliegenden Arbeit beide Geschlechter so offen wie möglich in den Blick genommen werden. Zudem habe ich einen ganzen Komplex – den Bereich der Intimbeziehungen – als eigenständigen Themenblock ausgeschlossen.

Die Studien von Sander und Jakob haben durch die dort vorgenommenen Verengungen des Konzeptes der biographischen (Un-)Sicherheit zu keinen weiteren theoretischen Anhaltspunkten für meine Arbeit geführt.

Sie haben jedoch zusätzlich zu den anderen vorgestellten Studien den methodischen Hinweis darauf gegeben, dass es sich im Kontext der Theorie der biographischen (Un-)Sicherheit als sinnvoll und fruchtbar erweist, die Ergebnisse vergleichend entlang einer Typenbildung auszuarbeiten. Alle vorgestellten Studien lassen die Ergebnisse ihrer empirischen Analysen auf eine Typologie zulaufen. Hier lassen sich zudem große Übereinstimmungen in der Anlage der Typen finden. Alle Typen zeichnen sich durch den Grad ihrer relativen Nähe oder Ferne zu normativen Vorgaben aus. Dies kann sowohl der Normallebenslauf als auch nur das Normalarbeitsverhältnis sein.

Ich werde die Typenbildung als offenbar geeignete Methode im Zusammenhang mit dem Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit übernehmen. Ob sich auch in der vorliegenden Arbeit die Typen entlang der relativen Nähe oder Ferne zum Normallebenslauf abbilden lassen, bleibt zu prüfen.

In Anlehnung an die Studie von Eßer und Zinn wurden die Analysekatogorien *biographischer Gesamtzusammenhang*, *Basissicherheit*, *Konstruktion von Zukunft*, *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit* und *biographisches Handeln* herausgearbeitet, wie sie in dieser Arbeit zur Anwendung kommen sollen.

Auch die Betrachtung der Studie von Pelizäus-Hoffmeister war sehr fruchtbar, da in Anlehnung daran vor allem die Erweiterung der Analysekatogorie *biographisches Handeln* erarbeitet wurde. Dieser Punkt wird in einem zweiten Schritt nun im Forschungsstand erneut aufgenommen und inhaltlich gefüllt.

3. Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

Der Forschungsstand soll in der vorliegenden Arbeit neben der Darlegung relevanter Forschungsergebnisse dazu genutzt werden, *Normalitäten in der Wissenschaft* herauszuarbeiten, um damit eine weitere Analysekategorie bilden zu können. Bei *Normalitäten in der Wissenschaft* gehe ich davon aus, dass es zwei Aspekte gibt, die normativ auf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wirken können. Auf der einen Seite handelt es sich um Strukturen von wissenschaftlichen Werdegängen, die als gängig, besser noch als üblich wahrgenommen werden. Auf der anderen Seite um Anforderungen, formaler wie informeller Art, die vermeintlich erfüllt werden müssen, um eine Chance auf eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere zu haben. Dabei ist Erfolg in der Wissenschaft objektivierbar zumeist durch das Erreichen einer Professur gekennzeichnet. Aber auch der subjektiven Wahrnehmung von Erfolg wird, wenn auch nicht häufig und auch erst in neueren Studien, eine Relevanz zudedacht (vgl. Barlösius/ Fisser 2017; Barthauer et al. 2016). In der nun folgenden Ausarbeitung von *Normalitäten in der Wissenschaft* werde ich den Fokus im Zuge der Betrachtung der Werdegänge zunächst auf den objektiven Erfolg legen. Erst in den späteren Ausführungen nehme ich auch Aspekte des wahrgenommenen subjektiven Erfolges mit auf.

Entsprechend der Vorannahme, dass sowohl übliche Werdegänge als auch Anforderungen normativen Einfluss auf das Erfahren biographischer Unsicherheit nehmen, gliedere ich den Forschungsstand dieser Untersuchung. Beginnen werde ich mit Ergebnissen jener Studien, die Aufschluss darüber geben, welche Werdegänge in der Wissenschaft gängig und anerkannt sind. Neben reinen Strukturbeschreibungen führe ich hier auch Personalstatistiken mit an. Anhand dieser wird verdeutlicht, wie prekär die wissenschaftliche Laufbahn ist. Anschließend gehe ich zunächst auf formale, im Anschluss auf informelle Anforderungen ein, die in der Forschungsliteratur als maßgeblich für das Erreichen einer Professur angegeben werden.

Wissenschaftliche Untersuchungen, die sich ausschließlich mit Postdocs befassen, sind selten. Weitaus häufiger sind Studien aufzufinden, die akademische Personal- und Karrierestrukturen unterhalb der Professur im Ganzen in den Blick nehmen und somit auch die Situation der Doktorandinnen und Doktoranden in die Analyse mit einbeziehen. Unter der Überschrift der Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler werden so oftmals mehrere Statusgruppen behandelt. Manche Studien gehen

noch einen Schritt weiter- und betrachten unter dem Topos des wissenschaftlichen Nachwuchses auch Studienfachentscheidungen und Studienbedingungen. Ich beziehe diese Ergebnisse in meine Ausarbeitung mit ein und stelle, wenn möglich, die Situation der Postdocs besonders heraus. Auch die Studienfachentscheidungen nehme ich in Teilen in den Forschungsstand mit auf. In der vorliegenden Arbeit wird keine dezidierte Betrachtung der Studienfachwahl, Studienbedingungen und -voraussetzungen vorgenommen. Als ersten Schritt ihres beruflichen Werdegangs werden diese Aspekte jedoch von den meisten Interviewten, vor allem im Maschinenbau, thematisiert. Somit habe ich mich dazu entschlossen, auch diese Forschungsergebnisse hier zu benennen, um eventuelle Fachspezifika herauszuarbeiten. Es besteht die Möglichkeit, dass bereits an den Erzählungen zu Studienfachwahl und Studienbedingungen Aspekte der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit erkannt werden können.

Weiterhin fällt auf, dass über alle Statusgruppen hinweg-den Frauen in der Wissenschaft durch die Forschungsliteratur besondere Aufmerksamkeit zuteil wird. Diese Studien, die sich speziell mit der Situation von Wissenschaftlerinnen auseinandersetzen, werde ich mit aufnehmen, gleichwohl ich mich in der vorliegenden Arbeit nicht auf die Genderperspektive konzentriere. Diese Untersuchungen nehmen zwar immer *ein* Geschlecht in den Fokus, aber man lernt durch sie nicht nur etwas über Frauen. Zum einen, weil sie teilweise Männer und Frauen direkt vergleichen. Zum anderen kann indirekt auf das Gesamtbild geschlossen werden, wenn sich Analysen darauf konzentrieren, was Frauen vermeintlich zu einer erfolgreichen wissenschaftlichen Karriere fehlt bzw. auf welche Ressourcen sie nicht in ausreichender Menge zurückgreifen können. Ich erlaube mir an dieser Stelle, die Aspekte des Geschlechts in den Hintergrund zu stellen und die Studien als empirische Grundlage dafür zu handhaben, Aspekte zu erarbeiten, die in der Hochschulforschung als ursächlich für eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere gelten. Hieraus speist sich unter anderem die Analysekategorie *Normalitäten in der Wissenschaft*, die ich als fehlende Spezifizierung der biographischen Unsicherheit in Bezug auf wissenschaftliche Werdegänge begreife.

Im Zuge des Forschungsinteresses der vorliegenden Arbeit werde ich neben Ergebnissen, die den wissenschaftlichen Nachwuchs im Allgemeinen betreffen, fortlaufend Ergebnisse zum wissenschaftlichen Nachwuchs, im Speziellen Postdocs, im Maschinenbau und der Soziologie herausstellen. Dabei ist zu beachten, dass eine gesonderte Betrachtung dieser Disziplinen oftmals nicht stattfindet. Ich greife deshalb in den meisten Fällen auf Ergebnisse zu Ingenieur- und Sozialwissenschaften zurück.

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

Vor allem für Studien zu den Ingenieurwissenschaften kann festgehalten werden, dass die Forschungsliteratur abermals speziell Frauen in den Fokus nimmt. Als Grund hierfür wird die besondere Unterrepräsentanz von Frauen in vielen ingenieurwissenschaftlichen Disziplinen angegeben. Auch mit diesen Studien werde ich in der bereits beschriebenen Herangehensweise verfahren.

3.1 Wissenschaftliche Werdegänge

Die übliche Laufbahn

Idealtypisch durchläuft eine Nachwuchswissenschaftlerin oder ein Nachwuchswissenschaftler im Zuge seines wissenschaftlichen Werdegangs Qualifikationsstufen wie Promotion und Habilitation in akademischen Institutionen und eignet sich fortschreitend akademische Selbstständigkeit an. Die höchste Stufe einer wissenschaftlichen Karriere ist die Berufung auf eine Professur bzw. eine Leitungsposition in außeruniversitären Forschungseinrichtungen (Kreckel 2016, 2008; Hermanowicz 2012; Laudel/ Gläser 2008; Gläser 2001).

Einen besonders ausführlichen Überblick über gängige akademische Werdegänge liefert Kreckel. Im Jahr 2008 hat Kreckel gemeinsam mit Pasternack, Lenhardt, Stock und Burkhardt die vergleichende Länderstudie *„Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz“* vorgelegt. In dieser Studie werden die akademischen Personal- und Laufbahnstrukturen des promovierten wissenschaftlichen Personals unterhalb der Professur innerhalb der Hochschul- und Forschungssysteme in ausgewählten westlichen Ländern porträtiert und in einen Vergleich mit Deutschland gebracht. Der Fokus liegt auf der Fragestellung, wie mit *„Forschungs- und Lehrpersonal unterhalb der Professoreneben“* (Kreckel 2008:35) umgegangen wird. Hierzu werden Traditionen und Entwicklung des Hochschulsystems, Strukturen der Universitäten, insbesondere die Personalstruktur, und der Aufbau der jeweiligen Forschungslandschaft der einzelnen Länder dargestellt.

Die an deutschen Universitäten herrschenden äußeren Voraussetzungen werden in dieser Arbeit nicht selbst zum Untersuchungsgegenstand, sondern dienen als *„Hintergrund-*

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

oder *Kontrastfolie*“ (ebd.). Die „*Eigentümlichkeiten, Vor- und Nachteile anderer Wissenschaftssysteme [werden] im Vergleich zum deutschen sichtbar*“ (ebd.) gemacht. Für die vorliegende Arbeit sind die Strukturen anderer Wissenschaftssysteme nicht von Belang. Ich konzentriere mich hier auf die Darstellung der Ergebnisse zum deutschen Wissenschaftssystem.

Die übliche akademische Laufbahn für Deutschland zeichnet Kreckel wie folgt nach: Nach dem Studium gilt die Promotion als erster Schritt in Richtung akademischer Karriere. Als nächst höhere Qualifikation nach der Promotion folgt die Habilitation. Der Habilitation wird nach Keckel trotz der Einführung „*zusätzlicher wissenschaftlicher Leistungen nach der Promotion*“ (ebd.:46) als „*einen alternativen Weg*“ eine große Bedeutung zugeschrieben. Wurde die Berufungsfähigkeit über die Habilitation oder habilitationsäquivalente Leistungen nachgewiesen, können entsprechende Bewerbungen auf eine Professur führen. Seine Darstellung des üblichen wissenschaftlichen Werdegangs in Deutschland scheint holzschnittartig. Dies ist sicherlich der Anlage der Untersuchung geschuldet. So kann hier beispielsweise nicht entnommen werden, an welchen Orten die einzelnen Qualifikationsschritte (universitär oder außeruniversitär) erbracht werden und ob disziplinspezifische Unterschiede existieren.

Für den Maschinenbau ist bekannt, dass neben dem rein akademischen Weg, auch ein Weg über die Industrie zur erfolgreichen wissenschaftlichen Karriere führt. Danach verlassen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler nach der Promotion die Universität in die Industrie. Dort erarbeiten sie sich mit der Zeit eine Leistungsposition, von der aus sie zurück an die Universität auf eine Professur berufen werden.

Gilbert (2010) spricht in diesem Zusammenhang von einem möglichen "*pure academic career type*" (S.151) und dem "*mixed industrial-academic career type*" (ebd.). Sie verweist darauf, dass der rein akademische Weg für Frauen leichter zu beschreiten sei, weil sie sich so nicht den vermännlichten Ansprüchen der Industrie aussetzen müssten. Eigene Vorstudien weisen zudem darauf hin, dass diese Wege vergeschlechtlicht sind (vgl. Voigtmann 2011; Barlösius/ Fisser 2017).

Gelten Praxiserfahrungen in der Industrie für den akademischen Maschinenbau m.E. als Berufungsvoraussetzung, stellt die Soziologie einen Kontrastfall dar. In der Soziologie werde im Hinblick auf wissenschaftlichen Erfolg vor allem auf die Menge an Aufsätzen in referierten (internationalen) Zeitschriften geachtet (vgl. Gross et al. 2008). Es scheint Einigkeit darüber zu herrschen, dass einzig rein akademischen Forschungseinrichtungen die institutionellen Voraussetzungen dazu bieten, Forschungsergebnisse für Fachzeit-

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

schriften mit Peer Review Verfahren zu produzieren (vgl. Braxton 1983, Long/McGinnis 1981, Crane 1965). Daraus schließe ich, dass, im Gegensatz zum Maschinenbau, für die Soziologie ein rein akademischer Karriereweg an Universitäten und/ oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen als üblich angenommen wird.

Hierin kann für die vorliegende Arbeit ein Aspekt für die Analysekategorie *Normalitäten in der Wissenschaft* herausgearbeitet werden. Danach scheint der rein akademische Weg für die Soziologie als Normalität wahrgenommen zu werden, während der Weg über die Industrie im Maschinenbau zumindest für Männer als Normalität angenommen wird. Für Frauen scheint auch hier der rein akademische Weg den Normalfall darzustellen.

Personalstatistiken

Aktuelle Zahlen zu Personalstatistiken von Postdocs sind nicht zusammenhängend in einer Studie zu finden. Um dennoch einen Überblick über die Beschäftigungssituation von Postdocs in Bezug auf die äußeren Verhältnisse zu erhalten, habe ich aus unterschiedlichen Studien die aktuellsten relevanten Zahlen zusammengetragen.

Der „Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013“ (BuWiN) liefert Daten zur Beschäftigungssituation Promovierter. Hierfür werden Daten des Mikrozensus aus den Jahren 2000, 2005 und 2009 herangezogen. Postdocs werden im Mikrozensus jedoch nicht gesondert erfasst. Hier haben sich die Autorinnen und Autoren einer Hilfskonstruktion bedient, indem sie die Altersgruppe der 35-45-Jährigen in den Blick genommen haben. Die Erwerbstätigenquote dieser Gruppe ist äußerst hoch. Bei promovierten Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlern liegt sie bei 99,4%. Bei promovierten Ingenieurwissenschaftlern sogar bei 100% (vgl. BuWiN 2013).

Eine Promotion eröffnet jedoch viele Karrierewege – in wissenschaftlichen und in nicht-wissenschaftlichen Bereichen. Nur rund ein Viertel der promovierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nehmen überhaupt eine Tätigkeit an Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen auf. Inwiefern dieser Prozess durch Selektion und Selbstselektion gesteuert ist, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen (vgl. ebd.). Eine genaue Aussage darüber, wie sich der Berufsweg zwischen Promotion und Professur darstellt, kann über diese Datengrundlage nicht getroffen werden. Hierzu müssen Daten aus verschiedenen Studien zu einem mehr oder weniger lückenlosen Gesamtbild zusammengefügt werden.

In der Gruppe des hauptberuflich wissenschaftlichen Personals unterhalb der Professur haben die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit 86 % der Angestellten den größten Anteil. Im Jahr 2009 arbeiteten drei Viertel von ihnen in befristeten Arbeitsverhältnissen (vgl. Gülker 2011). In dieser Gruppe ist anteilig ein Anstieg der Befristungen (von 79 % 2000 auf 90 % 2010), der Teilzeitbeschäftigung (von 38 % 2000 auf 45 % 2010) und der Drittmittelfinanzierung (von 36 % 2000 auf 43 % 2010) auszumachen. Die Spitzenwerte der Befristungsanteile sind in den Ingenieurwissenschaften mit 94 % und den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften mit 95 % zu finden (vgl. BuWiN 2013). In den Ingenieurwissenschaften sind dafür überwiegend Vollzeitbeschäftigungen anzufinden, während in fast allen anderen Fächergruppen Teilzeitbeschäftigungen üblich sind (vgl. ebd.). Befristungen und Teilzeitbeschäftigungen, zumindest außerhalb der Ingenieurwissenschaften, können so als *Normalitäten in der Wissenschaft* angesehen werden.

Hierzu ist weiterführend bekannt, dass der Frauenanteil unter den in Teilzeit Beschäftigten höher ist als der Männeranteil. Vor allem Postdoktorandinnen mit Kindern arbeiten in Teilzeit (Höhle et al. 2012). Enders (1996) macht darüber hinaus deutlich, dass hochschulfinanzierte Stellen, im Gegensatz zu drittmittelfinanzierten Stellen, am ehesten geeignet scheinen, „eine materielle Sicherung und Beschäftigungskontinuität für die Weiterqualifikation [...] zu gewährleisten“ (ebd.:211).

Die Einstellungsdauer auf universitären und außeruniversitären Stellen weist kein eindeutiges Muster auf. Die Dauer der Befristungen variiert häufig zwischen einem und fünf Jahren – oftmals verknüpft mit der Möglichkeit zur Verlängerung (vgl. ebd.). Den Schritt auf die Professur schafft schließlich etwa ein Zehntel der Postdocs (vgl. ebd.). Das durchschnittliche Erstberufungsalter lag im Jahr 2010 bei 42,3 Jahren bei einer Berufung auf W3-Professuren und 41,4 Jahren auf W2-Professuren. In den Ingenieurwissenschaften ist man mit 42,4 Jahren (W2) und 42,9 Jahren (W3) im Durchschnitt bei der Erstberufung älter als in den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (39 Jahre (W2) und 41 Jahre (W3) (vgl. ebd.).

Wie bereits angemerkt, nimmt das Thema *Frauen in der Wissenschaft* einen besonderen Platz in der Forschung zu wissenschaftlichen Karrieren ein. Dieses Thema ist vor allem geprägt durch die Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft.

Zwar waren 2014 50,1 % aller Studienanfänger und 50,5 % der Absolventen weiblich²², mit jeder weiteren Karrierestufe in der Wissenschaft nimmt der Frauenanteil jedoch ab²³. Dieses Phänomen wird in der Forschung als Leaky Pipeline²⁴ bezeichnet und beschreibt das Versickern der Frauen auf dem wissenschaftlichen Karriereweg. Die Geschlechterverteilung in der Wissenschaft ist fast überall die gleiche: Je höher die akademische Position, desto geringer der Frauenanteil (vgl. Schreyer 2008; Fox 2007, 2010; Achatz/Hinz 2001). Dies gilt auch für vermeintliche Frauenfächer – auch hier löst sich der zahlenmäßige Vorsprung der Frauen bei den Studienanfängern mit jeder weiteren Stufe in der Wissenschaft auf (vgl. Graf et al. 2011; Hüttges/ Fay 2011; Neusel 2005; Lind 2004). Insgesamt beschreibt Kahlert den prototypischen Wissenschaftler als „*männlich, heterosexuell [und] sehr bildungsnah*“ (Kahlert 2013:318). Die nach wie vor größeren Hürden im Wissenschaftssystem für Frauen manifestieren sich dabei zumeist in der hohen Arbeitsbelastung und der als unzureichend wahrgenommenen Möglichkeit der Vereinbarung von Wissenschaft und Privatem (vgl. Funken/ Rogge/ Hörlin 2015; Schone/ Kellermann/ Busholt 2012; Niessen et al. 2010; Jaksztat/ Schindler/ Briedis 2010; Haffner/ Könekamp/ Kraus 2006; Krimmer et al. 2004; Wimbauer 1999).

Bei der Betrachtung der Zahlen zu Frauen auf dem wissenschaftlichen Karriereweg in den Ingenieurwissenschaften fällt jedoch eine Besonderheit auf. Der überproportionale Frauenverlust nach dem Hochschulabschluss, wie er für andere Fächer mit dem Phänomen der Leaky Pipeline beschrieben wird, bleibt in den Ingenieurwissenschaften aus.

Der Anteil der Studienanfängerinnen im Maschinenbau lag im Wintersemester 2013/14 bei 19,5 %, über alle Fachsemester hinweg bei 18,4 %. 18,4 % der Absolventen 2013 waren weiblich und 19,5 % der Promotionen im selben Jahr wurden von Frauen abgelegt (vgl. Barlösius/Fisser 2017). Für den Anteil der Habilitandinnen und der Professorinnen liegen keine geschlechtsspezifischen Zahlen vor. Barlösius und Fisser gehen jedoch anhand der vorhandenen Zahlen davon aus, dass sich die Situation im Maschinenbau sehr ähnlich zu der in den Ingenieurwissenschaften insgesamt verhält (unter den Studierenden machten Frauen 2011 18,5 % aus, unter den Promovenden 2013 19,3 % und unter den Habilitanden bei 19,1 % (vgl. Barlösius/Fisser 2017). Für die Sozialwissenschaft kann diese geringere Durchlässigkeit der Leaky Pipeline nicht festgestellt werden. Inken Lind und Andrea Löther (2007) zeigen dies an Ergebnissen der Fächergruppe Rechts-,

²² Vgl.:

<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html> zuletzt geprüft am 2.03.2016.

²³ Frauenanteile 2014: Promotionen:45,5 %, Habilitationen: 27,8 % Professuren: 22 % (vgl. ebd.)

²⁴ Diesen Begriff prägte Sue Berryman bereits 1983 (vgl. Berryman 1983).

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Bei fast 50 % Studienanfängerinnen in dieser Gruppe halbiert sich der Frauenanteil bei den Promotionen auf 25 Prozentpunkte, bei den Habilitationen nochmals um 8 Prozentpunkte. Für die Soziologie kann hier also, im Gegensatz zum Maschinenbau, von einer klassischen Leaky Pipeline ausgegangen werden. Zu diesem Schluss kamen auch Leemann und Stutz (2008), die wissenschaftliche Laufbahnen des Hochschulsystems in der Schweiz untersuchten. So kommen auch sie zu dem Ergebnis, dass Nachteile für Frauen in den Fächern mit den höchsten Frauenanteilen (geistes- und sozialwissenschaftliche Fächer) am stärksten sind. Sie weisen außerdem darauf hin, dass die Leaky Pipeline sich nach Disziplinen unterscheidet. In den technischen und wirtschaftswissenschaftlichen Disziplinen stelle demnach die Studienfachwahl die größte Hürde dar, in den Geistes- und Sozialwissenschaften ist es der Entschluss zur Promotion, wie auch zur Habilitation (vgl. ebd.).

Für die vorliegende Arbeit kann daraus gezogen werden, dass die wissenschaftliche Karriere insbesondere für Frauen sehr unsicher ist, Wissenschaftlerinnen im Maschinenbau, wenn sie sich dazu entschlossen haben, jedoch bessere Chancen zu haben scheinen als in anderen Disziplinen wie beispielsweise der Soziologie.

Insgesamt haben die Ausführungen der Personalstatistiken verdeutlicht, dass der wissenschaftliche Werdegang bis zur Professur prekär ist. Dies stellen auch Wagner-Baier et al. fest. Vor allem die Postdocphase sei geprägt von gängigen Merkmalen prekärer Beschäftigung: befristete Arbeitsverträge, kurzzeitige und häufige Vertragsverlängerungen, Teilzeitstellen, unbezahlte Mehrarbeit, Phasen der Arbeitslosigkeit, personale Abhängigkeitsverhältnisse und ungewissen Zukunftschancen (vgl. Wagner-Baier et al. 2011).

Trotz guter Arbeitsmarktaussichten für promovierte Ingenieur- und Sozialwissenschaftler insgesamt ist die Wissenschaft als Beruf bis zur Erreichung einer Professur unsicher – für beide hier betrachteten Disziplinen. Die dargestellte Prekarität kann für die vorliegende Arbeit also als *Normalität in der Wissenschaft* angenommen werden. Dies kann jedoch nicht gleichgesetzt werden mit der Wahrnehmung von Unsicherheit, genauer biographischer Unsicherheit. Mit den Zahlen zu den äußeren Verhältnissen in der Wissenschaft wird eine objektivierbare Seite von Unsicherheit betrachtet. Wie diese vermeintlichen Unsicherheiten individuell wahrgenommen werden, kann dadurch nicht in Erfahrung gebracht werden.

3.2 Formale Anforderungen

Wie bereits durch Wagner-Baier et al. angedeutet, sind neben den äußeren Voraussetzungen der wissenschaftlichen Karriere auch die Anforderungen oftmals unklar und können dadurch Unsicherheiten erzeugen. In der Forschungsliteratur gibt es Angaben zu formalen, weitaus häufiger aber noch zu informellen Anforderungen. Vor allem Zweitere können durch fehlende Institutionalisierung einen Unsicherheitsfaktor darstellen, wenn aus biographischer Sicht nicht eindeutig ist, welche institutionellen Erwartungen bestehen.

Die Promotion

Im Hinblick auf die formalen Anforderungen scheint Einigkeit darüber zu herrschen, dass die Promotion der unumgängliche erste Schritt für eine wissenschaftliche Karriere ist. Kreckel macht in seinem Ländervergleich deutlich, dass die „*Forschungspromotion*“ (Kreckel 2008:254) zwar übergreifend als Eingangsvoraussetzung zur wissenschaftlichen Karriere begriffen wird, es im Hinblick auf die Funktion der Promotion jedoch durchaus länderspezifische Unterschiede gibt. An Universitäten in Frankreich, Großbritannien, den Niederlanden und den USA gilt die Promotion als formelle Qualifikationsvoraussetzung, die zur selbstständigen Forschung und selbstständiger Lehre berechtigt. In Deutschland, Österreich und der Schweiz stelle die Promotion lediglich die notwendige Zugangsvoraussetzung zur Hochschullehrerlaufbahn dar – sie „*berechtigt traditionellerweise nicht zur selbstständigen Forschung und Lehre*“ (ebd.:355). In diesen Ländern findet sich das Habilitationsmodell. Erst die Habilitation oder äquivalente Leistungen berechtigen hier zu selbstständiger Lehre und Forschung. Forschung und Lehre vor der Habilitation und vor der Professur werden so als „*unselbstständig*“ (ebd., vgl. auch Kreckel 2016) gedeutet, was zur Folge hat, dass Stellen für nicht habilitierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler „*vor allem als befristete Qualifikationsstellen*“ (ebd.) verstanden werden. Ein Verbleib in der Wissenschaft unterhalb der Promotion ist quasi ausgeschlossen.

In einzelnen Disziplinen wird die Promotion jedoch nicht nur als Eingangsvoraussetzung für die Wissenschaft begriffen, sondern auch als Karriereförderer außerhalb der Wissenschaft (Wirtschaft, Industrie, Politik, öffentlicher Dienst). Fast prototypisch wird zur Illustration dieser zweiten Funktion oftmals auf medizinische Promotionen eingegangen

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

(vgl. Heineck/ Matthes 2012; Berning/ Falk 2006). Aber auch die Ingenieurpromotion scheint eine solche Funktion zu erfüllen, sie kann ebenfalls als Karriereinstrument für Positionen in der Industrie angesehen werden. Kenntnisse aus den jeweiligen Promotionsprojekten dienen dann als „*Grundlage für einen schnellen Aufstieg in Leitungspositionen mit Personalverantwortung in der Industrie*“ (vgl. Nagl/ Rüssmann 2011:1).

Habilitation und habilitationsäquivalente Leistungen

Wer nach der Promotion in der Wissenschaft verbleiben möchte, arbeitet daran, sogenannte Berufungsvoraussetzungen zu erfüllen. Zu diesen wird zumeist die Habilitation gezählt, welche über eine eigenständige Habilitationsschrift oder auch eine kumulative Habilitation erfolgen kann. Mehr als die Hälfte der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterhalb der Professur sind promoviert – 58 % an Universitäten und 76 % an außeruniversitären Forschungseinrichtungen (vgl. Jacob/ Teichler 2008). Habilitationsabsichten liegen laut verschiedener Studien bei zwischen einem Drittel (vgl. Wagner-Baier et al. 2011) und einem Fünftel der promovierten Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler vor (vgl. Enders/ Kottmann 2005). In der Medizin sind Habilitationen am häufigsten, da sie dort auch den Zugang zu Chefarztposten erleichtern. Ebenfalls häufig, im Vergleich zu anderen Fachdisziplinen, werden Habilitationen in den Geistes- und Sozialwissenschaften sowie in einem Teil der Naturwissenschaften abgelegt. Selten sind sie hingegen in den Ingenieurwissenschaften. Gleichzeitig sind die Habilitationsneigungen bei Männern stärker ausgeprägt, als bei Frauen (vgl. BuWiN 2013). So können Wagner-Baier et al. für die Postdocs in Jena festhalten, dass 25 % der promovierten Männer eine Habilitation anstreben, hingegen nur 15 % der promovierten Frauen (vgl. Wagner-Baier et al. 2011). Das Durchschnittsalter bei Habilitationen lag 2010 bei 40,8 Jahren. Die Mehrheit der Postdocs habilitiert in Beschäftigungsverhältnissen an Universitäten (vgl. BuWiN 2013). Für die vorliegende Untersuchung kann daraus gezogen werden, dass der Habilitation von den Interviewten aus der Soziologie vermutlich ein höherer Stellenwert zugeschrieben wird als von den Interviewten aus dem Maschinenbau. Dies hängt auch mit der Wahrnehmung der üblichen Karrierewege zusammen. Im Maschinenbau wird dementsprechend der außeruniversitären Erfahrung in der Industrie mehr Gewicht zugeschrieben.

Die Form der Habilitation ist dabei disziplinspezifisch. In den Geistes-, Sozial- und Rechtswissenschaften sei so die Vorstellung der „*großen Habilitationsschrift*“ (Kreckel 2008:47) üblich, während in den Experimentalwissenschaften kumulative Habilitationen vorherrschen (vgl. auch: Hess et al. 2011; Zimmer et al. 2007). Hinzu kommen Formen habilitationsäquivalenter Leistungen. Eine allgemeingültige und einheitliche Regelung, was unter diesen Äquivalenten verstanden werden sollen, existiert nicht. Es soll sich dabei jedoch immer um eine Leistung handeln, die der Habilitationsschrift gleichwertig ist (vgl. Koch 2007). Dabei kann es sich beispielsweise um wissenschaftliche Publikationen oder auch um Stellen als Nachwuchsgruppenleiterinnen und Nachwuchsgruppenleiter bzw. Juniorprofessorinnen und Juniorprofessoren handeln. Die erfolgreiche Evaluation der Juniorprofessuren soll dabei die Habilitation ersetzen. Geregelt werden die Definitionen dieser Leistungen über die Habilitationsordnungen der jeweiligen Fakultäten. Eine stichprobenartige Einsicht in die Habilitationsordnungen unterschiedlicher Fakultäten verschiedener Universitäten macht jedoch schnell deutlich, dass die darin gefassten Definitionen nur holzschnittartig *regeln*, was verlangt wird. So ist oftmals lediglich die Rede von weiteren wissenschaftlichen Publikationen, die der Leistung einer Habilitationsschrift entsprechen sollen.

Wird die Habilitation angestrebt, so spitze diese das berufliche Aufgabenfeld sehr auf die Hochschule zu (vgl. Enders 1996; Kreckel 2008). Postdocs mit Habilitationsabsichten orientieren sich danach am dauerhaften Verbleib an der Hochschule (vgl. ebd.). Ist dieser Verbleib durch den bereits zitierten Flaschenhals nicht möglich, ergeben sich in einem reinen Habilitations-System durch die lange Nachwuchsphase und sehr späte dauerhafte Festlegungen spezielle Problematiken. Kreckel (2008) merkt hier das späte Ausscheiden von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem Universitätsbetrieb an, das erhebliche Schwierigkeiten beim Einstieg in außeruniversitäre und außerwissenschaftliche Bereiche verursachen kann (vgl. ebd.). Deutlich wird an dieser Stelle also eine laufbahnbedingte Unsicherheit, die auch biographisch wahrgenommen werden kann. Verstärkt wird diese dadurch, dass selbst formale Anforderungen über die Promotion hinaus nicht eindeutig geregelt sind.

Die erfolgte Habilitation ist dann jedoch kein Garant für den Zugang auf eine Hochschullehrerstelle. Schätzungen zufolge ist die Zahl qualifizierter Kandidatinnen und Kandidaten für eine Universitätsprofessur in Deutschland ca. dreimal so hoch, wie die vakanten Professuren (vgl. Janson et al. 2007). Dennoch stellt Arbeitslosigkeit unter jenen, die nicht auf eine Professur berufen wurden, die Ausnahme dar (vgl. Berning et al. 2001).

Optionen außerhalb der Wissenschaft scheinen also eine Form der materiellen Sicherheit darzustellen. Fraglich ist an dieser Stelle, ob diese Optionen immer den eigenen Vorstellungen entsprechen und somit überhaupt eine sicherheitsstiftende Funktion einnehmen können.

Für die Ingenieurwissenschaften macht Kreckel eine Ausnahme aus – hier sei die Habilitation keine Berufungsvoraussetzung. Die Habilitationshäufigkeit ist in diesen Fächern sehr gering, da dort Berufungen „aus der industriellen Forschungspraxis seit jeher üblich waren“ (Kreckel 2008:47). Dieses Ergebnis, dass Praxiserfahrungen und Erfolge in der Industrie als Berufungsvoraussetzungen in den Ingenieurwissenschaften von großer Relevanz sind, ist empirisch gut belegt (Barlösius/Fisser 2017; Voigtmann 2011; Gross et al. 2008; Ihsen 2007; Enders/Bornmann 2001; Enders 1996). Auch in der Grundlagenforschung können außerwissenschaftliche Erfahrungen förderlich sein (Franzmann 2012). Nicht bekannt ist, wie diese Unterschiede in den Verlaufsformen innerhalb der unterschiedlichen Disziplinen die Postdoc-Phase prägen. Zudem scheint die Relevanz der verschiedenen Qualifikationsformen zu Teilen im Ermessen der Qualifikanten zu liegen. Klare Regelungen habilitationsäquivalenter Leistungen scheinen nicht vorzuliegen, und auch die Entscheidung für diese oder doch die klassische Habilitationsschrift unterliegt keinen formellen Vorgaben. Für die vorliegende Arbeit kann daraus entnommen werden, dass Habilitationen disziplinspezifisch als *Normalität in der Wissenschaft* wahrgenommen werden oder gerade auch nicht (wie für den Maschinenbau). Gleichzeitig kann große Unsicherheit im Hinblick auf die gesamte Postdoc-Qualifizierung herrschen, da zusätzliche Formen wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Leistungen zur Erlangung der Berufbarkeit nur unzureichend geregelt sind.

Ausgestaltung der Postdocphase – Aufgabenspektrum, berufliche Aktivitäten, Zeitbudgets und berufliche Orientierungen

Eine Möglichkeit genauere Kenntnisse über die Postdoc-Qualifizierung und Anforderungen zu erlangen, sehe ich darin, Studien über die Ausgestaltung des Arbeitsalltages des wissenschaftlichen Nachwuchses zu betrachten. Hier könnten Befragungsergebnisse über das Aufgabenspektrum und Zeitbudgets, berufliche Aktivitäten, Orientierungen (vor allem in Bezug auf Zukunftsperspektiven) und berufliche Zufriedenheit von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern Einblicke in die alltägliche Praxis der Postdocs geben. Ich gehe hierbei davon aus, dass sich in dieser Praxis auch die an die

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

Postdocs herangetragenem institutionellen Anforderungen widerspiegeln. Auf die Punkte der Zukunftsperspektiven und beruflichen Zufriedenheit gehe ich jedoch auf Grund der von mir vorgenommenen Sortierung erst an späterer Stelle ein (vgl. Kapitel 3.3).

In der Studie „Die wissenschaftlichen Mitarbeiter“ von Enders (1996) werden neben der Analyse der Ausdifferenzierungsprozesse „*deutscher Universitäten als gesellschaftliche Teilsysteme*“ (Enders 1996:10) und der Professionalisierungsprozesse des Hochschul-lehrerberufs, der Darstellung verschiedener Phasen der Entwicklung des wissenschaftlichen Personals der Universitäten nach 1945 und der Darlegung staatlicher Reformansätze in Bezug auf Nachwuchsförderung in der Wissenschaft in einem empirischen Teil „*Fragen der Ausbildung, Beschäftigung und Karriere der nicht-professoralen Wissenschaftler*“ (ebd.:12) beleuchtet. Auf der Grundlage einer schriftlichen Befragung unter Doktorandinnen und Doktoranden sowie Postdocs wurde eine Bestandsaufnahme ihrer gegenwärtigen Situation an Universitäten vorgenommen. Für die Analyse wurden 746 Fragebögen von Doktorandinnen und Doktoranden und 476 Fragebögen von Postdocs ausgewertet. Die Fragebögen beinhalteten neben den Angaben zu Person und Alter die Themenkomplexe des bisherigen Berufsweges an der Hochschule, Beschäftigungssituation, Arbeitsaufgaben und Zeitbudget, Ausbildung und Befähigung, Beteiligung an der Fachöffentlichkeit, berufliche Orientierungen und Perspektiven sowie berufliche Zufriedenheit. Die Befragung fand im Sommer 1992 statt.

Auf Grund des Alters der Studie ist es an dieser Stelle nicht zielführend, Zahlen zur Beschäftigungssituation zu zitieren. Aktuellere Zahlen wurden bereits angebracht. Interessant sind jedoch die übrigen Ergebnisse, da ich davon ausgehe, dass sich an den Aspekten der beruflichen Autonomie, Beteiligung an der Fachöffentlichkeit, beruflicher Orientierung und Zukunftsperspektiven sowie beruflicher Zufriedenheit keine wesentlichen Veränderungen ergeben haben.

Die Arbeitsaufgaben und das Zeitbudget der Postdocs sieht ein klares Übergewicht der forschungsgebundenen Arbeit vor. Dabei ist nach Enders jedoch in Statusgruppen als auch Fächergruppen zu unterscheiden. Wer aus Haushaltsmitteln der Universität beschäftigt wird, hat in der Regel mehr Aufgaben in der Lehre zu erbringen als drittmittel-finanzierte Postdocs. Wiederum mehr Lehre müssen entfristete Beschäftigte übernehmen, hier kommen noch vermehrt Dienstleistungs- und Verwaltungsaufgaben hinzu (vgl. Enders 1996).

Bei gleichzeitiger Priorisierung der forschungsbezogenen Tätigkeiten sind Wirtschaftswissenschaftler und Ingenieurwissenschaftler in der Postdocphase stärker in die Lehre

mit einbezogen als ihre Kolleginnen und Kollegen aus den übrigen Fächern. Die Sozialwissenschaften gehören in dieser Aufstellung zusammen mit den Rechtswissenschaften zu den Disziplinen, deren Aufgabengewichtung die stärkste forschungsbezogene Ausprägung aufweist (vgl. ebd.). Auch neuere Untersuchungen weisen darauf hin, dass die Mittelbauangehörigen eine höhere Forschungs- dann Lehrorientierung aufweisen (vgl. Jacob/ Teichler 2011; Jaksztat et al. 2010; Teichler 2008). Kreckel gibt hierbei zu bedenken, dass es sich auch schlicht um „*Lippenbekenntnisse*“ (Kreckel 2016:28) handeln könne, sieht in diesen Ergebnissen aber zumindest bestätigt, dass sich die Lehrtätigkeit im akademischen Mittelbau keiner großen Beliebtheit erfreut.

Auch Wagner-Baier et al. (2011) gehen auf die Forschungsorientierung des wissenschaftlichen Nachwuchses ein. Im Gegensatz zu den bisher vorgestellten Studien konzentriert sich diese ausschließlich auf Postdocs. Im Rahmen eines Reports der Graduierten-Akademie der Friedrich-Schiller-Universität Jena legten Anette Wagner-Baier, Frederike Funke und Amélie Mummendey 2011 „*Analysen und Empfehlungen zur Situation von Postdoktorandinnen und Postdoktoranden an deutschen Universitäten und insbesondere an der Friedrich-Schiller-Universität Jena*“ vor. Die Autorinnen stellen zunächst die Situation der Postdocs allgemein entlang der Punkte „*Stabilität der Beschäftigungsverhältnisse*“, „*berufliche Perspektive*“, „*Vereinbarkeit von Familie und Beruf*“, „*Qualifizierungswege*“, „*Betreuung und Mentoring*“ sowie „*Weiterbildungsbedarf*“ (vgl. ebd.) dar. Gleichzeitig werden bestehende Empfehlungen mit wissenschaftspolitischen Zielsetzungen durch z.B. das BMBF, den Wissenschaftsrat oder die Hochschulrektorenkonferenz, arbeitspolitische Forderungen politischer Vereinigungen und Gewerkschaften (z.B. EU und GEW) sowie Forderungen von Interessenverbänden wissenschaftlich Tätiger (Deutscher Hochschulverband) dargestellt (vgl. ebd.). Zur empirischen Begründung der Empfehlungen für Postdocs an der FSU-Jena wurde eine Online-Befragung zu den konkreten Bedingungen ihrer Arbeit und Forschung und zu ihren beruflichen Perspektiven durchgeführt. Es haben 295 Postdocs der FSU-Jena an der Befragung teilgenommen. An dieser Befragung haben 38 Postdocs der Sozial- und Verwaltungswissenschaftlichen Fakultät teilgenommen. Fast 70 % der Ergebnisse stammen von Postdoc aus dem MINT-Bereich – explizit Maschinenbau ist jedoch nicht darunter. Diese Arbeit erschien 2011 und somit nach der Einführung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes im Jahre 2007. Die Ergebnisse der Befragung unterscheiden sich aber nicht maßgeblich von jenen aus den zuvor betrachteten Studien.

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

Ähnlich wie Enders stellen auch Wagner-Baier et al. fest, dass die Arbeitsaufgaben und Zeitbudgets der Postdocs an der FSU-Jena zu einem Großteil forschungsgebunden sind. Etwa 40 % der Arbeitszeit können für die eigene Qualifikation verwendet werden. Hinzu kommen 20-35 % für eigene Forschung und Lehre. Die restlichen 35 % teilen sich auf administrative Aufgaben, sowie die Assistenz des Betreuers (vgl. Wagner-Baier et al. 2011).

Aus den Ergebnissen zur Relevanz forschungsgebundener Arbeit in den vorgestellten Studien kann ich für meine Untersuchung lernen, dass offenbar Forschung zu den raum-einnehmendsten Erwartungen an Postdocs an Universitäten zählt. Bei Drittmittelbeschäftigten noch ausgeprägter als bei wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auf Haushaltsstellen und bei Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftlern scheinbar stärker als bei Ingenieurwissenschaftlerinnen und Ingenieurwissenschaftlern. Als *Normalität in der Wissenschaft* kann nach Forschungsstand auch angenommen werden, dass von entfristet beschäftigten wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern das höchste Maß an Lehre, Dienstleistungs- und Verwaltungsaufgaben erwartet wird.

Sichtbarkeit in der Scientific Community

Große Bedeutung wird für das wissenschaftliche Vorankommen neben der eigenen Forschung auch die Beteiligung an der Fachöffentlichkeit durch Tagungsaktivitäten, Publikationen und Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Vereinigungen zugeschrieben, bei Maschinenbauingenieurinnen und Maschinenbauingenieuren kommt noch die Praxiserfahrung in der Industrie hinzu. Dies erhöht die Sichtbarkeit in der Scientific Community, was als besonders wichtig für die Sozialwissenschaften herausgestellt wird. Die Beteiligung der Postdocs an der Fachöffentlichkeit ist nach Enders hoch. Nach seinen Ergebnissen haben Sozial- und Ingenieurwissenschaftler die regste Beteiligung an Tagungsaktivitäten, und gerade für Sozialwissenschaftler scheinen auch die beiden anderen untersuchten Bereiche (Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Vereinigungen und Publikationen) von besonderer Relevanz zu sein (vgl. ebd.). Insgesamt weisen Enders' Ergebnisse auf ein hohes Maß an Integration in die jeweilige Fachöffentlichkeit und „*die Bedeutung der Arbeit dieser Wissenschaftler für die wissenschaftliche Weiterentwicklung in den Fachdisziplinen hin*“ (ebd.:206).

Zu den formalen Anforderungen für eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere gehört auch das Publizieren in wissenschaftlichen Zeitschriften. Gross et al. (2008) konnten hier einen Unterschied zwischen den Disziplinen Maschinenbau und Soziologie herausarbeiten²⁵. So werden Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer hauptsächlich an ihren praktischen Leistungen in der Industrie gemessen. Dennoch spielen Publikationsleistungen eine große Rolle. Entscheidend bei den Publikationsmedien sei der internationale Bezug (vgl. ebd.). Auch in der Soziologie spielt die Publikationsleistung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine erhebliche Rolle. Hier werden vor allem Beiträge in Zeitschriften mit Peer-Review-Verfahren anerkannt. So wird die schiere Menge an Artikeln als Indiz für Fleiß gewertet, die Anzahl der untergebrachten Beiträge in referierten Zeitschriften gelte jedoch als ausschlaggebendes Gütekriterium wissenschaftlicher Leistung. Englischsprachige Artikel werden dabei stets höher bewertet (vgl. ebd.).

Das insgesamt hohe Maß an Beteiligung an der Fachöffentlichkeit weist auf institutionelle Erwartungen hin, die diese Beteiligung als ursächlich für wissenschaftlichen Erfolg sehen. Somit kann hierin eine *Normalität in der Wissenschaft* gelesen werden.

Wissenschaftliche Kompetenzen und Schlüsselqualifikationen

In Bezug auf formale Anforderungen, die das wissenschaftliche Handwerkszeug betreffen, ist bekannt, dass fachliche Fähigkeiten wie Spezialisierungen, Profilbildung bzw. die Bildung von Alleinstellungsmerkmalen erwartet werden. Hinzu kommen Fähigkeiten, die als Schlüsselqualifikationen gebündelt werden können. Gemeint sind dabei Zeit- und Wissensmanagement, Projektmanagement, Schreibkompetenz, interkulturelle und Fremdsprachenkompetenz sowie Erfahrung in Gremienarbeit (vgl. Kahlert 2013; Jaksztat et al. 2010). Interessant ist, dass diese Befähigungen und Kompetenzen in ihrer genauen Ausführung auch nicht genau geregelt sind. Ihre Auswahl und Aneignung scheint in der persönlichen Verantwortung der Postdocs zu liegen. Als Normalität scheint somit zu gelten, dass diese Kompetenzen unhinterfragt vorausgesetzt werden.

²⁵ Gross et al. (2008) haben Experteninterviews mit Professorinnen und Professoren sowie „informierten Mittelbauangehörigen“ (ebd.:9) der Mathematik, der Rechtswissenschaft, der Soziologie und des Maschinenbaus durchgeführt. Mittels der Interviews sollten Erkenntnisse über „eine den verschiedenen Disziplinen angepasste Messung von Leistungs- und Publikationsindikatoren sowie die fachspezifische, qualitative Bewertung der verschiedenen Faktoren gewonnen werden“ (ebd.).

3.3 Informelle Anforderungen

Neben diesen formalen Voraussetzungen existiert eine Vielzahl von Studien, die Hinweise darauf geben, welche Voraussetzungen und Ressourcen auf einer eher informellen Ebene von Nöten seien, um eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere zu bestreiten. Wie bereits beschrieben, handelt es sich hier um Studien, die Frauen in den Blick nehmen. Die Perspektive die dabei aufgemacht wird ist dabei meistens eine Defizitperspektive. In den jeweiligen Studien wird herausgestellt, warum Frauen an wissenschaftlichen Karrieren scheitern. Ich nehme diese Studien mit auf, da ich mir verspreche zweierlei aus ihnen zu lernen: Zum einen kann über die Defizitperspektive indirekt auch erschlossen werden, welche Aspekte vermeintlich von Männern in der Wissenschaft erfüllt werden, zum anderen können daraus jene Punkte abgelesen werden, die zu einer erfolgreichen wissenschaftlichen Karriere führen sollen. Hieraus kann ich wiederum Schlüsse auf *Normalitäten in der Wissenschaft* ziehen.

Netzwerke, Kontakte und Mentoren

Einigkeit scheint in der Forschungsliteratur darüber zu herrschen, dass Leistung alleine in der Wissenschaft nicht genügt, um eine Professur oder andere entfristete wissenschaftliche Stellen zu erlangen. Besondere Relevanz wird dabei der Einbindung in Netzwerke zugesprochen. Dieses Argument wird oftmals genutzt, um zu erklären, weshalb Frauen vermeintlich geringere Chancen auf eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere haben. Durch ihre geringere Einbindung in wissenschaftliche Netzwerke blieben ihnen so der Zugang zu wichtigen Ressourcen, die sich zumeist in wissenschaftlicher Sichtbarkeit, Kontakten und das damit verbundene Ergebnis von Gelegenheiten niederschlagen, verwehrt. Der Ausschluss oder die geringe Eingebundenheit in Netzwerke gilt in der Wissenschaft somit als Karrierehemmer (vgl. Hess et al. 2011; Lind/Löther 2007; Zimmer et al. 2007, Stebut 2003, Blättel-Mink 2000). Beispiele hierfür wären, dass *vergessen* wird, Frauen zu Konferenzen einzuladen, die Themen der weiblichen Wissenschaftlerinnen nicht ins Konferenzprogramm aufgenommen werden, oder dass Frauen weniger über karriererelevante Aspekte informiert werden (vgl. Sagebiel 2010, Lind 2004, Matthies et al. 2001). Relevante Ressourcen blieben dadurch durch Männer besetzt, woraus sich wiederum ein klarer Nachteil für Frauen ergebe (vgl. Matthies et al. 2001). Dass der Ausschluss von Frauen aus Informationsnetzwerken oder das Ignorieren

ihrer wissenschaftlichen Beiträge als direkte Diskriminierungen herausgestellt werden, ist ein Hinweis darauf, dass der Eingebundenheit in Netzwerke in der Wissenschaft eine große Bedeutung zukommt. Im Verweis auf Netzwerke und dem Interesse, selbst daran Teil zu haben, kann für die vorliegende Arbeit also eine *Normalität in der Wissenschaft* angenommen werden.

Diese Netzwerke sind offenbar oftmals auch informeller Natur. Deutlich wird dies an Ergebnissen, die darauf hinweisen, dass ein hohes Maß an Formalisierung weniger ausschließend für Frauen wirkt. So verweist Geenen (2000) darauf, dass ein hohes Maß an Formalisierung und Bürokratisierung innerhalb einer Disziplin dazu führt, dass Wissenschaftlerinnen (aber auch Studentinnen) sich biographisch erst sehr spät, wenn überhaupt, auf Grund ihres Geschlechts benachteiligt fühlen. Geenen kann dieses Ergebnis vor allem für die Disziplinen Medizin und Rechtswissenschaft ausmachen (vgl. ebd.). Über die Fächer, die in der vorliegenden Arbeit betrachtet werden, Maschinenbau und Soziologie, kann an dieser Stelle keine Erkenntnis gewonnen werden. Sehr wohl stellt sie in diesem Zusammenhang jedoch Prozesse „*fachlicher Segregation nach Geschlecht*“ (ebd.:97) fest. So werde Frauen in einigen naturwissenschaftlichen Disziplinen der anwendungsbezogene Zugang zur Technik verwehrt oder erschwert. Sie werden dadurch an der Aneignung von Verfahrenswissen gehindert und auf Tätigkeiten verwiesen, die in weniger anwendungsorientierten Bereichen liegen (vgl. ebd.). Derartige „*Exklusionsprozesse*“ (ebd.) können dazu führen, dass Frauen bevorzugt Zugang zu bestimmten Segmenten des Faches finden. Vor allem für den Maschinenbau gibt es hierzu Daten aus anderen Analysen, die an späterer Stelle besprochen werden.

Sandra Beaufaÿs stellt fest, dass die Geschichtswissenschaften mit ihrer traditionellen aber auch formaleren Wissenschaftskultur für Frauen mehr Teilhabechancen bieten als die Biochemie, in der die Wissenschaftskultur als locker, informell und nicht hierarchisch geschildert wird (vgl. Beaufaÿs 2003).

Sagebiel untersucht die Vorstellungen von und Erfahrungen mit Netzwerken von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Im Zuge des EU-Projektes PROMETEA kann Sagebiel dies auch speziell für Ingenieurinnen in der Wissenschaft bestätigen. Nach einer Befragung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern eines deutschen Forschungsinstituts für chemische Ingenieurwissenschaften sowie den forschenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einer Forschungs- und Entwicklungsabteilung eines produzierenden Industrieunternehmens kommt sie zu dem Ergebnis, dass Ingenieurwissenschaftlerinnen Netzwerke als sehr wichtig ansehen, sich selber aber zumeist nicht als

Teil dieser wahrnehmen. Das Ausschlusskriterium sahen sie dabei jedoch nicht im Geschlecht, sondern in Persönlichkeitsmerkmalen. Die Gründe für den Ausschluss suchen diese Frauen also bei sich selber (vgl. Sagebiel 2010). Ihre Ergebnisse deuten weiter darauf hin, dass einige Frauen ihren Ausschluss gar nicht erst wahrnehmen oder nicht darüber sprechen (vgl. ebd.).

Als Beleg dafür, dass Netzwerke vor allem in den Ingenieurwissenschaften, speziell im Maschinenbau, von Bedeutung zu sein scheinen, können die Ergebnisse von Röbbken und Grözinger (2012) herangezogen werden. Sie haben in einer netzwerktheoretischen Analyse zum Reputationswettbewerb akademische Karrieren von 27 wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an Maschinenbau fakultäten ohne besondere Fokussierung der Geschlechter untersucht. Hierbei wurde betrachtet, wo die Fakultäten ihre Maschinenbauprofessorinnen und Maschinenbauprofessoren vornehmlich rekrutiert haben und in welche Fakultäten die eigenen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler gegangen sind. Ziel der Analyse war es, die Rekrutierungsmuster im Fach Maschinenbau an deutschen Universitäten zu untersuchen. Im Kern stand dabei die Frage, ob sich die vorgefundenen Rekrutierungsmuster auf leistungsbezogene Kriterien oder mehr auf soziale Faktoren zurückführen lassen (vgl. Röbbken/Grözinger 2012).

Die Ergebnisse der Untersuchung deuten auf eine „starke Konzentration der Personalrekrutierungen auf einige wenige Fakultäten hin“ (ebd.:265). Dies bedeutet, dass 35 % aller Professorinnen und Professoren im Maschinenbau von nur drei Fakultäten (Aachen, Stuttgart, Karlsruhe) platziert werden konnten. Betrachtet man die erfolgreichsten 10 Fakultäten – erfolgreich im Sinne von: konnten viele Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler platzieren, so sind es sogar 78 % der Professorinnen und Professoren, die von diesen Fakultäten kommen. Weiterhin konnten die Autoren feststellen, dass innerhalb des Faches horizontale Mobilität und Abwärtsmobilität bei Berufungen weitaus häufiger zum Tragen kommt als Aufwärtsmobilität. Sehr reputierliche Einrichtungen schöpfen dabei die begehrtesten Absolventinnen und Absolventen ab. Insgesamt konnte das Phänomen der homosozialen Reproduktion festgestellt werden, wonach die Fakultäten am ehesten aus anderen Fakultäten mit ähnlichem Status rekrutieren (vgl. ebd.) – danach stelle die horizontale Mobilität für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Maschinenbau die wichtigste Bewegungsrichtung dar.

Gross et al. stellen darüber hinaus fest, dass im Maschinenbau vor allem die Relevanz von Kontakten in die Industrie betont wird. Diese Kontakte wirken sich positiv auf den

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

wissenschaftlichen Erfolg aus (vgl. Gross et al. 2008). Für die Soziologie wird die Relevanz wissenschaftlicher Mentoren herausgestellt, und dass diese Praxis vor allem von Männern als nicht ausschließlich negativ bewertet wird (vgl. ebd.).

Die Relevanz wissenschaftlicher Mentoren lässt sich auch durch weitere Studien belegen (vgl. Beaufaÿs 2003, Allmendinger et al. 2000, Geenen 2000, Page/ Leemann 2000). So findet Geenen in ihrem Material Hinweise darauf, dass Frauen eine bessere Chance haben, bis zu Habilitation gefördert zu werden, wenn sie auf einen „*akademischen Lehrer*“ (Geenen 2000:91) treffen, der im Sinne eines klassischen Wissenschaftsverständnisses stärker an fachlichen Inhalten orientiert ist als an der Vermehrung seines institutionellen Einflusses. Beaufaÿs hat gezeigt, dass Professorinnen und Professoren, die Frauen fördern, eine gewisse Offenheit gegenüber „*außeruniversitären Kreisen*“ (Beaufaÿs 2003:249) haben, eine hohe Leistungsorientierung aufweisen und sich gleichzeitig nur gering an normativen wissenschaftlichen Laufbahnmustern orientieren (vgl. ebd.). Professorinnen und Professoren, die deutlich traditioneller in diesen Aspekten sind, haben häufig keine Frauen unter den Nachwuchswissenschaftlern, die sie fördern.

Der Aspekt der geringeren Eingebundenheit gilt nicht nur für Nachwuchswissenschaftlerinnen an Universitäten oder forschenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Industrie, sondern auch für Postdoktorandinnen in außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Stebut (2003) stellt bei einer Befragung von Wissenschaftlerinnen an neun Max-Planck-Instituten fest, dass auch diese Frauen sich weniger in ihren Karriereambitionen unterstützt fühlen und insgesamt nicht so gut von der Sichtbarkeit der Max-Planck-Gesellschaft innerhalb der Scientific Community profitieren können wie ihre männlichen Kollegen.

Im Hinblick auf Netzwerke ist für die vorliegende Arbeit anzunehmen, dass Postdocs aus dem Maschinenbau Industriekontakte als karrierefördernd darstellen, Postdocs aus der Soziologie eher Kontakte zu einzelnen Professorinnen und Professoren. Die Relevanz von Netzwerken scheint jedoch für beide Disziplinen als *Normalität in der Wissenschaft* anerkannt zu sein.

Diese Ergebnisse weisen darauf hin, dass wissenschaftliche Laufbahnmuster normativ wirken und Bevorzugungen sowie Benachteiligungen erzeugen können. Dies steht, so die Forschungsliteratur, oftmals im Zusammenhang mit einem vermeintlich männlich konnotierten Bild von Wissenschaft und einer sozialen Praxis innerhalb dieser, die Frauen tendenziell benachteiligt (vgl. Beaufaÿs 2003; Engler 2001; Geenen 2000). Hierauf werde ich im Folgenden eingehen.

Männliche Illusio in der Wissenschaft

Engler (2001) untersucht in ihrer Arbeit anhand von berufsbiographischen Interviews mit Professorinnen und Professoren der Ingenieur- und Sozialwissenschaften, wie die wissenschaftliche Persönlichkeit im sozialen Gefüge konstruiert wird. Engler begreift wissenschaftliche Karrieren auf Grund ihrer Analysen als ein „*soziales Geschehen, das mit viel Arbeit, hoher Belastung, mit Unwägbarkeiten und Unsicherheiten, mit Abhängigkeits- und Machtbeziehungen verbunden ist, aber auch mit Anerkennung, Bestätigung und Erfolgen [...]*“ (Engler 2001:443). Die wissenschaftliche Persönlichkeit ist danach das Ergebnis eines Prozesses und nicht die Voraussetzung zum Werdegang. Im Zuge ihrer Analyse betrachtet die Autorin in Bezug auf diesen Prozess die Bedeutung wissenschaftlicher Leistungen, sozialer Einflüsse und Geschlecht. Sie fand heraus, dass wissenschaftliche Leistung alleine nicht zum Erfolg führt, sondern jene Leistung, die in sozialen Prozessen durch andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler anerkannt wird. Erst dadurch entstehe auch die wissenschaftliche Persönlichkeit. Dies sei auch in den „*Realitätskonstruktionen der ProfessorInnen*“ (eb.:448) verankert, entspreche aber nicht der Illusio des wissenschaftlichen Feldes, dass Wissenschaft von Persönlichkeiten gemacht werde, die wissenschaftliche Leistungen erbringen.

Bezogen auf Geschlecht kommt Engler zu dem Ergebnis, dass für die von ihr befragten Professoren ihr Geschlecht so selbstverständlich „*zur Ordnung der Dinge*“ (ebd.:457) gehört, dass sie ihm keine Rolle in der Wissenschaft zuschreiben. Die untersuchten Frauen hingegen geben Hinweise darauf, dass sie sich auf Grund ihres Geschlechts von bestimmten „*sozialen Spielen*“ (ebd.) im Feld ausgeschlossen fühlen. Dadurch komme es laut Engler zwar nicht zu einer Distanzierung dieser Frauen von der wissenschaftlichen Arbeit, jedoch „*von der Institution und den darin herrschenden Umgangsweisen*“ (ebd.:458). Frauen werden, so die Autorin, auf Grund ihres Geschlechtes bestimmte Dinge in Hinblick auf wissenschaftliche Leistung nicht zuerkannt. Dadurch seien sie von dem sozialen Spiel ausgeschlossen, in dem unter Männern die Größe der wissenschaftlichen Persönlichkeit ausgehandelt werde.

Auch Beaufaÿs (2003) nimmt in ihrer Studie „*Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*“ selektive Mechanismen in den Blick, in dessen Prozess Menschen zu Wissenschaftlern werden. Hierbei war es nicht ihr Ziel Frauen selbst in den Fokus zu stellen, sondern Gründe für ihren Ausschluss zu beleuchten. Datengrundlage dieser Studie waren neben

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

Fotografien von Institutsräumlichkeiten, Tagesablaufprogramme der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie Ergebnisse teilnehmender Beobachtungen, 47 Interviews mit Vertretern aller Statusgruppen einer akademischen Laufbahn an Universitäten in den Fächern Geschichte und Biochemie²⁶.

Im Zuge ihrer Untersuchung stellt die Autorin heraus, dass das wissenschaftliche Feld vergeschlechtlicht ist, bzw. die Illusio „*sich als männlich dominierter Glaube entpuppt*“ (ebd.:242). Auch nach dieser Studie unterliegen wissenschaftliche Leistungen sozialen Mechanismen, die zwischen Erfolg und Misserfolg entscheiden. Wie schon Geenen (2000) und Engler (2001) stellt sie fest, dass gute Leistungen alleine nicht ausreichen, um eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere zu gestalten – erst die Anerkennung durch die Scientific Community gibt den Ausschlag. Dies wiederum ziehe besondere Schließungsmechanismen nach sich, von denen abermals Frauen am stärksten betroffen seien.

Beaufaÿs stellt des Weiteren fest, dass es vom Selbstverständnis der Akteure abhängt, wer Zugang zum wissenschaftlichen Feld hat und wer nicht. Wichtig ist, dass die Wahrnehmungsschemata der Akteure übereinstimmen. Erst wenn die Illusio der Akteure übereinstimmt, kann Leistung als solche wahrgenommen werden. Auch hier wieder eine Überschneidung mit Geenen. Dabei ist nicht „*das Geschlecht [...] per se der ausschlaggebende Faktor, ob einer Person im wissenschaftlichen Feld Leistungsfähigkeit zugeschrieben wird oder nicht, sondern das, was mit dem Geschlecht an sozialen Bezügen einhergeht*“ (ebd.:249). Geschlecht tritt dabei als „*Störvariable*“ (ebd.) auf.

Deutlich wird entlang dieser Studien, dass die Illusio der Wissenschaft als männlich gilt, was wiederum als *Normalität in der Wissenschaft* wahrgenommen wird – von beiden Geschlechtern. Diese Illusio steht im Zusammenhang mit der Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen. Nur dessen Leistung wird anerkannt, wer auch der Illusio entspricht. Neben den bereits gebrachten Beispielen der *vergessenen Konferenzbeiträge* (vgl. Sagebiel 2010) können hier auch schon viel frühere Hürden benannt werden. So stellen Holzbecher et al. (2002) beispielsweise fest, dass Frauen sich weniger in ihren Promotionsabsichten unterstützt fühlen.

Insgesamt also ein weiterer Verweis auf die Bedeutung informeller und sozialer Aspekte, im Hinblick auf den Erfolg einer wissenschaftlichen Karriere. Dies wird auch in Studien betont, die Technikwissenschaften in den Blick nehmen.

²⁶ Diese beiden Fächer wurden gewählt, um sich als naturwissenschaftliches und geisteswissenschaftliches Fach wechselseitig als „*Folie*“ (Beaufaÿs 2003:20) zu dienen, damit „*fachkulturelle Besonderheiten*“ (ebd.) beleuchtet werden können.

Ein vorherrschend männliches Bild in dem prototypischen Berufsbild des Ingenieurs wird so schon zum Erklärungsansatz für geringe Frauenquoten in den Technik- und Ingenieurwissenschaften. Der Ingenieurberuf gilt als Aufsteigerberuf und sein prototypischer Vertreter zeichne sich durch stereotype Bilder des Tüftlers und Bastlers sowie der Führungspersönlichkeit aus. In ihm – dem Ingenieur – sollen sich Eigenschaften wie Rationalität, Risikobereitschaft und Kampfgeist widerspiegeln (vgl. Molvaer/Stein 1994; Mooraj 2002). Das Ingenieurwesen wird verbunden mit logischem Denken und Muskelkraft. Dadurch bestehe eine Kluft zwischen den gesellschaftlichen Erwartungen an einen Vertreter dieser Disziplin und den gesellschaftlichen Erwartungen an Frauen (vgl. Roloff 1996).

Nicht nur das Berufsbild des Ingenieurs schrecke Frauen von der Disziplin ab, sondern auch das vorherrschende Bild der wissenschaftlichen Disziplin und Akteure selbst. Die Ingenieurwissenschaften gelten, im Gegensatz zu den Geisteswissenschaften, als harte Wissenschaften (vgl. Molvaer/Stein 1994). Weiblichkeit und Härte werden im gesellschaftlich geprägten stereotypen Frauenbild als gegensätzlich gedacht. Sollte eine Frau dann doch erfolgreich in den Ingenieurwissenschaften sein, so stehe sie vor dem Dilemma, dass ihr entweder das technische Können oder die Weiblichkeit abgesprochen werde (vgl. ebd.). Beharren Frauen trotz erreichter Erfolge auf ihrer Weiblichkeit, so werden diese als Ausnahme gewertet (vgl. Faulkner 2007).

Als zentrale Denkkategorien in den Ingenieurwissenschaften, und vor allem auch im Maschinenbau, wurden Effizienz und Nützlichkeit herausgearbeitet (vgl. Mai 1989; Schlüter 1991). Damit ist auch das Bild des vorherrschenden Wissenschaftlertyps in den Ingenieurwissenschaften verknüpft. Während, wie bereits beschrieben, in anderen Disziplinen wie beispielsweise der Soziologie die Scientific Community der entscheidende Bezugsrahmen für das Selbstverständnis von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ist, so ist es für Ingenieure die außeruniversitäre technische Praxis, und hier vor allem die materielle Produktion (vgl. Liebau 1995). Hierdurch entsteht ein prototypisches Wissenschaftlerbild für diesen Bereich, der eher einem praxisnahen, spezialisierten Fachmann ähnelt als einem Wissenschaftler (vgl. ebd.). Internationale Studien rekurrieren darauf, dass genau jene disziplinspezifische Fachkultur in den Ingenieurwissenschaften negative Auswirkungen auf Motivation und Selbstvertrauen der Studentinnen habe oder sogar gänzlich vom ingenieurwissenschaftlichen Studium abhalte (vgl. Womeng 2005; Brainard/Carlin 2001; Seymour/Hewitt 1997).

Wie auch bei Engler, Beaufaÿs und Geenen, wird hier ebenfalls ein Bild der Wissenschaft entworfen, das Frauen durch männlich geprägte Normalitätsstandards tendenziell von diesem Feld fernhält. Ausschlaggebend ist also auch speziell in den Ingenieurwissenschaften die vermeintlich richtige Illusio. Gesellschaftliche Bilder des Ingenieurwesens werden in enger Assoziation mit Männlichkeit gedacht (vgl. Zachmann 2004; Faulkner 2007; Ihsen 2013). So sei es nicht ausreichend, umfassende ingenieurwissenschaftliche Kenntnisse zu besitzen, entscheidend ist, dass diese Kenntnisse in einer bestimmten Form dargestellt werden müssen, um als Experte oder Expertin in der Disziplin wahrgenommen zu werden. Diese Darstellungsweise orientiere sich – in den Ingenieurwissenschaften vielleicht noch mehr als in anderen Disziplinen – an einer männlich geprägten Identität (vgl. ebd.; Wolffram 2015). Traditionelle Männlichkeitsdefinitionen bestimmen so die Organisationskultur in den Ingenieurwissenschaften (vgl. Bagilhole 2005; Erlemann 2002, Haffner et al. 2006; Robert/Ayre 2002).

Deutlich für die vorliegende Arbeit wird durch diese Studien, dass Wissenschaft ein sozialer Prozess ist, der in einem Feld stattfindet, der durch eine männlich konnotierte Illusio geprägt ist. In den Ingenieurwissenschaften beschränkt sich dies nicht nur auf das wissenschaftliche Feld, sondern auf das Ingenieurwesen insgesamt. Die vermeintlich richtige Illusio ist hier also nicht nur als *Normalität in der Wissenschaft*, sondern als *Normalität der Disziplin* insgesamt festzuhalten. Offen bleibt zunächst, ob dies von den Postdoktorandinnen als problematisch wahrgenommen wird. Dies ließe sich über eine Geschlechterdifferenz in den Wahrnehmungen der interviewten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern feststellen. Von einer Geschlechterdifferenz gehe ich jedoch nicht vorbehaltlos aus. Erst die Arbeit am empirischen Material wird zeigen, ob eine solche Differenz auszumachen ist. Zudem ist darauf zu achten, ob Geschlechterdifferenzen im wissenschaftlichen Feld der Soziologie häufiger wahrgenommen werden als im akademischen Maschinenbau. Die männliche Illusio in der gesamten Disziplin, gleichwohl ob akademisch oder nicht, könnte bei den Maschinenbauerinnen dazu führen, dass dem Geschlecht insgesamt keine große Bedeutung beigemessen wird oder die männliche Illusio unhinterfragter als Normalität angenommen wird.

Verfügbarkeitserwartungen

Ebenfalls der vermeintlich richtigen Illusio der Wissenschaft zuzurechnen ist, dass Wissenschaft als Beruf mit entgrenzter Arbeit, mehr noch, mit Wissenschaft als *Lebens-*

form (vgl. Beaufaÿs 2003, Kraus 2008, Metz-Göckel et al. 2009) gleichgesetzt wird. Dass dies offenbar als *Normalität in der Wissenschaft* wahrgenommen wird, wird erkennbar über Studien, die sich mit Reproduktionsarbeit als vermeintlichen Gegenspieler wissenschaftlicher Arbeit auseinandersetzen.

So werden Frauen Zuschreibungen ihrer Körperlichkeit, die immer auch auf biologische Reproduktion ausgerichtet zu sein scheint, zum Verhängnis (vgl. Beaufaÿs 2003). Kahlert (2012) stellt heraus, dass die Entgrenzung des Berufs Wissenschaft zum wissenschaftlichen Habitus gehöre, was von Frauen jedoch nur unter größeren Opfern erbracht werden kann als von den männlichen Kollegen (vgl. ebd.). So stünden Wissenschaftlerinnen mit dem Hintergrund der Familiengründung und des Vereinbarkeitsmanagements angesichts der von Anforderung hoher Mobilität und Flexibilität, Unsicherheiten durch Befristungen sowie schmalen Zeitfenstern für Qualifizierungsphasen vor größeren Herausforderungen als Wissenschaftler (vgl. ebd.).

Das Ausmaß der Präsenz wird bei Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern zum Gütekriterium gemacht. Besonders in der Biochemie kann dies über die genaue Dokumentation der Laborzeiten zu einer starken Form der Kontrolle werden. Eine solch starke Form der Kontrolle existiert zwar in den Geschichtswissenschaften nicht, aber auch hier wird der *„Mythos des Vollblut- und Vollzeitwissenschaftlers gerne gerade zu solchen Zeiten gepflegt, zu denen sich ‚Normalsterbliche‘ aus dem Geschäft zurückziehen, also an Freitagabenden oder am Wochenende“* (Beaufaÿs 2003:243).

Dadurch, dass Zeit nicht für alle in beliebiger Menge frei verfügbar ist, stellt das Beispiel der Zeitinvestition nach Beaufaÿs vor allem für Frauen und auch Männer in unteren Sozialschichten einen selektiven Mechanismus dar. Wer die völlige Verfügbarkeit nicht demonstrieren kann, bei dem wird Zugehörigkeit und auch Befähigung zur Wissenschaft in Frage gestellt.

Des Weiteren wird Frauen unterstellt, dass sie auf Grund von Familienverpflichtungen weniger verfügbar seien als ihre männlichen Kollegen (vgl. Seeg 2000), und dass die Unterschiede in den partnerschaftlichen Arrangements der Wissenschaftlerinnen die Chancen auf Karriereerfolge in der Wissenschaft schmälern (vgl. Hess et al 2011; Xie/Shaman 1998). Wissenschaftlerinnen haben nach Hagemann White oftmals statusgleiche oder statushöhere Partner, die nicht im gleichen Maße Unterstützung bei der Familien- und Reproduktionsarbeit leisten, wie die Partnerinnen der männlichen Wissenschaftler (vgl. Hagemann White 1991).

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

Deutlich wird, dass Frauen an dieser Stelle einer statistischen Diskriminierung²⁷ ausgesetzt sind (vgl. Osterloh/Littmann-Wernli 2002). Für meine Untersuchung kann daraus gezogen werden, dass es als *Normalität in der Wissenschaft* zu gelten scheint, dass ständige Verfügbarkeit und die Entgrenzung der Arbeit als obligatorisch gilt, Familienarbeit oder auch Freizeit somit als hinderlich, eine gute Vereinbarkeit beider Sphären sogar als sich tendenziell ausschließend gedacht wird. Für die Wissenschaft gilt so ein männlicher Normallebenslauf als Normalität, zumindest wird er als förderlich wahrgenommen.

(Karriere-)Motive

Im Zuge der Wissenschaft als Lebensform geraten auch die Motive von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in den Fokus der Forschung. Lind (2004) macht in ihrer Metastudie zwar den Trend aus, dass zunehmend davon abgesehen wird, Erklärungsansätze für die Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft in individuellen, persönlichen Aspekten zu suchen. Dennoch möchte ich an dieser Stelle entsprechende Ergebnisse älterer Studien anbringen, da ich davon ausgehe, dass die Zuschreibungen, die hinter vermeintlichen Motiven stecken, trotz wissenschaftlichem Perspektivwechsel noch einen normativen Einfluss auf die Akteure in der Wissenschaft haben können.

Studien mit dieser Perspektive berichten von ungezielterer und unsystematischerer Karriereplanung von Wissenschaftlerinnen (vgl. Wetterer 1989; Macha/Paetzold 1992) sowie von unterschiedlichen Berufs- und Karrieremotivationen der Geschlechter (vgl. Strehmel 1999). Während sich Männer immer noch häufiger für ein Studium der Ingenieur- oder Naturwissenschaften entscheiden, nehmen Frauen eher ein Studium der Geistes- oder Erziehungswissenschaften auf (vgl. Heine et al. 2008). Ebenso wird auf Unterschiede in der beruflichen Schwerpunktsetzung verwiesen. Demnach seien Wissenschaftlerinnen mehr an Inhalten orientiert, als an einer statusorientierten Karriere (vgl. Wetterer 1989; Macha/Paetzold 1992).

Kontrastierend hierzu stellen sich die Ergebnisse von Andrea Wolfram dar. Sie untersucht die *„Karrierewege und Lebensgestaltung promovierter Ingenieur- und Naturwissenschaftlerinnen aus Osteuropa an deutschen Universitäten“* (2015). Genauer betrachtet sie die Faktoren für erfolgreiche Karrierewege der Migrantinnen. Diese Gruppe schien als Untersuchungsgegenstand besonders interessant, da diese Frauen in einem System sozialisiert wurden, in dem die Technik und Naturwissenschaften *„nicht so stark*

²⁷ Von einer Mehrzahl wird auf alle geschlossen.

geschlechtlich konnotiert“ (Wolffram 2015:102) waren. Durch die Analyse ihrer Lebens- und Karrierewege soll ein „*Fremdverstehen der geschlechtlichen Substruktur im deutschen Wissenschaftssystem*“ (ebd.) ermöglicht werden. Datengrundlage der Analyse waren 15 biographische Interviews (10 Frauen aus Osteuropa und 5 Frauen aus Deutschland als Kontrollgruppe) mit Frauen, die an Universitäten als Professorinnen oder Gruppenleiterinnen im MINT-Bereich tätig sind. Im Hinblick auf ihre Karriere-motivation stellt Wolffram fest, dass sich alle untersuchten Wissenschaftlerinnen in einer besonders ausgeprägten Zielstrebigkeit und starken Karriereorientierung ähneln. Familienorientierungen werden, trotz eigener Kinder, meist „*hintenangestellt*“ (ebd.:111). Die osteuropäischen Frauen im Sample nehmen eine selbstbewusste, geschlechtsbezogene Haltung ein und verneinen ihre Weiblichkeit nicht. Sie sehen die Realisierung von Karriere und Kind als selbstverständlich. Deutsche Wissenschaftlerinnen sahen sich eher eingeschränkt in beiden Sphären. Für die jüngeren Wissenschaftlerinnen ohne Migrationshintergrund bestehe sogar ein „*hohes Risiko der Kinder- und Partnerlosigkeit*“ (ebd.). Insgesamt stellt Wolffram fest, dass die Gruppe der osteuropäischen Wissenschaftlerinnen die Entgrenzung von Arbeit und Privatleben weniger in Frage stellen und als selbstverständlicher nehmen als ihre deutschen Kolleginnen. In der Darstellung dieser Ergebnisse zeigt sich eine Bestätigung der Annahme, dass in der Wissenschaft die männliche Normalbiographie als Normalität angenommen wird. Wolffram stellt zwar fest, dass die von ihr untersuchten Wissenschaftlerinnen karriereorientiert und systematisch planend vorgehen. In der Wahrnehmung von Einschränkungen, die sich jedoch vor allem für deutsche Wissenschaftlerinnen dadurch ergeben, zeigt sich die normative Wirkung eines männlichen Normallebenslaufes in der Wissenschaft.

Das Bild, welches somit von der Mehrzahl der Studien indirekt über Wissenschaftler vermittelt wird, geht von karriereorientierten, zielstrebig und systematisch planenden und weniger intrinsisch motivierten Männern in der Wissenschaft aus, die auf Grund dieser Voraussetzungen offenbar bessere Chancen auf einen dauerhaften und erfolgreichen Verbleib in der Wissenschaft haben als ihre Kolleginnen.

Speziell für den Maschinenbau sind in Bezug auf Karrieremotive vor allem die Studien-motive untersucht. Janshen und Rudolph et al. (1987) befassen sich mit den Bedingungen und Voraussetzungen von Studentinnen des Maschinenbaus. In ihrer sehr umfangreichen Untersuchung, deren Datengrundlage sich auf 100 Interviews mit Maschinenbau-studentinnen stützt, gehen sie der Frage nach, wie die Sozialisationsinstanzen Familie,

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

Schule und Peergroups die Wahl des Studienfachs Maschinenbau beeinflussen und wie sich die Studienbedingungen für diese Studentinnen darstellen. Im Hinblick auf die Studienmotivation wurde bei den interviewten Ingenieurinnen eine stark intrinsische Motivationslage festgestellt. Als vermeintlich typisch weiblich geltende „*Tätigkeiten des Dienens und Helfens*“ (ebd.:144) sind nicht Bestandteil der Selbstkonzepte dieser Frauen, weshalb alle kaufmännischen- und Dienstleistungsberufe nicht in Frage kamen. Etwa die Hälfte der Frauen äußerte auch den Wunsch, bewusst mit Männern in Konkurrenz treten zu wollen (vgl. ebd.). Aspekte von Status und Prestige wurden nur sehr selten als entscheidungsrelevantes Kriterium benannt. Diese Aspekte wurden auch nicht durch die Elternhäuser forciert. Gleichzeitig wird die Studienmotivation mit einer hohen Leistungsbereitschaft dieser Frauen in Verbindung gebracht. Geringe Lernprobleme und gute Leistungen in der Schule führten bei den Interviewpartnerinnen zu dem Willen und der Realisierung der geschlechtsuntypischen Studienfachwahl. Auch über ihr Studium selbst berichteten die Maschinenbaustudentinnen insgesamt positiv. Die fachlichen Anforderungen wurden auch nicht als Problem wahrgenommen (vgl. ebd.).

Bohn et al. haben für den Maschinenbau einen Zusammenhang zwischen Studienanfängerzahlen dieses Faches und der Prognose für den Arbeitsmarkt festgestellt. Je positiver hier diese Prognosen ausfielen, desto höher waren auch die Einschreibungen für den Maschinenbau. Zu diesem Ergebnis gelangt auch Minks für die Ingenieurwissenschaften insgesamt (vgl. Minks 2004). Bohn et al. schließen aus diesem Ergebnis eine ausgeprägte extrinsische Studienmotivation der Maschinenbaustudierenden, die sich auf positive Arbeitsmarktprognosen und zukünftigen ökonomischen Nutzen stützt (vgl. Bohn et al. 2002). Minks sieht die Gründe nicht vornehmlich in der extrinsischen Motivlage der Studierenden der Ingenieurwissenschaften. Für ihn liegt es an der engen Verknüpfung intrinsischer Motivlagen mit dem Bedürfnis nach beruflicher Sicherheit, Aufstieg und Karriere. Wird dies durch negative Arbeitsmarktprognosen in Frage gestellt, so reiche die „*Eigenattraktivität des Ingenieurstudiums allein nicht aus, um Studienberechtigte dazu zu bewegen, sich dennoch zum Ingenieurstudium durchzuringen*“ (Minks 2004:26). Eine geschlechtsspezifische Betrachtung der Studienmotivation findet in diesen beiden Untersuchungen nicht statt. Ich gehe jedoch davon aus, dass auf Grund der Verteilung der Geschlechter in den untersuchten Studienfächern die Ergebnisse vor allem ein männlich geprägtes Meinungsbild widerspiegeln.

Aus Studien, die in Technik- und Ingenieurwissenschaften nach Geschlecht unterscheiden, ist hierzu bekannt, dass bei Männern wie Frauen das Interesse am Fach an

oberster Stelle der Studienmotive steht (Neusel 2005). Für Männer spielen weiterhin Aspekte der Arbeitsmarkchancen, Praxisbezug und soziale Anerkennung eine große Rolle, während für Frauen die eigene Begabung und Neigung die ausschlaggebenden Aspekte zu sein scheinen (vgl. ebd.). Beruflicher Status und ein gutes Einkommen rangieren auf der Liste für Studienmotive bei Frauen eher auf den hinteren Plätzen (vgl. Stewart 2003). Auch das Interesse an den Inhalten des Studiums ist geschlechtsspezifisch geprägt. So scheinen Frauen eher die Vertiefungen zu wählen, die mit sozialen, gestalterischen und interdisziplinären Elementen verbunden sind. Die höchsten Frauenanteile sind in der *Textil- und Bekleidungstechnik*, *Augenoptik*, *Gesundheitstechnik*, *Glastechnik*, *Umwelttechnik* und *Abfallwirtschaft* zu verzeichnen. Die höchsten Männeranteile finden sich in den Vertiefungen *Maschinenbau – allgemein*, *Transport und Logistik* und *Feinwerktechnik* (vgl. Ihsen et al. 2014). Ähnliche Effekte lassen sich auch in anderen Fächern der Ingenieurwissenschaften wie Elektrotechnik, Informatik und Bauingenieurwesen feststellen (vgl. ebd.).

Über die Motive von Maschinenbauingenieurinnen, die über die Studienmotive hinausgehen und sich mehr auf den wissenschaftlichen Werdegang beziehen, kann etwas aus der Untersuchung von Barlösius und Fisser (2017) gelernt werden. Die Autorinnen fragen danach, wie sich Maschinenbauerinnen in der Wissenschaft ihren Erfolg erklären. Sie befassen sich sekundäranalytisch insbesondere mit Maschinenbauprofessorinnen, nehmen jedoch auch Interviews mit Doktorandinnen und Studentinnen des Maschinenbaus mit auf, um so fast die gesamte akademische Karriereleiter abzudecken.

In Anlehnung an Mannheim (1970) blicken sie auf die „*subjektive Seite des Erfolgs – [das] Erfolgsstreben*“ (Barlösius/Fisser 2017:Abs.11). Anders als in anderen Arbeiten, gehen sie aber nicht davon aus, dass subjektives Erfolgsstreben auf objektiven Erfolg ausgerichtet ist (vgl. ebd.). Zwar ist den Maschinenbauprofessorinnen mit dem Erreichen der Professur der objektive Erfolg „*zweifellos [...] zu attestieren*“ (ebd.), Barlösius und Fisser fragen jedoch, in welchem Verhältnis subjektiver und objektiver Erfolg bei diesen Frauen tatsächlich steht. Die Autorinnen kommen zu dem Ergebnis, dass die untersuchten Maschinenbauerinnen in allen Statusgruppen zwar nach Erfolg streben, jedoch nicht im objektiven Sinne, um eine bestimmte anerkannte Position zu erreichen, sondern im subjektiven Sinn, nämlich ob es ihnen gelingt, ein selbstgestecktes Ziel zu erreichen (vgl. ebd.). Erfolg wird also als „*biographische Erfahrung, die sich aus der subjektiven Selbstdeutung, erfolgreich zu sein, ergibt*“ (ebd.) wahrgenommen. So kommen sie zu dem Ergebnis, dass Frauen ihre Motive eher an eigenen Interessen und Neigungen aus-

richten, als an objektivierbaren Karriereschritten. Die Studie hat jedoch auch gezeigt, dass subjektiver Erfolg über das Erreichen selbstgesteckter Ziele objektiven Erfolg nicht ausschließt.

Diese Ergebnisse decken sich mit jenen von Barthauer et al. (2016). Sie untersuchen Kriterien für den Laufbahnerfolg von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Sie interviewten 67 Postdocs, Professorinnen und Professoren verschiedener Universitäten und Forschungserichtungen. Dabei wurde auf eine gleichmäßige Status-, Geschlechter- und Fächerverteilung geachtet. Die Interviewten stammen sowohl aus dem MINT-Bereich als auch aus den Sozial- und Geisteswissenschaften. Ähnlich wie Barlösius und Fisser kommen sie zu dem Schluss, dass dem subjektiven Laufbahnerfolg in der eigenen Wahrnehmung mehr Relevanz beigemessen wird als dem objektiven Laufbahnerfolg. Hierbei konnten sie keine Unterschiede zwischen den verschiedenen Untersuchungsgruppen feststellen.

Speziell für die Soziologie können keine expliziten Ergebnisse angebracht werden. Die referierten Studien, die nicht konkret die Ingenieurwissenschaften oder alleinig den Maschinenbau in den Blick nehmen, lassen jedoch vermuten, dass auch hier die Normalität einer männlichen Normalbiographie anzunehmen ist. In Bezug auf die Leistungszuschreibungen, die mit Motivzuschreibungen oftmals einhergehen, stellt Geenen (2000) fest, dass Männern in vermeintlichen Frauenfächern, zu dem auch die Soziologie zu zählen ist, ein höheres Maß an Motivation unterstellt wird. Ob diese speziell intrinsisch oder extrinsisch ist, ist nicht erkennbar. Es führe jedoch dazu, dass Männern bis in die wissenschaftliche Karriere hinein bessere Leistungen zugeschrieben werden (vgl. ebd.).

Im Hinblick auf den Maschinenbau kann für die vorliegende Untersuchung herausgestellt werden, dass Frauen ein stärkeres intrinsisches Interesse zugeschrieben wird als Männern. Inwiefern dies ausschließlich hemmend oder fördernd für eine wissenschaftliche Karriere ist, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden. Anhand des Forschungsstandes konnte ich jedoch feststellen, dass zumindest für den Maschinenbau eine zuweilen extrinsische und auf objektivierbare Ziele ausgerichtete Motivation als Normalität angenommen wird. Da sich die meisten Studien jedoch auf die Studieneintrittsphase beschränken, kann über die Motivationen entlang des wissenschaftlichen Werdeganges wenig gesagt werden. Lediglich die Ergebnisse von Barlösius/Fisser (2017) lassen vermuten, dass sich die Dominanz intrinsischer Motive bei Wissenschaftlerinnen im Maschinenbau (die einen rein universitären Weg beschritten haben) auch über den ge-

samen Werdegang fortführt. Die Studie von Barthauer et al. (2016) gibt zudem Hinweise darauf, dass dies auch für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der Soziologie gelten kann.

Selbstwirksamkeit

Ein weiterer Aspekt, der als Erklärungsansatz neben den vermeintlich unterschiedlichen Motiven für das Ausscheiden von Frauen aus der Wissenschaft herangezogen wird, liegt in der Selbstwirksamkeit. So schließen verschiedenen Untersuchungen darauf, dass die Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft weniger an unterschiedlichen beruflichen Motivationen als vielmehr an geringeren Selbstwirksamkeitserwartungen der Frauen liege (vgl. Kümmerling/ Dickenberger 2002; Abele 2003). Auch Kahlert (2013) kommt zu einem Ergebnis, dass dies bestätigt. In ihrer Metastudie betrachtet sie individuelle, institutionelle und strukturelle Rahmenbedingungen bzw. Barrieren, die für das Weiterführen oder den Abbruch der wissenschaftlichen Karriere bei Frauen führen kann. Dabei nimmt sie den Übergang von der Promotions- in die Postdocphase in den Blick und beschäftigt sich mittels Sekundäranalyse mit der Frage, wie dieser Übergang gestaltet sein müsste, damit „*Frauen ihre Wissenschaftskarriere nach der Promotion fortsetzen (können)*“ (Kahlert 2013:5). Kahlert identifiziert das hohe Risiko des Scheiterns als wichtigen Aspekt, der vor allem an dem von ihr betrachteten Übergang abgewogen werden muss und bei Frauen häufiger zum Ausstieg führt. Dies deutet auf die bereits beschriebenen geringeren Selbstwirksamkeitserwartungen hin.

Enders verwendet im Hinblick auf diesen Aspekt den Begriff der „*Selbsteinschätzung*“ (Enders 1996:206) und stellt für beide Geschlechter fest, dass allgemein nur sehr verhaltene positive Selbsteinschätzungen zu beobachten sind. Er führt dies darauf zurück, dass Mittelbauangehörige sich nicht primär im Vergleich mit Kolleginnen und Kollegen derselben Karrierestufe sehen, sondern ein Aufwärtsvergleich mit Professorinnen und Professoren stattfindet. Interessant ist, dass er einen disziplinspezifischen Unterschied ausmacht. Zu den positivsten Selbsteinschätzungen gelangen in seiner Studie die Postdocs aus den Sprach- und Kulturwissenschaften sowie aus den Ingenieurwissenschaften (vgl. ebd.).

Für meine Untersuchung kann ich daraus entnehmen, dass ein souveräner Umgang mit den vermeintlichen Risiken in der Wissenschaft als notwendig wahrgenommen wird und den Erfolg einer wissenschaftlichen Karriere maßgeblich mitzubestimmen scheint.

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

Schütz et al. (2016) gehen an dieser Stelle noch einen Schritt weiter. Sie resümieren, dass *„sich die Eignung, Wissenschaft als Beruf auszuüben, an der individuellen Bereitschaft zeige, die vorherrschenden Bedingungen auf sich zu nehmen“* (Schütz et al. 2016:65). Sie konstruieren somit eine Ressource, die den Erfolg in der Wissenschaft bedingt. Dass dies aber eine Ressource ist, die nicht nur Frauen in geringerem Maße zur Verfügung stehen kann, zeigten bereits die Ergebnisse von Minks (2004). Er erklärt seine Ergebnisse in männerdominierten Fächern durch eine Verknüpfung intrinsischer Motivlagen mit dem Bedürfnis nach beruflicher Sicherheit.

Herkunft

Nicht direkt als informelle Anforderung, aber doch als beeinflussender Faktor auf die Wissenschaftskarriere wird in der Forschung der Zusammenhang von wissenschaftlicher Karriere und Herkunft behandelt.

Lange-Vester und Teiwes-Kügler et al. (2013) fragen in ihrer Studie beispielsweise danach, was sich hinter den Zahlen zur Beschäftigungssituation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verbirgt. Wie werden wissenschaftlicher Alltag und Perspektiven in Forschung und Lehre von den Akteuren selbst wahrgenommen? Das Hauptaugenmerk liegt dabei besonders auf den *„habitus- und milieuspezifisch unterschiedlichen Einschätzungen und Handlungsstrategien der NachwuchswissenschaftlerInnen“* (ebd.:24). Hierfür untersuchen sie mittels der Methode der *„Mehrstufigen Gruppenwerkstatt“*²⁸ (ebd.:44) Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler sowie Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler in zwei Untersuchungsgruppen. Insgesamt haben 19 Personen an der Studie teilgenommen, 14 von ihnen befanden sich in der Promotionsphase, 5 in der Postdocphase. Unter den Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlern fanden sich überwiegend Bildungsaufsteiger, die als erste in der Familie jeweils das Abitur und einen Hochschulabschluss erworben hatten. Die Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern kamen größtenteils aus Familien, in denen zumindest ein Elternteil das Abitur und einen Hochschulabschluss erworben hatte (vgl. ebd.).

²⁸ Dieser Methode liegt die Annahme zugrunde, dass sich in Diskussionsgruppen, zusammengesetzt aus Personen mit ähnlichen Lebensbedingungen, eine *„informelle Gruppenmeinung“* (Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013:44) bildet. Diese habe sich nicht erst in der aktuellen Diskussionsgruppe gebildet, sondern schon zuvor in sozialen Arbeits- und Lebenszusammenhängen, werde aber in der Interaktion der Gruppe besonders gut deutlich (vgl. ebd.).

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass die Unterschiede nicht so sehr zwischen den Fachdisziplinen liegen, einen Unterschied mache vielmehr die soziale Herkunft. Personen aus Familien mit akademischen Bildungs- und Berufserfahrungen planen zielstrebig auf eine wissenschaftliche Karriere hin als Bildungsaufsteigerinnen und Bildungsaufsteiger. Diese beschreiben ihren Weg eher als zufällig und verbinden ihn mit dem Wahrnehmen von Gelegenheiten. Mitunter waren aber auch in dieser Gruppe Bildungsmotive ausschlaggebend. Teilnehmerinnen und Teilnehmer ohne akademische Vorbilder in der Familie berichten insgesamt von größeren Unsicherheiten bezüglich der Studienfachwahl und auch der weiteren beruflichen Planung (vgl. ebd.).

Die Autorinnen resümieren, dass es Mitglieder bestimmter sozialer Milieus sind, für die eine wissenschaftliche Laufbahn attraktiv erscheint. Hierzu zählen sie jene Milieus der Gesellschaft, „für deren Lebens- und Arbeitsweise Leistung und Eigenverantwortung“ (ebd.:205) besonders wichtig sind. Dem entgegen steht jedoch, dass „wissenschaftliche Aufstiegswege“ (ebd.) oftmals nicht über Leistungskriterien reguliert werden. Häufig greifen hier noch Mechanismen, die Männer und Mitglieder aus „gehobenen Herkunftsgruppen“ (ebd.) bevorzugen. Dies führe vor allem bei Bildungsaufsteigerinnen und Bildungsaufsteigern aus den mittleren Milieus, mit ausgeprägtem „(Leistungs-)Gerechtigkeitsempfinden und [...] Absicherungsbedürfnis“ (ebd.) langfristig zu Unzufriedenheit und Verunsicherung.

Im Hinblick auf den Maschinenbau ist vor allem bekannt, dass Frauen, die sich für ein Technikstudium entscheiden, vermehrt aus Familien mit einem Technikbezug stammen. Dies bedeutet, dass die Väter oftmals selber Ingenieure sind oder einen technischen Beruf erlernt haben (vgl. Mai 1989; Blaneck 1994; Roloff 1996; Stewart 2003; Seeg 2000; Solga/Pfahl 2009)²⁹. Geenen (2000) stellt in Bezug auf die familiäre Unterstützung und Förderung von Ingenieurwissenschaftlerinnen im Hinblick auf ihre Werdegänge fest, dass der Einfluss der Mütter für den Lebensentwurf der befragten habilitierten Frauen vielfach von Bedeutung ist. Dies gilt vor allem bei Frauen aus nichtakademischen Herkunftsfamilien. Es handelt sich dabei um Mütter, deren vorgelebtes Frauenbild nicht dem Geschlechterstereotyp entsprach.

²⁹ Schölling stellt insgesamt für beide Geschlechter einen Zusammenhang zwischen dem Beruf der Eltern und der Wahl des Studienfaches der Kinder fest. So gebe es insbesondere in bestimmten „Eltern-Kind-Kombinationen“ (Schölling 2005:149) wie Lehrer/Lehramtsstudium, Arzt (Krankenschwester)/Medizinstudium, Kaufmann (Prokurist)/Wirtschaftsstudium und Ingenieur (Handwerker)/Ingenieurstudium einen direkten Zusammenhang (vgl. ebd.).

Wissenschaftliche Werdegänge und seine Anforderungen – vom Forschungsstand zu Normalitäten in der Wissenschaft

Auch Wensierski et al. (2015) stellen in ihrer qualitativen Studie fest, dass das familiäre Herkunftsmilieu eine herausragende Bedeutung für die Wahl eines ingenieurwissenschaftlichen Studienganges durch Frauen hat. Ihre Untersuchung basiert auf 42 narrativen Interviews mit Studentinnen, die sich zum Zeitpunkt der Interviews im ersten Studienjahr eines Elektrotechnik- oder Maschinenbaustudiums befanden. Die Autoren untersuchten, wie sich das Interesse dieser Frauen an diesen Studiengängen und die Entscheidung für eben einen solchen im Laufe ihres Lebensverlaufs entwickelt haben. Sie kommen zu dem Schluss, dass es „*vor allem die familienbiographischen Einflüsse*“ (Wensierski et al. 2015:350) sind, die eine Orientierung an ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen begünstigen. Der Einfluss außerfamilialer Sozialisations- und Bildungsinstanzen werde dabei in den Hintergrund gedrängt (vgl. ebd.).

Der Herkunft wird in der Hochschul- und Wissenschaftsforschung eine relevante Rolle zuteil. Es scheint als Normalität angenommen zu sein, dass Personen aus bestimmten Herkunftsmilieus vermeintliche Herausforderungen einer wissenschaftlichen Karriere besser bewältigen können als andere. In Bezug auf die vorliegende Arbeit müsste dies bedeuten, dass Postdocs aus Akademikerfamilien weniger biographische Unsicherheit wahrnehmen als Postdocs aus Nicht-Akademikerfamilien.

Erste Hinweise auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit – die Bewertung der Arbeitsbedingungen durch den wissenschaftlichen Nachwuchs

Neben jenen Studien, die Hinweise darauf geben, welche Karrierewege gängig sind und welche Ressourcen vermeintlich zum Erfolg einer wissenschaftlichen Karriere führen, existieren auch zumeist quantitative Studien, die die Bewertung der Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft fokussieren. Diese Studien könnten erste Hinweise auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit durch den wissenschaftlichen Nachwuchs geben.

In Bezug auf die Wahrnehmung der prekären Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft stellt Enders fest, dass berufliche Perspektiven durch Postdocs eher negativ eingeschätzt werden. 68 % der von Enders befragten Postdocs sprachen sich klar gegen einen Verbleib an der Hochschule aus (vgl. Enders 1996). Hauptgründe hierfür sind die schlechten Berufsperspektiven und Beschäftigungsbedingungen sowie die Einkommenssituation an Hochschulen. In der Einschätzung der Befragten schmälert der weitere Verbleib an der Hochschule nach der Promotion außerdem zunehmend die Chancen in außeruniversitären und vor allem außerwissenschaftlichen Beschäftigungsbereichen. Als

Gründe werden hier die fortschreitende Wissenschaftlersozialisation mit einhergehender Spezialisierung und Überalterung genannt (siehe hierzu auch: BMBF 2008; Wissenschaftsrat 2006). Auch neuere Studien attestieren der Wissenschaftskarriere mangelnde Attraktivität, welche bestimmt ist durch befristete Arbeitsverträge, Planungsunsicherheit und fehlende langfristige Karriereperspektiven (vgl. Schütz et al. 2016; Hüttges/ Fay 2011; Jaksztat/ Schindler/ Briedes 2010; Eagly/ Carli 2007). Nach Kahlert nehmen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Karriere gar als „*hoch riskant und extrem individualisiert*“ (Kahlert 2012:62) wahr.

Dabei sind es vor allem Ingenieur- und Rechtswissenschaftler, die Arbeitsmöglichkeiten außerhalb der Hochschule benennen, welche einen Verbleib an der Universität eher unwahrscheinlich werden lassen (vgl. Burk et al. 2016; Enders 1996).

Die Einschätzungen der Realisierungschancen des Berufswunsches Hochschule variieren. Wer keine Habilitationsneigung hat, schätzt seine beruflichen Verbleibchancen an der Universität eher gering ein. Ein Zusammenhang zwischen hoher Publikationsaktivität und positiver Einschätzung der Realisierungschancen konnte interessanterweise nicht festgestellt werden (vgl. Enders 1996). Hierin spiegelt sich der wahrgenommene wilde Hasard in der Wissenschaft wider. Obwohl, wie bereits beschrieben, wissenschaftlichen Publikationen auf formaler Seite eine hohe Relevanz im Hinblick auf eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere zugestanden wird, wird trotz Erfüllung dieser vermeintlichen Anforderung keine Sicherheit empfunden. Insgesamt stellt Enders fest, dass mit Unsicherheiten der beruflichen Zukunft kalkuliert wird und die Befragten eher „*persönliche Beziehungen und Glück und nicht die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit für den beruflichen Erfolg an der Hochschule*“ (ebd.:227) als ausschlaggebend sehen.

Weitaus jüngere aber inhaltlich sehr ähnliche Ergebnisse legten Jaksztat, Schindler und Briedis in ihrer Studie 2010 vor. Ihre Datengrundlage besteht aus Fragebögen. Diese wurden zum einen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an Universitäten beantwortet (358 Personen), zum anderen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an außeruniversitären Forschungseinrichtungen (2304 Personen). Unter den Befragten sind sowohl Doktoranden als auch Postdocs (37 % der Teilnehmer(innen) von Universitäten sind promoviert, an außeruniversitären Forschungseinrichtungen sind 28 % der Teilnehmenden promoviert). In beiden Gruppen sind Angehörige der Naturwissenschaften besonders stark repräsentiert. Ingenieurwissenschaftler finden sich eher in der Gruppe der außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler sind in beiden Gruppen selten vertreten.

Anders als Enders differenzieren Jaksztat et al. nicht durchgängig nach promovierten und nicht promovierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. In ihren Auswertungen fassen sie die Statusgruppen zusammen und unterscheiden zwischen den Organisationsformen, in denen sie beschäftigt sind.

Aber auch sie kommen zu dem Ergebnis, dass sich die Beschäftigungssituation mit befristeten Verträgen und mitunter kurzen Vertragslaufzeiten negativ auf die Einschätzungen der Planbarkeit der Beschäftigung seitens der Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler auswirkt. Der Punkt „*Planbarkeit der Karriere*“ (Jaksztat et al. 2010:15) bildet sogar den am negativsten bewerteten Punkt aller angeführten Aspekte. Etwas zufriedener, aber insgesamt immer noch unzufrieden sind die Befragten mit den Aufstiegsmöglichkeiten. Die Teilnehmer von außeruniversitären Forschungseinrichtungen sind hier etwas zufriedener als ihre Kolleginnen und Kollegen an den Universitäten.

Auch die die Befragung der Postdocs an der FSU-Jena der bereits vorgestellten Studie von Wagner-Baier et al. (2011) ergab, dass nur eine Minderheit von ihnen die Chancen zur Realisierung des Tätigkeitswunsches Wissenschaft sieht.

Krempkow et al. (2016) kommen bei ihren Berechnungen mit Zahlen einer 2015 durchgeführten Befragung von Hochschulen mit Promotionsrecht³⁰ (durch den Stifterverband) und des wissenschaftlichen Nachwuchses³¹ (durch das DZHW³²) zu dem Ergebnis, dass Promovierte in den Ingenieurwissenschaften zu 64 %, in den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sogar zu 81 % in zehn Jahren eine höhere Beschäftigungssicherheit außerhalb der Wissenschaft für sich sehen. Der Arbeitsplatz Wissenschaft wird also insgesamt als planungsunsicher wahrgenommen.

Der Fokus der vorgestellten Ergebnisse liegt deutlich auf den Beschäftigungsverhältnissen. Für die vorliegende Untersuchung könnte daraus gezogen werden, dass einzig die äußere Form der Beschäftigungsverhältnisse einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hat. Ich gehe davon aus, dass dies jedoch zu kurz gedacht ist. Sollte biographische Unsicherheit nur anhand der äußeren Beschäftigungsverhältnisse abzulesen sein, würde man unterstellen, dass alle befristet beschäftigten Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler große biographische

³⁰ Insgesamt konnten 159 ausgefüllte Fragebögen in die Analysen aufgenommen werden (vgl. Krempkow et al. 2016).

³¹ Es standen Daten von 3.396 Befragten zur Verfügung. 12 % sind in den Geisteswissenschaften zu verorten, 22 % in den Ingenieurwissenschaften. Die Daten werden differenziert zwischen Promovierenden (63 %) und Promovierten (30 %) (vgl. Krempkow et al. 2016).

³² Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung

Unsicherheit wahrnehmen und vermutlich mit immenser biographischer Unzufriedenheit konfrontiert wären. Dies zweifle ich an, da ansonsten auch zu prüfen wäre, weshalb unter den vorherrschenden Bedingungen überhaupt noch wissenschaftlicher Nachwuchs existiert. Sicher ist jedoch, dass Planungsunsicherheit durch die äußeren Verhältnisse in der Wissenschaft als Normalität wahrgenommen wird.

Es müssen aber noch andere Aspekte eine Rolle für die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit spielen. Hinweise auf einen möglichen Aspekt lassen sich in den gleichen Studien finden, die auch die Einschätzungen der beruflichen Perspektiven abgefragt haben. Sie kommen alle gleichsam zu dem Ergebnis, dass Postdocs und auch Doktoranden mit zweierlei Punkten ihrer beruflichen Tätigkeit oftmals sehr zufrieden sind – den Inhalten ihrer Beschäftigung und den sozialen Beziehungen (vgl. Barthauer et al. 2016; Wagner-Baier et al. 2011; Jaksztat et al. 2010). Enders (1996) stellt fest, dass promovierte Mittelbauangehörige häufig durch Beschränkungen in den Inhalten ihrer Lehrveranstaltungen etwas weniger häufig (39 % (ebd.)) in ihrer inhaltlichen Ausrichtung insgesamt betroffen sind (vgl. auch Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013). Gleichzeitig seien es vor allem diese Aspekte sind, mit denen die Akteure unterhalb der Professur am zufriedensten sind.

Zufriedenheit in diesen Bereichen ist sicherlich nicht gleichzusetzen mit biographischer Sicherheit. Diese Ergebnisse geben jedoch Hinweise darauf, dass es bei der Bezugnahme zu *Normalitäten in der Wissenschaft* nicht nur darauf ankommt, inwiefern man selbst den Anforderungen entspricht, sondern auch, inwiefern die institutionellen Anforderungen den eigenen biographischen Wünschen und Erwartungen entsprechen.

Der Forschungsstand hat gezeigt, dass sich aus den Studien zur Hochschulforschung ein breiter Fächer an angenommenen *Normalitäten in der Wissenschaft* rekonstruieren lässt. Neben strukturellen Beschreibungen, die auf übliche Karrierewege hindeuten, lassen sich vor allem Verweise auf vermeintlich nötige Anforderungen finden. Diese konnten in der vorliegenden Arbeit zumeist aus einer Defizitperspektive über Frauen in der Wissenschaft rekonstruiert werden. Die Analysen der empirischen Teile werden zeigen, wie differenziert und detailliert die Interviewten aus dem Maschinenbau und der Soziologie in ihren Ausführungen auf die herausgearbeiteten Normalitäten rekurren. Denkbar ist, dass auch nur ein kleiner Teil der in diesem Kapitel herausgestellten Aspekte in den biographischen Bezugnahmen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner eine Relevanz besitzen.

An dieses Kapitel schließt sich zunächst die Beschreibung des Forschungsdesigns und des methodischen Vorgehens an. Die erarbeiteten Analysekatoren dieses und des vorangegangenen Kapitels werden dort nur noch in geraffter Form wiederholt. Diese Wiederholung dient keinerlei Erläuterungen mehr. Sie soll lediglich ein besseres Verständnis im weiteren Verlauf der vorliegenden Studie ermöglichen.

4. Methodische Herangehensweise – Erhebung, Sampleauswahl und Auswertungsmethode

Die bisherige Heranführung und theoretische Einbettung der Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit verweist in Teilen bereits auf das methodische Vorgehen. *Wie nehmen Postdocs im Maschinenbau und der Soziologie biographische Unsicherheit wahr?* Die theoretische Rahmung dieser Frage stützt sich hier, wie in Kapitel 2 ausführlich besprochen, auf die unterschiedlichen Perspektiven der Lebenslauf- und Biographieforschung. Daraus ergeben sich auch verschiedene methodische Perspektiven.

Die Lebenslaufforschung beschäftigt sich im Allgemeinen mit den gesellschaftlichen Einflüssen auf individuelle Lebensläufe. Soziologische Arbeitsschwerpunkte liegen dabei in der Betrachtung und Analyse gesellschaftlicher Prägungen sowie der Verteilung und Ungleichheit von Lebensverläufen und deren Zusammenhang mit gesellschaftlichem Wandel (vgl. Mayer 1987). Methoden der empirischen Lebenslaufanalyse sehen vor allem quantitative Datenanalyseverfahren vor (vgl. Sackmann 2013). Das Kerninteresse der soziologischen Biographieforschung besteht hingegen an lebensgeschichtlichen Äußerungen, in denen subjektive Erfahrungen zum Ausdruck kommen (vgl. Sackmann 2013; Fuchs-Heinritz 2009). Üblicherweise wird dazu mit der Erhebungsmethode des biographisch-narrativen Interviews gearbeitet. Diese sind dazu geeignet, Prozessstrukturen des Erlebten entlang der Erzählungen herauszuarbeiten (vgl. Schütze 1976; Rosenthal 1995; Fuchs-Heinritz 2009). Mein Forschungsinteresse fokussiert jedoch nicht jene Prozessstrukturen von Werdegängen, sondern die Wahrnehmungen von Postdocs. Dazu werde ich einen Teil ihrer Biographie in den Blick nehmen – die Erwerbsbiographie³³. Diese erscheint nach dem zuvor beschriebenen theoretischen Konzept besonders

³³ Dabei werden jedoch, wie bereits angemerkt, auch Bezüge zu privaten Lebenswelten von Bedeutung sein.

gut geeignet, um zu untersuchen, ob und wie Postdocs *biographische Unsicherheit* wahrnehmen und damit umgehen. Zur Erhebung dieser teilbiographischen Erzählungen habe ich mit einem teil-narrativen Leitfadeninterview gearbeitet. Diese Erhebungsform ermöglicht, offene biographische Erzählungen zu generieren und die Interviews dennoch grundlegend zu strukturieren. In den Ausführungen zur Erhebungsmethode werde ich die Vorteile dieser Erhebungsmethode für meine Studie genauer darlegen. Im Hinblick auf die Sampleauswahl der vorliegenden Studie greife ich Methoden der Lebenslauf-forschung auf.

In diesem Kapitel leite ich zunächst die Erhebungsmethode und das Sample über das Forschungsinteresse her, um dann in einem zweiten Schritt auf die Auswertungsmethode einzugehen. In beiden Schritten werden die methodischen Bezüge aus den Kapiteln 2.1 und 2.2 wieder aufgenommen.

4.1 Erhebungsmethode

Bereits die Darstellungen der Studien von Wohlrab-Sahr (1993), Jakob (2001), Eßer/Zinn (2001), Pelizäus-Hoffmeister (2006) und Sander (2012) haben die Unterschiedlichkeit der Herangehensweise mit dem Konzept der biographischen Unsicherheit verdeutlicht. Dies liegt vor allem in der Verschiedenheit der jeweiligen Forschungsfragen begründet. Wohlrab-Sahr untersucht in ihrer Studie den Umgang und die Verarbeitung biographischer Unsicherheit von Zeitarbeiterinnen. Ihre Datengrundlage besteht aus 30 biographischen Interviews anhand derer sie mittels der Interpretationsverfahren der objektiven Hermeneutik „*eine Topologie von insgesamt sieben Strukturmustern*“ (Wohlrab-Sahr 1993:98) erarbeitet. Zur Datenerhebung hat sie mit der Methode des biographisch-narrativen Interviews gearbeitet. Mit einem biographisch-narrativen Interview in Anlehnung an Schütze wird eine Datenbasis gewonnen, die es erlaubt, „*situierte Handlungsabläufe [und] die darauf hinführende Handlungsgeschichte*“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997:139) zu rekonstruieren. Deutungen und Argumentationen sind für den Forschungszweck der Handlungsanalyse weniger nützlich. „*Im Unterschied zu anderen offenen Interviewverfahren, sind die Vertreterinnen und Vertreter des narrativen Ansatzes an der Handlungsgeschichte interessiert*“ (ebd.). Kognitionen, Gefühle und Motive sind hier nur am Rande im Zuge ihrer Einbettung in diese Handlungsgeschichte von Bedeutung. Es geht bei dieser Methode explizit nicht um „*eine Analyse der Einstellun-*

gen, *Argumentationen und Deutungen der Biographien*“ (ebd.:156). Genau jene Aspekte sind es jedoch, die erst eine Rekonstruktion von Wahrnehmungen zulassen. Das biographisch-narrative Interview ist somit für die vorliegende Arbeit nicht das geeignete Erhebungsinstrument.

Auch die methodische Herangehensweise von Jakob (2001) eignet sich nicht für das Forschungsinteresse meiner Untersuchung. Jakob analysiert die „*Produktion von Sicherheit*“ – gemeint ist hier biographische Sicherheit – von Zeit-Offizieren vor dem Übergang in den Zivilberuf. Im Zentrum seiner Analyse steht die Frage, wie diese Gruppe Stabilität in ihren Erwerbsbiographien herstellt. Jakob wendet in seiner Untersuchung standardisierte Methoden zur Erhebung der Vorbereitungsmaßnahmen hinsichtlich des Ausscheidens aus der Bundeswehr sowie nichtstandardisierte Methoden zur Erhebung individueller Einstellungen und Deutungen an. Hieraus erarbeitet er zum einen eine Analyse zur „*aktuellen Situation studierter Offiziere vor dem Ausscheiden aus der Bundeswehr*“ (Jakob 2001:274) sowie eine „*(Re-)Konstruktion einer Typologie erwerbsbiographischer Sicherheitskonzepte*“ (ebd.). Nichtstandardisierte Interviewverfahren nutzt er vor allem, um die standardisiert erhobenen Daten erläutern zu können. Die Wahrnehmungen von biographischer Unsicherheit spielen auch hier wieder nur eine untergeordnete Rolle.

Anders verhält es sich in den Studien von Eßer/Zinn (2001; 2003), Pelizäus-Hofmeister (2006) und Sander (2012). In diesen Studien untersuchen die Autorinnen und Autoren auch die Wahrnehmungen der Interviewten, je mit unterschiedlichem Fokus. Eßer und Zinn konstruieren biographische Sicherheitsmodi. Um Aussagen darüber treffen zu können, mussten sie zunächst subjektive Sichtweisen und Wahrnehmungen biographischer Unsicherheit generieren. Hierzu verwenden sie die Methode des problemzentrierten Interviews nach Witzel (vgl. Witzel 1982, 1996). Diese Methode bietet den Vorteil einer möglichst offenen Fragestellung, die einen narrativen Erzählfluss ermöglichen sollen, bei gleichzeitiger themenzentrierter Nachfrage (vgl. Mey 2000; Witzel 1982). Hierdurch können die für die Forschungsfrage relevanten Aspekte aus der subjektiven Sichtweise der Interviewten gedeutet und im Interview sondiert werden (vgl. Eßer/Zinn 2001).

Ähnlich geht auch Pelizäus-Hofmeister in ihrer Untersuchung vor. Im Fokus ihres Forschungsinteresses steht die „*subjektive Wahrnehmung von Unsicherheit der Aspekte biographischer Sicherheitskonstruktionen*“ (Pelizäus-Hofmeister 2006:115) der von ihr untersuchten Künstlerinnen und Künstler. Zur Datenerhebung entschied sie sich aus ähnlichen Gründen wie Eßer/Zinn für ein teil-offenes Interviewverfahren. Sie führte insgesamt zwölf „*biographische, verstehende, teilstandardisierte Interviews*“ (ebd.:121). Ver-

stehend im Sinne Kaufmanns (1999), dessen Methode der Datenerfassung viele Parallelen zum narrativen Interview aufweisen – insbesondere im Hinblick auf die Offenheit der Befragung. Teilstandardisiert waren ihre Interviews im Sinne leitfadengestützter Interviews.

So ist insgesamt festzuhalten, dass sie in ihrem Vorgehen viele Ähnlichkeiten zur von Eßer/Zinn angewandten Methode des problemzentrierten Interviews aufweist. Sowohl Eßer/Zinn wie auch Pelizäus Hofmeister ging es darum, Wahrnehmungen der Interviewten rekonstruieren zu können. Mit denen von ihnen gewählten Methoden gelang dies über eine zunächst narrative Phase im Interview, an welche sich eine Phase mit angebotenen Deutungen und Interpretationen anschließt.

Ähnlich, nur nicht mit jenen angebotenen Deutungen und Interpretationen, arbeitet Sander (2012). Hierdurch zeichnet sich ihre Herangehensweise durch noch mehr Offenheit in den Fragestellungen aus. Zwar setzt sie theoretisch bei ihrer Forschungsfrage (individuelle Perzeption biographischer Unsicherheit und Management von Befristung) durch die Unterstellung eines Zusammenhangs zwischen Erwerbssituation und individueller biographischer Konstruktion die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit voraus, stellt aber dennoch die Wahrnehmungen der Interviewten in den Fokus ihrer Untersuchung. Sie nimmt die Wahrnehmung *„empfundener Folgen und Anforderungen sowie individuelle Strategien im Umgang mit Befristungen“* (Sander 2012:147) in den Blick. Diese Herangehensweise entspricht zumindest in ihrer Anlage auch meinem Forschungsinteresse – Wahrnehmungen der Interviewten zu untersuchen.

Sander arbeitet mit teil-narrativen Interviews. Durch einen Leitfaden wird ein Gesprächsverlauf entlang eines bestimmten Oberthemas strukturiert. Diese Strukturierung kann sehr stark oder auch offen vorgenommen werden (vgl. Helfferich 2014, 2011, 2005; Kruse 2010). Rein narrative Verfahren verzichten auf einen Leitfaden und stützen sich einzig auf eine Erzählaufforderung zu Beginn des Interviews. In der auch in dieser Arbeit verwendeten Methode des teil-narrativen Leitfadeninterviews wird zunächst mit einer Erzählaufforderung im Sinne eines narrativen Interviews begonnen. Es soll so ermöglicht werden, einen Einblick in biographische Erfahrungsausschnitte zu erlangen. Um dann jedoch anhand von Argumentationen, persönlichen Einstellungen und subjektiven Deutungen die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit rekonstruieren zu können, schließt ein leitfadenstrukturierter Teil an. Dieser ist im Sinne Helfferichs *„so offen wie möglich und so strukturiert wie nötig“* (Helfferich 2014:560) zu halten, um weitere Erzählungen zu generieren. Die Fragen sind durch den Leitfaden zwar auf einen die For-

schungsfrage interessierenden Bereich gelenkt, sollen durch ihre prinzipielle Offenheit aber die Reproduktion von Erwartungshaltungen vermeiden.

Diese Erwartungshaltungen sind, wie bei Bourdieu und Kohli deutlich wurde, jedoch stark im Individuum verankert. Auch Rosenthal macht deutlich, dass Deutungen und Präsentationen biographischer Erfahrungen „sozial konstituiert“ (Rosenthal 1995:100) sind. Sie verweist vor allem auf Schwierigkeiten bei der Analyse biographischer Selbstpräsentationen von Gesellschaftsmitgliedern, „deren Vergangenheit oder Gegenwart sozial nicht anerkannt oder für sie selbst problematisch ist“ (Rosenthal 1995:114). Daraus resultiere das „Phänomen [des] mangelnden Erzählens“ (ebd.). Biographische Selbstdeutungen werden nicht dem Fluss des Erzählens überlassen, da sich biographischen Erlebnisse nicht in der sozial „gewünschten Präsentation“ (ebd.) darstellen lassen. Schilderungen münden somit nicht in Erzählungen. Auch für die Analyse teil-narrativer Leitfadenterviews mit Postdocs ist darauf zu achten, ob und wie durch die spezielle Form der äußeren Verhältnisse ihrer Werdegänge Bezüge zu „gewünschten Präsentation[en]“ (ebd.) hergestellt werden. Ob beispielsweise Kontinuität in einem von Diskontinuitäten durchzogenen Werdegang hergestellt wird. Hierbei ist in Bezug auf die Fragestellung zu untersuchen, welche Beziehungen dabei zum *Normallebenslauf* oder *Normalitäten in der Wissenschaft* gezogen werden. Durch die Wahl der Erhebungsmethode sollen dennoch die individuellen Perspektiven auf diese Bezüge im Fokus stehen. Denkbar wäre jedoch auch, dass das von Rosenthal beschriebene *Phänomen des mangelnden Erzählens* auf Grund der äußeren Verhältnisse in der Wissenschaft auch bei den Postdocs greift. Dies ist empirisch zu prüfen.

Der Ablauf der teil-narrativen Leitfadenterviews sieht eine narrative Eingangserzählung vor, an die sich ein Nachfragenteil anschließt. Hier werden bereits angeklungene Aspekte durch den Interviewer wieder aufgenommen, die noch näher betrachtet werden sollen. Durch immanente Fragen wird versucht, weitere Narrationen zu erzeugen. Hieran schließt sich ein Part mit exmanenten Fragen an. Im Verlauf dieses Abschnittes werden zunehmend Fragen gestellt, die auch auf Beschreibungen und Argumentationen hinauslaufen (vgl. ebd.). Bei den Interviews für die vorliegende Studie richte ich mich nach diesem Ablauf. Durch die Strukturierung des Leitfadens entstehen verschiedene Narrationsblöcke mit jeweiligen immanenten und exmanenten Fragen im Anschluss (vgl. Kapitel 4.4).

Auch wenn unter methodologischer Perspektive keine biographischen Interviews geführt werden, bei dem der Interviewte völlig frei aufgefordert würde, seine Biographie zu

schildern, so sollen in den teil-narrativen Leitfadeninterviews doch biographische Erzählungen generiert werden, um Aussagen über biographische (Un-)Sicherheit machen zu können. Wie bereits in Kapitel 2.2 beschrieben, handelt es sich bei der Biographie unter soziologischer Perspektive um individuelle Konstruktionsleitungen. Der Lebenslauf wird individuell wahrgenommen und entlang eines subjektiven Sinns gedeutet. Biographien werden nur selektiv konstruiert. Gründe hierfür liegen in der Relevanzlegung und dem Erinnerungsvermögen der Individuen, aber auch in der Erhebungssituation. Die Ausarbeitungen zu Bourdieus „*biographischer Illusion*“ (Bourdieu 1998:75) in Kapitel 2.2.1 haben gezeigt, dass die Form der biographischen Erzählung durch normative Einwirkungen beeinflusst wird. Indem das Individuum einer inkorporierten „*Theorie der Erzählung*“ (ebd.) mit dem immanenten „*Postulat des Sinns*“ (ebd.:76) folgt, macht es sich zum „*Ideologen des eigenen Lebens*“ (ebd.).

Die Frage danach, welche Verfasstheit die Biographie genau in ihrer Erzählung annimmt, beantwortet Bourdieu durch die Gegenüberstellung zweier Extreme. Danach nähert sich die Biographie umso mehr „*dem amtlichen Modell der amtlichen Selbstdarstellung*“ (ebd.:81) an, je näher man den „*offiziellen Fragestellungen der von Amts wegen eingezogenen Erkundigungen*“ (ebd.) kommt. Umgekehrt entfernt sie sich von diesem Modell, je näher sie an die Situation eines vertrauten Gespräches zwischen zwei befreundeten Personen rückt. Die Ausgestaltung der Biographie ändert sich, so Bourdieu, je nach der „*sozialen Beschaffenheit des Marktes [...] auf dem sie angeboten werden soll*“ (ebd.). Die „*Gesetze der [...] Biographie*“ (ebd.) werden zudem über die Situation ihrer Entstehung vermittelt. Bourdieu spricht hier von „*Befragungssituation[en]*“ (ebd.) und setzt ein Interview voraus. Beide Seiten, Interviewer und Interviewpartner, sind sich der jeweiligen Situation bewusst und befolgen einer „*mehr oder weniger bewußten Vorstellung*“ (ebd.:82) davon.

Dies bedeutet für die vorliegende Arbeit, dass Form und Ort der Erhebung besonders bedacht werden müssen. Die Auswahl der Erhebungsform wurde bereits mit Blick auf schon vorhandene Studien im Zusammenhang mit biographischer Unsicherheit begründet. Hieran anschließend gehe ich zunächst auf das Sample ein. Erst daran schließt sich eine kurze Erläuterung zu den Orten der Erhebung an. Im Anschluss daran bespreche ich die unterschiedlichen Leitfäden der Fallgruppen. Diese Reihenfolge ist notwendig, da sich die Fragen entlang des Samples unterscheiden. Somit muss zunächst geklärt werden, *wer* befragt wird, um daran logisch anzuschließen *was* und *wie* gefragt wird. Abschlie-

ßend gehe ich in diesem Kapitel auf die Auswertungsmethode der vorliegenden Untersuchung ein.

4.2 Sample

Das Basisdesign dieser Untersuchung besteht in der Vergleichsstudie. In diesem Basisdesign wird nicht ein einzelner Fall in seiner Komplexität und Ganzheit betrachtet, sondern eine „*Vielzahl von Fällen in Hinblick auf bestimmte Ausschnitte*“ (Flick 2010:179). Dies können beispielsweise spezifische Inhalte von Expertenwissen sein, oder, wie in diesem Fall, die Wahrnehmung bestimmter Aspekte von vorher bestimmten Personengruppen.

Ein Vergleich ermöglicht Gleichförmigkeiten festzustellen, aber auch „*durch äußere Umstände bedingte Variationen*“ (Glaser/ Strauss 1998:36). Ich untersuche im Weiteren zwei wissenschaftliche Disziplinen, die sich, wie die Ausführungen zum Sample noch zeigen werden, in den „*äußeren Umständen*“ (ebd.) möglicher wissenschaftlicher Karrierewege und Beschäftigungsmodalitäten voneinander unterscheiden. Es ist denkbar, dass sich durch Differenzen in den äußeren Umständen „*Variationen*“ (ebd.) bei der Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit von Postdocs ergeben. Dies setzt die Annahme voraus, dass Karrierewege und Beschäftigungsmodalitäten tatsächlich Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit haben. Ein solcher Zusammenhang ist am Material zu prüfen.

Das Sampling der vorliegenden Arbeit orientiert sich am Verfahren der Vorabfestlegung der Samplestruktur (vgl. Flick 2010). Hierbei geht man von „*einer Vorstellung von Typik und Verteilung von Eigenschaften im zu untersuchenden Gegenstand aus*“ (Flick 2010:155). Dies muss sich dementsprechend in der Auswahl des Materials widerspiegeln. Die Fallgruppen- und Einzelfallauswahl kann nach bestimmten Kriterien zusammengestellt werden, beispielsweise Alter, Beruf, soziale Lage oder auch bestimmte Lebenslage (vgl. ebd.). Ich gehe für meine Untersuchung davon aus, dass die Wahrnehmungen biographischer (Un-)Sicherheit beim wissenschaftlichen Nachwuchs nach Statusgruppe und Disziplin differieren.

Auswahl der Statusgruppe

Der Fokus auf den wissenschaftlichen Nachwuchs beschränkt die Auswahl der möglichen Fallgruppen zunächst auf zwei Statusgruppen – die Doktorandinnen und Doktoranden, sowie die Postdocs. Ich habe mich aus theoretischen Vorüberlegungen heraus für die Untersuchung der Postdocs entschieden. Der Forschungsstand hat gezeigt, dass sich vor allem diese Gruppe zur Untersuchung der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit anbietet. Postdocs sind in den äußeren Verhältnissen ihrer Werdegänge noch stärker von den Diskontinuitäten betroffen als Doktorandinnen und Doktoranden (vgl. Wagner-Baier et al. 2011). Sollten die äußeren Verhältnisse einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit haben, dann bei den Postdocs vermutlich deutlicher, als bei den Promovendinnen und Promovenden. Zudem versuche ich in der vorliegenden Arbeit wissenschaftlichen Nachwuchs im eigentlichen Sinne in den Fokus zu nehmen. Damit meine ich, dass ich Personen untersuchen möchte, bei denen prinzipiell denkbar wäre, dass sie den wissenschaftlichen Werdegang bis an die Spitze, also bis auf eine Professur, verfolgen. Mit dem Beginn der Postdocphase steigt die Wahrscheinlichkeit eines Verbleibs in der Wissenschaft. Der Beginn einer Promotion ist hierfür kein ausreichendes Indiz. Zwar stellt die Promotion die Eingangsvoraussetzung für einen akademischen Werdegang dar, wird jedoch auch häufig angestrebt, um auf dem nicht akademischen Arbeitsmarkt einen höheren Status verbunden mit höheren Verdienstmöglichkeiten zu erreichen (vgl. Nagl/ Rüssmann 2011, BUWIN 2013).

Die Postdocphase hingegen wird als Signal gedeutet, sich weiter auf die wissenschaftliche Arbeit konzentrieren zu wollen und einen Verbleib in der Wissenschaft anzustreben (vgl. Enders 1996; 2001). Um dies im Sample nochmals deutlicher abzubilden, werde ich nur Postdocs untersuchen, die zum Interviewzeitpunkt bereits mindestens ein Jahr eine Postdocstelle innehaben. Dadurch möchte ich vermeiden, Personen zu interviewen, die sich nach der Promotion lediglich in einer „*transitorischen Phase*“ (Enders/ Bornmann 2001:114) befinden und mit der Postdocstelle die Sucharbeitslosigkeit überbrücken. Hierin kann eine Spezifizierung des bislang heuristisch verwendeten Begriffes Postdoc gesehen werden. Unter wissenschaftlichem Nachwuchs in dieser Statusgruppe verstehe ich nicht schlicht jene, die die formalen Voraussetzungen erfüllen. Mir geht es darüber hinaus darum, dass Postdocs den wissenschaftlichen Werdegang auch verfolgen wollen. Diese Unterscheidung scheint mir sinnvoll, da ich in Anlehnung an Enders und Bornmann (2001) davon ausgehe, dass es die unterschiedlichsten Gründe dafür geben

kann, nach der Promotion eine Postdocstelle anzunehmen. Der Wunsch der wissenschaftlichen Karriere ist dabei nur eine Option. Ob sich dieses Ansinnen, den wissenschaftlichen Nachwuchs im eigentlichen Sinne zu analysieren, durch die Auswahlstrategie über die Beschäftigungsdauer hinreichend erfüllen lässt, bleibt empirisch zu prüfen.

Auswahl über das Alter der Interviewten

Ein weiteres Auswahlkriterium unter der Vorannahme, dass der bisherige Werdegang eine Berufung theoretisch ermöglichen würde, ist das Alter der Postdocs. Wie im Forschungsstand bereits beschrieben, liegt das Erstberufungsalter auf W3-Professuren bei durchschnittlich 42,3 Jahren, auf W2-Professuren bei 41,4 Jahren (vgl. BuWin 2013)³⁴. Mit zunehmendem Alter wird eine Berufung unwahrscheinlicher. Dies führt für diese Untersuchung dazu, dass das Höchstalter der Interviewpersonen auf 45 Jahre festgelegt wird. Ich gehe davon aus, dass sich die Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit bei Personen, die dieses Alter deutlich überschreiten, aber noch in einer vermeintlichen Nachwuchsposition sind, von jenen unterscheidet, bei denen zumindest von den äußeren Voraussetzungen her, noch alle Möglichkeiten für die akademische Karriere offen stehen.

Weiterhin wird das Sample nicht dahingehend kontrolliert, ob die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler habilitiert sind oder gerade habilitieren. Wie im Forschungsstand dargelegt, gilt die Habilitation nicht mehr als absolute Berufungsvoraussetzung. Berufbarkeit kann auch über sogenannte habilitationsäquivalente Leistungen erlangt werden. An dieser Stelle mache ich jedoch eine weitere Einschränkung. Zu den habilitationsäquivalenten Leistungen kann auch die Wahrnehmung einer Juniorprofessur oder die Stelle eines Nachwuchsgruppenleiters zählen. Ich vermute, dass die Einbeziehung dieser beiden Gruppen weitere Facetten in die Ergebnisse zur Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit bringen würden. Aus forschungspraktischen Gründen sehe ich jedoch davon ab diese Statusgruppen zu untersuchen, da sie den Rahmen dieser Arbeit übersteigen. Um dieser zusätzlichen Variante methodisch und inhaltlich gerecht zu werden, bräuchte es eine ergänzende Studie.

³⁴ In den Ingenieurwissenschaften ist man mit 42,4 Jahren(W3) und 42,9 Jahren (W2) bei der Erstberufung im Durchschnitt älter, als in den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (39 Jahre (W3) und 41 Jahre (W2)) (vgl. ebd.).

Auswahl der Disziplinen sowie Berücksichtigung üblicher Karrierewege

Neben Statusgruppe und Alter unterscheide ich die Fallgruppen nach Disziplinen. Auf der Grundlage theoretischer Vorüberlegungen habe ich mich für die Fächer Maschinenbau und Soziologie entschieden. Diese beiden Disziplinen unterscheiden sich in den Rekrutierungs- und Reproduktionspraxen innerhalb der Wissenschaft. Auch hier vermute ich, dass dieser Aspekt die Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit von Postdocs beeinflusst. Die verschiedenen Rekrutierungs- und Reproduktionspraxen verweisen auf unterschiedliche Tätigkeitskontexte und somit auf eine höhere (für den Fall des Maschinenbaus) oder auch eine niedrigere (für den Fall der Soziologie) Anzahl an möglichen Beschäftigungsoptionen. Geringere Chancen auf dem Arbeitsmarkt außerhalb der Wissenschaft erhöhen möglicherweise den Druck innerhalb der Wissenschaft, da eine Exitoption nicht selbstverständlich scheint³⁵.

Zunächst bin ich auch davon ausgegangen, dass sich die Arbeitsmarktchancen zwischen diesen Disziplinen stark unterscheiden. Ein Blick auf die Zahlen zeigt jedoch, dass die Unterschiede in den Arbeitslosenquoten zu minimal sind, als dass sie etwas zur Erklärung möglicher Differenzen in der Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit beitragen könnten. Die Erwerbslosenquote aller Erwerbspersonen mit der Studienhauptfachrichtung Maschinenbau/Verfahrenstechnik liegt bei 2,8%³⁶, die der Personen mit der Hauptfachrichtung Sozialwissenschaften bei 6%³⁷. Die durchschnittliche Erwerbslosenquote aller an deutschen Hochschulen vorzufindenden Hauptfachrichtungen liegt bei 2,7% (vgl. Internetquellen in den Fußnoten 36 und 37). Daher ergibt sich aus diesem Aspekt vielmehr eine Frage denn eine Begründung für die Auswahl: Inwiefern werden Arbeitsmarktchancen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft von den Interviewten unterschiedlich wahrgenommen und welchen Schluss lässt dies über die jeweilige Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit zu?

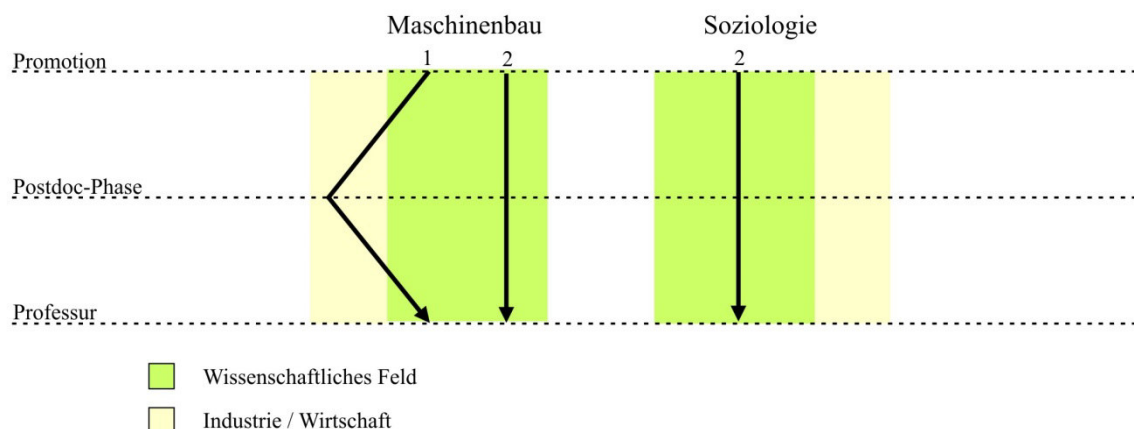
³⁵ Gilbert (2010) stellt in bei der Analyse von Interviews mit schweizer Maschinenbauprofessoren fest, dass die Möglichkeit in der Industrie arbeiten zu können, bei den Karriereschritten als zusätzliche Option im Werdegang mitgedacht wurde. Diese zusätzliche Option könne sogar als „*means of reassurance*“ (Gilbert 2010:155) an entscheidenden Punkten im Werdegang dienen. Zu ähnlichen Ergebnissen kommen auch Burk et al. (2016). Für die vorliegende Untersuchung ließe sich darauf schließen, dass diese zusätzliche Option zur Wahrnehmung von weniger biographischer Unsicherheit auf dem wissenschaftlichen Werdegang bei Postdocs im Maschinenbau führen könnte. Umgekehrt bedeute dies für die Postdocs in der Soziologie – die diese Option vermeintlich nicht haben – eine stärkere Wahrnehmung biographischer Unsicherheit.

³⁶ https://www.uni-due.de/isa/fg_ingenieurwiss/maschinenbau/maschinenbau_am_frm.htm (letzter Zugriff am 02.07.2016)

³⁷ https://www.uni-due.de/isa/fg_sozial_gesund/sozialwiss/sozialwiss_am_frm.htm (letzter Zugriff am 02.07.2016)

Zu den unterschiedlichen Reproduktions- und Rekrutierungspraxen hat der Forschungsstand gezeigt, dass sich wissenschaftliche Karrieren im Maschinenbau und in der Soziologie unterscheiden. Während es im Maschinenbau als üblich gilt, nach der Promotion, oder auch schon davor, in die Industrie zu wechseln, um dann von einer außeruniversitären und teilweise auch außerwissenschaftlichen Leistungsposition auf eine Professur berufen zu werden, ist in der Soziologie der rein akademische Weg über die Habilitation bzw. habilitationsäquivalente Leistungen innerhalb der Wissenschaft üblich. Hier ist man durchgängig auf einer wissenschaftlichen Stelle an einer Universität oder auch außeruniversitären Forschungseinrichtung beschäftigt. Eine wissenschaftliche Karriere in der Soziologie, die über die Industrie bzw. die Privatwirtschaft verläuft, ist hingegen unüblich. Der rein akademische Weg wird unterdes auch im Maschinenbau beschritten. Eigene Vorstudien haben gezeigt, dass diese beiden Wege im Maschinenbau vergeschlechtlicht sind. Der rein akademische Weg wird relativ häufiger von Frauen beschritten, während der Weg über die Industrie als männlich gilt (vgl. Voigtmann 2011). Folgende Graphik verdeutlicht die möglichen wissenschaftlichen Karrierewege im Maschinenbau und in der Soziologie.

Graphik 1



Übliche wissenschaftliche Werdegänge in den Disziplinen Maschinenbau und Soziologie /eigene Darstellung

Weg eins (der außerwissenschaftliche Weg) beschreibt im Maschinenbau den Weg über die Industrie. Der Begriff *außerwissenschaftlich* ist dabei auf den Ort der Anstellung und nicht auf mögliche Tätigkeitsinhalte bezogen. Weg zwei (im Maschinenbau und in der

Soziologie) soll einen Werdegang verdeutlichen, der ausschließlich über Stellen in der Wissenschaft an Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen stattfindet (der rein akademische Weg).

Auf der Grundlage dieser Vorarbeit zu üblichen Karrierewegen in den beiden hier betrachteten Disziplinen sollen grundlegende Entscheidungen für die Einzelfallauswahl des Samples dieser Arbeit getroffen werden. Es hat sich gezeigt, dass der wissenschaftliche Nachwuchs in der Soziologie und im Maschinenbau an teilweise unterschiedlichen Orten rekrutiert wird. Dies bedeutet für die Einzelfallauswahl dieser Untersuchung, dass jene unterschiedlichen Orte berücksichtigt werden müssen. Für die Soziologie sollten also Postdocs auf universitären und außeruniversitären Stellen, für den Maschinenbau zusätzlich Postdocs aus der Industrie in die Analyse mit einbezogen werden. In einem ersten Schritt wird die Einzelfallauswahl für die Soziologie besprochen.

4.2.1 Einzelfallauswahl für die Soziologie – Postdocs auf universitären und außeruniversitären Stellen

Der Beschreibung der jeweiligen Einzelfallauswahl für das Sample möchte ich vorausschicken, dass sowohl die Erhebungsvorbereitungen, als auch die Erhebungen für die vorliegende Untersuchung innerhalb zweier Forschungslernmodule innerhalb des Studiengangs B.A. Sozialwissenschaften in den Studienjahren 2013-2014 und 2014-2015 an der Leibniz Universität Hannover stattgefunden haben. Gemeinsam mit den Studierenden wurden alle Schritte der Sampleauswahl, der Leitfadiskonzeption und schließlich der Interviewdurchführung erarbeitet.

Im Hinblick auf die Sampleauswahl in der Soziologie wurden in einem ersten Schritt zehn Universitäten mit soziologischen Instituten ausgewählt, an denen nach geeigneten Interviewkandidatinnen und Interviewkandidaten recherchiert wurde. Bei der Auswahl der Universitäten wurde darauf geachtet, dass sie sich sowohl in Größe und Renommee unterscheiden, gleichmäßig über die Bundesrepublik verteilt sind, und dass sich unter ihnen sowohl technische als auch nicht technische Universitäten befinden³⁸. Auf den Internetpräsenzen dieser Universitäten wurde nach Postdocs recherchiert, die der be-

³⁸ Auf Grund der Anonymisierung kann an dieser Stelle nicht im Einzelnen darauf eingegangen werden, um welche Universitäten es sich genau handelte.

schriebenen Vorauswahl entsprechen – nicht älter als 45 Jahre und seit mindestens einem Jahr auf einer Postdocstelle tätig.

Auf Grund der geringeren Anzahl, konnte für die außeruniversitären Forschungseinrichtungen im Bereich Soziologie keine solche Auswahl getroffen werden. Hier wurde im Internet auf den Seiten aller gängigen außeruniversitärer Forschungseinrichtungen nach geeigneten Interviewkandidatinnen und Interviewkandidaten recherchiert. Für die Vorauswahl galten dabei die gleichen Kriterien, wie bei den Postdocs an den Universitäten.

Durch eine Internetrecherche der online zur Verfügung stehenden Lebensverläufe der promovierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an diesen 10 Instituten, wurden in einem nächsten Schritt zunächst 38 mögliche Kandidatinnen und Kandidaten für Interviews identifiziert. Es zeigte sich jedoch, dass viele Postdocs in der Soziologie aus unterschiedlichen Disziplinen stammen (z.B. Politik, Psychologie, Erziehungswissenschaften) und zudem teilweise im Ausland promoviert haben.

Ich habe für mein Sample daraufhin festgelegt, dass die möglichen Interviewpartnerinnen und Interviewpartner in Deutschland im Fach Soziologie promoviert haben sollen. Diese Einschränkung habe ich vorgenommen, damit ich davon ausgehen kann, dass die interviewten Soziologinnen und Soziologen alle eine ähnliche wissenschaftliche Sozialisation durchlaufen haben. Nach der Bereinigung um dieses zusätzliche Auswahlkriterium, wurde die Anzahl möglicher Interviewpartnerinnen und Interviewpartner auf universitären Stellen von 38 auf 27, an außeruniversitären Forschungseinrichtungen von 21 auf 12 reduziert.

Von diesen 39 möglichen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern wurden die im Internet verfügbaren Lebensläufe erneut analysiert. In Anlehnung an die Methode der Sequenzmusteranalyse aus der Lebenslaufforschung wurden die einzelnen Stationen der zur Verfügung stehenden Lebensläufe vercodet und vereinfacht graphisch dargestellt.

Die Sequenzmusteranalyse wurde ursprünglich als statistisches Verfahren beim Abgleich von DNA-Sequenzen verwendet. Seit den 1990er Jahren hat sich diese Methode auch in der Lebenslaufforschung etabliert. Das Vorgehen setzt bei Zeitdaten zu Individuen an, die „Angaben zu Zuständen im Rahmen eines Zustandsraumes aufweisen“ (Sackmann 2013:84). Im Kern der Sequenzmusteranalyse steht der Vergleich von „Verlaufssequenzen“ (ebd.) miteinander. Sie wird primär zur Datenexploration eingesetzt. Üblicherweise werden möglichst gleichlange Verläufe aggregiert miteinander verglichen. In der vorliegenden Arbeit ging es mir um die Exploration möglicher Werdegangs-

Muster. Hierzu wurden einzelne Verläufe ganz unterschiedlicher Länge auf die Möglichkeiten der Sequenzabfolgen hin untersucht. Somit muss die Einschränkung vorgenommen werden, dass hier lediglich in Anlehnung an diese Methode gearbeitet wurde. Begrifflich und theoretisch richte ich mich nach Sackmann und Wingens (2001), die unter Sequenzen „*ein[en] Teil eines Lebenslaufs [verstehen], der mindestens zwei Übergänge im Sinne von Zustandswechseln umfasst*“ (ebd.:32). Unter Zustandswechsel fallen in der vorliegenden Arbeit die Wechsel der Beschäftigungsverhältnisse.

Die Detaillierung der Sequenzen hing vom Detaillierungsgrad der zur Verfügung stehenden Lebensläufe ab. Untersucht wurde dabei der Erwerbsverlauf – genauer, der Zeitraum vom Studienabschluss bis zur jetzigen Stelle.

Zum besseren Verständnis wird an dieser Stelle ein Beispiel gegeben:

Graphik 2

Legende: A1: wissenschaftlicher/e Mitarbeiter/in an einer Universität
B1: außeruniversitäre Beschäftigung an Forschungsinstitut

Beispiel



Wechselstatus

Beispiel eines Sequenzmusters / eigene Darstellung

Entlang eines abstrakten Zeitstahls, durch den lediglich die qualifizierenden Stationen und die Position zum Untersuchungszeitpunkt deutlich gemacht werden sollten, wurden hier die einzelnen Abschnitte des wissenschaftlichen Werdegangs in entsprechende Codes übersetzt und mit Verbleibedauern versehen abgebildet. Die Beispielperson hat somit kurz nach dem Studienabschluss für ein Jahr an einer außeruniversitären Forschungseinrichtung gearbeitet. Nach diesem Jahr ist sie an die Universität zurückgekehrt. Bis zur Promotion hatte sie dort zwei Stellen, eine für zwei, eine weitere für vier Jahre. Direkt nach der Promotion hat sie wiederum auf eine außeruniversitäre Stelle ge-

wechselt – wieder nur für ein Jahr. Zum Zeitpunkt der Untersuchung war die Person bereits seit 2,5 Jahren wieder auf einer universitären Postdocstelle.

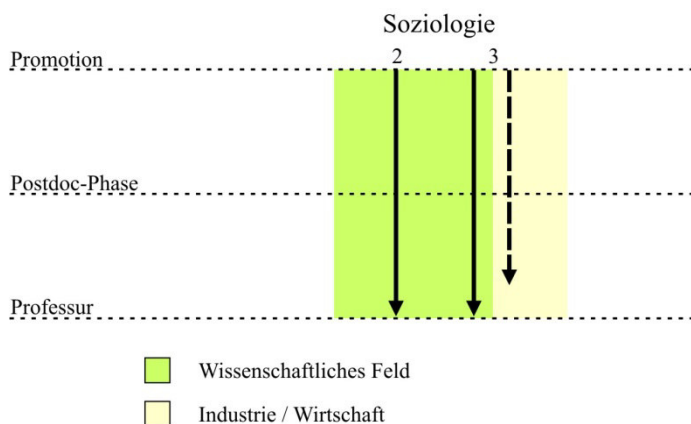
Die dezidierte Unterscheidung in universitäre und außeruniversitäre Beschäftigungsverhältnisse soll in der anschließenden Analyse die Möglichkeit eventueller Differenzen zwischen Personen mit unterschiedlichen Werdegängen offen halten. Beide Varianten sind rein akademische Werdegänge (Weg 2). Ich vermute jedoch, dass auch der Ort der Anstellung innerhalb der Wissenschaft einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit haben kann.

Durch diesen Arbeitsschritt konnte erkannt werden, dass die Lebensläufe des wissenschaftlichen Nachwuchses noch weitaus heterogener sind, als es der Forschungsstand vermuten lässt. Ein akademischer Werdegang, der ausschließlich an Universitäten oder auch ausschließlich an außeruniversitären Forschungseinrichtungen absolviert wird stellt, zumindest in diesem Sample, die Ausnahme dar. Dabei konnten allerdings weder Muster in Reihenfolge noch in der Verbleibedauer festgestellt werden. Zudem ergeben sich Hinweise darauf, dass der akademische Werdegang ausschließlich an Universitäten vergeschlechtlicht ist. Vertreter dieses Weges sind bei den hier betrachteten Lebensläufen zu einem großen Teil männlich. In der vorliegenden Arbeit wird dies als Ergebnis dieses ersten Analyseschrittes gesehen und in der Samplezusammensetzung berücksichtigt. Die Erörterung von Gründen, weshalb sich diese Wege so gestalten oder vergeschlechtlicht sind, übersteigt den Rahmen dieser Arbeit und wird an dieser Stelle nicht stattfinden.

Ein weiteres interessantes Ergebnis dieses ersten Schrittes besteht darin, dass bei einigen wissenschaftlich tätigen Soziologinnen und Soziologen auch Anstellungen oder Selbstständigkeiten im außerwissenschaftlichen Bereich aufzufinden sind. Dabei handelt es sich um Bereiche, die in der Privatwirtschaft angesiedelt sind und keinerlei Bezüge zum Studium oder der jetzigen wissenschaftlichen Tätigkeit haben. Diese außerwissenschaftlichen Beschäftigungen haben einen anderen Stellenwert, als jene im Maschinenbau. Es handelt sich um Beschäftigungsverhältnisse, die entweder parallel zu wissenschaftlichen Tätigkeiten stattfinden, oder als Phasen zwischen diesen stehen. Es bleibt in der Analyse zu prüfen, welchen Einfluss dieser Weg auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hat, oder ob er gar eine Reaktion auf diese ist.

Der vorgestellten Graphik 1 zu Karrierewegen muss also noch ein weiterer Weg für die Soziologie hinzugefügt werden. Dieser verdeutlicht, dass neben der wissenschaftlichen Tätigkeit auch außerwissenschaftliche Beschäftigungen in den Erwerbsverläufen der Postdoktorandinnen und Postdoktoranden eine Rolle spielen können (Weg drei).

Graphik 3



Mögliche wissenschaftliche Werdegänge in der Soziologie / eigene Darstellung

Auf Grund dieser Vorarbeiten wurden 18 Postdocs an Universitäten und 12 Postdocs an außeruniversitären Forschungseinrichtungen angeschrieben und um ein Interview gebeten³⁹. Mit den angeschriebenen Postdocs wurde versucht, eine möglichst gleichmäßige Auswahl der identifizierten Karrierewege zu treffen. Ebenso wurde auf eine paritätische Verteilung der Geschlechter geachtet.

Auf die Interviewanfragen gaben insgesamt 14 Postdocs eine positive Rückmeldung. Für die Fallgruppe der Postdocs in der Soziologie auf universitären Stellen ergab sich ein Teilsample aus fünf Frauen und vier Männern⁴⁰. Von den 12 angeschriebenen Postdocs an außeruniversitären Forschungseinrichtungen meldeten sich lediglich ein Postdotorand und vier Postdotorandinnen zurück.

In Bezug auf die Postdocs an außeruniversitären Forschungseinrichtungen ist anzumerken, dass sich ausschließlich Postdocs von dienstleistungsorientierten und nicht schwerpunktmäßig forschungsorientierten Instituten für Interviews zur Verfügung gestellt ha-

³⁹ In den Anschreiben wurde um ein Interview gebeten, dass den eigenen beruflichen Werdegang zum Thema hat. Hiermit wurde das Grundthema des Interviews verdeutlicht, ohne zu sehr auf die Thematik einzugehen. Damit sollte verhindert werden, dass die InterviewkandidatInnen sich schon im Vorfeld Antworten zurechtlegten – dies hätte die Entstehung von Narrationen verhindert. Ebenso wird mit dem Bezug auf das professionelle Feld des Berufes eine abschreckende Wirkung vermieden, die entstehen kann, wenn der Fokus des Interviews von vornherein auf die persönlichen Wahrnehmungen und privaten Lebensumständen gesetzt wird.

⁴⁰ Bei allen hier verwendeten Namen, und auch bei allen folgenden, handelt es sich um Codenamen. Aus Gründen der Anonymisierung werden weder originale Personennamen, noch Namen von Universitäten, Unternehmen, Forschungseinrichtungen und Orten genannt. Ebenso wurden Fachgebiete der Interviewten anonymisiert.

ben. Es wird sich erst mit der Analyse des Materials zeigen, ob dies im Hinblick auf die Fragstellung der vorliegenden Arbeit eine Relevanz besitzt.

Code-Name	Stelle		Familienstand		Alter	Weg
Karla Siegert-Kohl	universitär	befristet	verheiratet	2 Kinder	38	2
Maria Lader	universitär	befristet	liiert	kein Kind	33	2
Nina Neumann	universitär	befristet	verheiratet	1 Kind	35	2
Diana Nies	universitär	befristet	k.A.	kein Kind	33	2
Stefanie Stehler	universitär	befristet	liiert	kein Kind	35	3
Beatrice Corte	außeruni.	befristet	verheiratet	kein Kind	33	2
Kathrin Thiele	außeruni.	befristet	liiert	kein Kind	31	2
Emma Zimmermann	außeruni.	befristet	verheiratet	kein Kind	34	2
Doris Trust	außeruni.	befristet	liiert	kein Kind	41	2
Otto Chon	universitär	befristet	ledig	kein Kind	35	2
Paul Ihsen	universitär	befristet	ledig	kein Kind	35	2
Karl Hammer	universitär	befristet	ledig	kein Kind	33	2
Daniel Quand	universitär	befristet	liiert	1 Kind	30	3
Lothar Querfeld	außeruni.	befristet	liiert	kein Kind	33	2

Tabelle 1 Sample Soziologie

Bei der Auswahl wurden wie beschrieben Alter, Geschlecht, Disziplin und die identifizierten Karrierewege mit einbezogen. Eine weitere Einschränkung der Auswahl auf Grund von Familienstand und Elternschaft konnte aus forschungspraktischen Gründen nicht vorgenommen werden. Nicht aus allen im Internet verfügbaren Lebensläufen waren Angaben zu diesen Aspekten erkenntlich – Angaben in der Tabelle dazu konnten so teilweise erst nach den Interviews gemacht werden. Im Sample zeigt sich im Nachhinein, dass diese beiden Aspekte sehr heterogen verteilt sind und keine Rückschlüsse auf Muster zulassen⁴¹. Am empirischen Material wird sich zeigen, ob Familienstand und Eltern-

⁴¹ Lediglich die Tatsache, dass alle Männer im Sample mit einem rein akademischen Weg ledig und kinderlos sind fällt ins Auge. Hier gehe ich auf Grund der geringen Fallzahl von einem Zufall aus. In der Forschungsliteratur finden sich eher Hinweise darauf, dass es gerade Frauen sind, die bei einer

schaft Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit haben. Der Forschungsstand lässt vermuten, dass dies vor allem bei Frauen der Fall sein kann (vgl. Enders 1996; Wagner-Baier et al. 2011, Beaufaÿs et al. 2012, Selent et al. 2012)

Alle Postdocs im Teilsample der Soziologie sind befristet beschäftigt. Wie bereits angemerkt, zeigte sich der rein universitäre Pfad des akademischen Weges vornehmlich bei Männern. Im Sample ist dieser Weg nun ausschließlich durch Männer vertreten. Inwiefern sich dies auf die Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit auswirkt, oder auch Ergebnis dieser ist, bleibt in den empirischen Analysen zu prüfen. Gleiches gilt für die anderen Wege. Maria Lader und Otto Chon haben vor ihrem akademischen Werdegang je kurzzeitig außerhalb der Wissenschaft gearbeitet. Auch hier wird sich erst am Material zeigen, ob und welchen Einfluss dies auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hat.

Insgesamt ergibt sich für die Soziologie ein Sample aus 14 Personen. Darunter sind neun Frauen und fünf Männer. Der Familienstand der einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in dieser Fallgruppe ist sehr heterogen. Nur zwei Frauen und ein Mann haben jeweils ein bzw. zwei Kinder.

4.2.2 Einzelfallauswahl für den Maschinenbau – Postdocs auf universitären Stellen und an außeruniversitären Forschungseinrichtungen

Für die Einzelfallauswahl der möglichen Interviewkandidatinnen und Interviewkandidaten aus dem Maschinenbau auf universitären Stellen und an außeruniversitären Forschungseinrichtungen wurde ebenso vorgegangen, wie bei den Postdocs in der Soziologie.

Zunächst wurden zehn Universitäten ausgewählt, an denen über die Internetdarstellungen mögliche Interviewkandidatinnen und Interviewkandidaten identifiziert wurden. Auch hier wurde bei der Auswahl der Universitäten zunächst darauf geachtet, dass es sich um Universitäten handelt, die gleichmäßig über das Bundesgebiet verteilt sind, an denen die Institute für Maschinenbau unterschiedliche Größen haben, und dass die Universitäten ein unterschiedliches Renommee aufweisen. Aus diesem Grund wurde so beispielsweise auch darauf geachtet, dass nicht nur Institute der TU9⁴² gewählt wurden. Bei der Auswahl

akademischen Karriere ungewollt ledig und kinderlos bleiben (vgl. Enders 1996; Wagner-Baier et al. 2011, Beaufaÿs et al. 2012, Selent et al. 2012).

⁴² Der Verband der TU9 ist ein Zusammenschluss neun führender Technischer Universitäten in Deutschland. Zu ihnen gehören die RWTH Aachen, die TU Braunschweig, die TU Darmstadt, die TU

der außeruniversitären Forschungseinrichtungen wurde ebenso verfahren wie in der Soziologie.

Der an die Sequenzmusteranalyse angelehnte Schritt der Lebenslaufrekonstruktion mit den im Internet zur Verfügung stehenden Daten war bei den Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern schwieriger als bei den Soziologinnen und Soziologen. Insgesamt wurde bei der Internetrecherche festgestellt, dass zwar mehr potenzielle Interviewpartnerinnen und Interviewpartner auf den ersten Blick identifiziert werden können, bei näherer Betrachtung stellte sich jedoch heraus, dass viele der Postdocs im Maschinenbau keine Lebenslaufdaten im Internet bereit stellen. An Universitäten waren diese noch eher vorzufinden, als an außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Wieder wurde im Seminar lediglich mit jenen Postdocs weiter gearbeitet, bei denen Lebenslaufdaten im Internet recherchiert werden konnten⁴³.

Die Betrachtung der Sequenzmuster ergab, dass die Form eines rein universitären Weges im Maschinenbau öfter vertreten ist, als in der Soziologie⁴⁴. Des Weiteren konnte festgestellt werden, dass Frauen diesen Weg fast ausschließlich gehen. Dies entspricht den Befunden aus dem Forschungsstand. Männer hingegen weisen als weiteren Weg eine Mischform auf. Anders als in der Soziologie, ist hier vor allem eine Mischform aus universitären Tätigkeiten und außerwissenschaftlichen Tätigkeiten zu finden. Eine Mischform aus außeruniversitären und universitären Beschäftigungen wurde in dieser Teilgruppe nicht gefunden⁴⁵.

Entsprechend dieser Erkenntnisse wurde bei den Anschreiben neben einer paritätischen Verteilung der Geschlechter auf eine ausgewogene Verteilung der identifizierten Karrierewege geachtet. Es wurden 31 mögliche Interviewkandidatinnen und -kandidaten auf universitären Stellen angeschrieben (sieben Frauen und 24 Männer), sowie acht mögliche Interviewpartnerinnen und Interviewpartner an außeruniversitären Forschungseinrichtungen (fünf Männer und drei Frauen)⁴⁶. Sieben Männern und vier Frauen auf universitären Stellen erklärten sich für ein Interview bereit. Von den Postdocs an außeruniversitären Forschungseinrichtungen meldete sich auch nach erneuter Nachfrage ledig-

Dresden, die TU Berlin, die TU München, die Leibniz Universität Hannover, die Universität Stuttgart und das Karlsruher Institut für Technologie.

⁴³ Aber auch hier ist anzumerken, dass die Ausführlichkeit der zur Verfügung stehenden Daten geringer ist, als bei den Soziologinnen und Soziologen.

⁴⁴ Dies gilt für die in dieser Arbeit betrachteten Fälle.

⁴⁵ Da für diese Arbeit lediglich die Postdocs von 10 Universitäten betrachtet wurden, ist jedoch nicht auszuschließen, dass sich auch diese Mischform finden lässt.

⁴⁶ Diese, im Vergleich zu den Postdocs auf universitären Stellen, viel geringere Anzahl an möglichen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern ergibt sich aus der Problematik der wenig zur Verfügung stehenden Lebenslaufdaten im Internet.

lich Frau Ihsen zurück. Da sich im Sample der Postdocs aus dem Maschinenbau neben Frau Ihsen nur fünf weitere Frauen befinden, habe ich mich dazu entschlossen, ihren Fall mit in das Sample aufzunehmen. Hier muss bei der Analyse besonders darauf geachtet werden, dass sie die einzige Postdoktorandin auf einer außeruniversitären Stelle ist. Es wird sich jedoch erst am Material zeigen, ob dieser Weg speziell Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit hat. Ich setze dies nicht voraus.

Code-Name	Stelle		Familienstand		Alter	Weg
Daniela Seiler	universitär	arbeitslos	ledig	kein Kind	37	2
Inga Super	universitär	befristet	verheiratet	1 Kind	34	2
Daniela Ilsemann	universitär	entfristet	ledig	kein Kind	33	2
Katharina Bär	universitär	entfristet	ledig	kein Kind	33	2
Simone Ihsen	außeruni.	befristet	liiert	1 Kind	34	1/2
Quentin Tölle	universitär	entfristet	ledig	kein Kind	33	2
Daniel Zabel	universitär	befristet	ledig	kein Kind	36	1/2
Nick Xavas	universitär	entfristet	verheiratet	2 Kinder	38	2
Tobias Hausfeld	universitär	befristet	ledig	kein Kind	37	1/2
Kai Jeschke	universitär	befristet	ledig	kein Kind	32	1/2
Mirko Teis	universitär	entfristet	verheiratet	2 Kinder	41	2
Thomas Immler	universitär	befristet	verheiratet	2 Kinder	34	2

Tabelle 2 Sample Maschinenbau (universitär und außeruniversitär)

Bis auf Frau Ihsen weisen alle Interviewpartnerinnen einen rein akademischen Karriereweg auf. Bei den Männer ist, wie bereits angemerkt, mit drei Fällen auch eine Mischform aus universitären und außerwissenschaftlichen Tätigkeiten vertreten. Diese Tätigkeiten stehen jedoch, anders als bei den Postdocs in der Soziologie, in einem thematischen Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Tätigkeiten dieser Männer. Eine weitere Auffälligkeit im Vergleich zu den Postdocs in der Soziologie ist, dass zumindest die Männer im Maschinenbausample häufiger Kinder haben. Ob dies im Zusammenhang mit der Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit steht, ist zu prüfen. Eine zusätzliche

Differenz zu den Soziologen besteht darin, dass drei der Interviewpartner und eine Interviewpartnerin auf universitären Stellen im Maschinenbau entfristet sind. Auch hier liegt das besondere Augenmerk in der Analyse darauf, ob und welchen Einfluss die entfristeten Stellen auf die Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit haben. Eine Besonderheit, die ebenfalls bei der Betrachtung des empirischen Materials beachtet werden muss, liegt darin, dass die Stelle von Frau Seiler zum Zeitpunkt des Interviews gerade auslief und sie dementsprechend arbeitssuchend war.

4.2.3 Einzelfallauswahl für den Maschinenbau – Postdocs aus der Industrie

Für die Einzelfallauswahl der Maschinenbau-Postdocs aus der Industrie war zunächst unklar, wie diese recherchiert werden sollten. Aus diesem Grund habe ich im Vorfeld ein Interview mit Herrn Professor Dr.-Ing. Seume vom Institut für Turbomaschinen und Fluid-Dynamik an der Leibniz Universität Hannover geführt. Er wurde speziell zu Rekrutierungspraxen innerhalb des akademischen Maschinenbaus befragt. Aus diesem Interview ergab sich, dass zumeist jene promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer aus der Industrie auf eine Professur berufen werden, die den Kontakt zu Universitäten über ihre industrielle Tätigkeit nie ganz verloren haben. Diese Kontakte bestehen oftmals über Kooperationsarbeiten zwischen Unternehmen und Universitäten, externe Betreuungen von Master-, Diplom- und Doktorarbeiten, sowie vor allem über Lehraufträge.

Auf Grund dieser Informationen wurde dann an den zehn bereits ausgewählten Universitäten nach promovierten Lehrbeauftragten und Kooperationspartnern aus der Industrie gesucht, die ihre Promotion im Maschinenbau abgelegt hatten. Über diesen Weg konnten vierzehn potenzielle Interviewpartnerinnen und Interviewpartner (zehn Männer und vier Frauen) gefunden werden. Auf die Anschreiben meldeten sich jedoch nur zwei Männer zurück.

Als weiterer Schritt wurde deshalb ein Anschreiben mit der Bitte um Unterstützung bei der Suche nach geeigneten Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern über den E-Mail-Verteiler an die Mitglieder der Acatech⁴⁷ versandt. Über Kontakte, die durch diesen

⁴⁷ Die Acatech - Deutsche Akademie der Technikwissenschaften - vertritt die deutschen Technikwissenschaften im In- und Ausland. Sie versteht sich als Arbeitsakademie und berät Politik und Gesellschaft in technikwissenschaftlichen und technologiepolitischen Zukunftsfragen. „Darüber hinaus hat es sich acatech zum Ziel gesetzt, den Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und Wirtschaft zu

Schritt zustande kamen, konnten nochmals sieben Interviewanfragen versendet werden. Hierauf meldeten sich drei Männer und eine Frau zurück.

Das Teilsample der Postdocs aus dem Maschinenbau auf Industriestellen setzt sich somit aus folgenden Personen zusammen:

Code-Name	Stelle		Familienstand		Alter	Weg
Bianca Christ	Industrie	entfristet	verheiratet	1 Kind	32	1
Nico Tramm	Industrie	entfristet	verheiratet	1 Kind	39	1
Nils Frei	Industrie	entfristet	verheiratet	2 Kinder	38	1
David Clein	Industrie	entfristet	verheiratet	kein Kind	40	1
Klaus Ittig	Industrie	entfristet	verheiratet	3 Kinder	36	1
Kai Nickel	Industrie	entfristet	liiert	kein Kind	40	1

Tabelle 3 Sample Maschinenbau (Industrie)

Es ist keine Überraschung, dass alle in der Industrie tätigen Postdocs mit ihren bisherigen Werdegängen Weg 1 repräsentieren. Ausnahmslos waren sie vor ihrer Tätigkeit in der Industrie an Universitäten und nicht an außeruniversitären Forschungseinrichtungen beschäftigt.

4.3 Durchführung der Interviews

Mit den ausgewählten Postdocs der Soziologie und des Maschinenbaus, die sich zu einem Interview bereit erklärten, wurden Termine zur Interviewdurchführung vereinbart⁴⁸. Die Interviews fanden in den Büros der Postdocs bzw. in Besprechungsräumen der Institute und Firmen statt. Dies sollte eine vertraute und vertrauliche Umgebung für die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner schaffen. Vor allem in Bezug auf Bourdieus Ausführung zur Bedeutung des Ortes in Interviewsituationen (vgl. Bourdieu 1998) sollte ein Ort gefunden werden, an dem die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner möglichst ungezwungen sprechen konnten. Öffentliche Orte und Gemeinschaftsbüros schießen somit aus.

unterstützen und den technikwissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern“ (<http://www.acatech.de/> letzter Zugriff 30.06.2016).

⁴⁸ Eine zusammenhängende Listen des Samples finden sich im Anhang (vgl. Kapitel 8.4).

Sicherlich kann in einer solchen Interviewsituation die Atmosphäre einer Befragungssituation nie ganz abgestellt werden. Durch die Wahl des Ortes und die Form der gewählten Interviewmethode sollte jedoch eine Annäherung an ein möglichst vertrautes Gespräch erreicht werden. Dies ist in Anbetracht des empirischen Materials bedeutsam. Der Ort der Erhebung und Erhebungsmethode mussten somit mit besonderer Sensibilität gewählt werden. Dazu gehört auch, dass Wert auf eine sorgfältige Formulierung der Fragen gelegt werden muss. Im Folgenden bespreche ich daher den Aufbau der Leitfäden.

4.4 Interviewleitfäden

In Anlehnung an Sander (2012) habe ich mich für einen leicht strukturierten Leitfaden entschieden. Dieser ermöglicht, durch offene Fragen Narrationen zu generieren, entlang derer Wahrnehmungen mittels der bereits besprochenen Analysekategorien (vgl. Kapitel 2.5.1) herausgearbeitet werden können. Gleichzeitig wurde der Leitfaden so konzipiert, dass die Interviewten zwar offen erzählen können, gleichzeitig aber sichergestellt wurden, dass bestimmte Themen in allen Interviews angesprochen werden. Dies sollte nicht nur die Verwertbarkeit der einzelnen Interviews garantieren, sondern auch eine Vergleichbarkeit zwischen den Interviews ermöglichen (vgl. Kruse 2010).

Dennoch wurden für die Interviews im Maschinenbau und der Soziologie je verschiedene Leitfäden konzipiert. Inhaltlich sind sie vergleichbar, die Fragen variieren jedoch. Dies hat zwei Gründe. Zum einen haben eigene Vorstudien (Voigtmann 2011) gezeigt, dass Interviews mit Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern mehr Fragen und Erzählauforderungen bedürfen. Dies liegt vermutlich an der Kommunikationskultur innerhalb der Disziplin. Zum anderen wurden zunächst die Interviews mit den Soziologinnen und Soziologen geführt. Erfahrungen aus diesen Erhebungen flossen ebenso mit in die Leitfadenkonzeption für die Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer mit ein.

Aufbauend auf den theoretischen Vorüberlegungen (vgl. Kapitel 2.5.1 und 3), soll das Interview neben lebensgeschichtlichen Aspekten des *biographischen Gesamtzusammenhangs*, der *Konstruktion von Zukunft*, der *Basissicherheit* und der *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit* auch ermöglichen zu untersuchen, welche Bezüge zu *Normallebenslauf* und zu *Normalitäten in der Wissenschaft* hergestellt werden. Die Leitfäden wurden dahingehend aufgebaut. Neben offenen Erzählungen, an-

hand derer Einblicke in biographische Teilausschnitte erlangt werden sollen, zielen Nachfragen auf Theorien und Wissen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner zu laufbahnrelevanten und lebensweltlichen Inhalten ab. Zum einen sollte darüber das Wissen der Postdocs zu den jeweiligen Themen zu Tage gebracht werden. Daran angelegte Argumentationen, Einstellungen und subjektive Deutungen können Aufschluss über die Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit geben. Zum anderen können Ausgestaltung und Form der Antworten zudem zusätzlich Hinweise darauf geben, welche Bezüge – *Normalitäten in der Wissenschaft*, oder normative Wirkungen des *Normallebenslaufs* – einen Einfluss auf die Nachwuchswissenschaftler haben. Zudem sollten entlang dieser Themen, neue Erzählungen generiert werden.

4.4.1 Interviewleitfaden für Interviews mit Postdocs auf universitären Stellen und an außeruniversitären Forschungseinrichtungen in der Soziologie

In Anlehnung an die methodischen Voraussetzungen der ersten narrativen Phase des teilnarrativen Leitfadeninterviews lautet der Erzählstimulus für die Postdocs aus der Soziologie:

„Wann ist für Sie deutlich geworden, dass Sie einen wissenschaftlichen Werdegang verfolgen? Fangen Sie bitte dort an, wo es Ihrer Meinung nach begonnen hat.“⁴⁹

Diese Eingangsfrage setzt thematisch den Fokus auf den wissenschaftlichen Werdegang, überlässt jedoch die Festlegung jeglicher zeitlicher Bezüge der Interviewpartnerin oder dem Interviewpartner. Mit dieser Erzählaufforderung soll den Postdocs ermöglicht werden, den Prozess ihres wissenschaftlichen Werdegangs zu rekonstruieren. Ziel ist es, dass über diese Eingangserzählung nicht nur der berufliche Werdegang dargelegt wird, sondern auch die Entwicklungen in Familie, Schule und Studium, die laut Interviewpartnerin oder Interviewpartner zur heutigen Stelle geführt haben. Da die Postdocs die zeitliche Einordnung der Erzählung jedoch selber vornehmen, soll durch immanente Nachfragen zur Erzählung des gesamten Werdegangs ermutigt werden (Beispiel: *„Sie haben jetzt schon einiges über ihr Studium erzählt. Mich würde interessieren, wie sie zu diesem Studium gekommen sind.“* Oder: *„Sie haben bereits den Beruf ihres Vaters erwähnt, was hat denn ihre Mutter gemacht?“*).

⁴⁹ Vgl. Kapitel 8.6.

Durch diese biographischen Eingangserzählungen soll es vor allem möglich sein, den *biographischen Gesamtzusammenhang* und die Formen des *biographischen Handelns* der Postdocs herauszuarbeiten. Die Formen des *biographischen Handelns*, welche über die verschiedenen Bezüge konstituiert sind, werden jedoch in den nächsten beiden Blöcken noch stärker fokussiert.

Der an die Einstiegsfrage anschließende Fragenblock⁵⁰ thematisiert die Anforderungen und Bedingungen in der Wissenschaft. Hier sollte über exmanente Fragen geklärt werden, was die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner darüber wissen und wie sie sich selbst dazu positionieren. Zweiteres sollte zu erneuten Erzählungen führen. Wie bereits geschildert, sollen diese Frageblöcke dazu dienen, herauszufinden, welche Bezüge in Hinblick auf *Normalitäten in der Wissenschaft* und/ oder *Normallebenslauf* von den Postdocs hergestellt werden.

Mit einer weiteren Frage (vgl. Kapitel 8.6, Frage sechs) wird der Fokus auf das Privatleben gelegt. Hierdurch sollen wiederum Erzählungen generiert werden, die Aufschluss über hergestellte Bezüge geben können. Da es in den Fragen zuvor ausschließlich um Wissenschaft geht, soll hier ein Perspektivwechsel angeregt werden. Ob auch das Privatleben in Bezug auf Normalitäten in der Wissenschaft betrachtet wird, oder ob an dieser Stelle mehr Bezüge zu den normativen Wirkungen des Normallebenslaufs hergestellt werden, bleibt abzuwarten.

Mit der letzten Frage dieses Leitfadens werden die Postdocs dazu aufgefordert, einen biographischen Ausblick zu wagen.

„*Wo sehen sie sich in sechs Jahren?*“

Hier soll besonders mit Blick auf die bereits beschriebenen Analysekatoren (vgl. Kapitel 2.5.1) die *Konstruktion von Zukunft* zum Tragen kommen und wie diese mit der Wahrnehmung von (Un)-Sicherheit zusammenhängt. Der Zeitraum von sechs Jahren ist dabei nicht zufällig gewählt. Nach sechs Jahren wird bei allen Interviewten aus der Soziologie die maximale Befristungsdauer nach dem WissZeitVG erreicht sein.

Allen übergeordneten Fragen in den Blöcken, sowie dem Erzählstimulus, sind Nachfragen zugeordnet, die helfen sollen, den Erzählfluss aufrecht zu halten.

Da nicht explizit nach Bedingungen an Universitäten oder an außeruniversitären Forschungseinrichtungen gefragt wird, war es möglich, für beide Teilgruppen in der Soziologie den gleichen Leitfaden zu verwenden. Damit verbunden ist die theoretische Vor-

⁵⁰ Bezieht sich auf Frage zwei bis fünf des Leitfadens für Postdocs aus der Soziologie.(vgl. Kapitel)

überlegung, dass die jeweiligen Interviewpartnerinnen und Interviewpartner aus der Perspektive antworten, die ihr jeweiliges Beschäftigungsverhältnis zum Zeitpunkt des Interviews mit sich bringt – sich vielleicht sogar vergleichend oder abgrenzend zu anderen institutionellen Kontexten positionieren. Eine weitere Unterscheidung des Leitfadens ist somit nicht nötig. Sollten doch Unterschiede in dem Maße bestehen, dass sie Einfluss auf die Wahrnehmung und den Umgang mit biographischer (Un-)Sicherheit haben, wird sich dies im empirischen Material zeigen.

4.4.1.1 Methodologische Anmerkungen zu den Interviews mit Postdocs aus der Soziologie

Soziologen und Soziologinnen können als „*professionelle[...] Erzähler[...]*“ (Przyborski/ Wohlrab-Sahar 2009:97) aufgefasst werden. Dies meint nicht, dass sie selber ihre Lebensgeschichte schon hundertfach wiedergegeben haben müssen. Es ist aber bei der Durchführung und vor allem bei der Analyse der Interviews zu beachten, dass die Postdocs aus der Soziologie das teil-narrative Leitfadenterview als Erhebungsinstrument kennen. Dies kann den positiven Effekt haben, dass sie weniger irritiert auf Grund des Interviewverlaufs sind, als Interviewpartnerinnen und Interviewpartner anderer Disziplinen. Es kann jedoch auch den Effekt haben, dass sie mit einer bestimmten Erwartungshaltung an das Interview herangehen und noch mehr als andere Personengruppen jede Frage nach dessen Zielsetzung hinterfragen. Wünschenswert ist, dass die Zugzwänge des Erzählens trotz des vermeintlichen Hintergrundwissens greifen und so verwertbares Material generiert werden kann. Sicherlich ist jedoch kritisch darauf zu achten, ob und wie die eigene Disziplin der Postdocs Einfluss auf den Interviewverlauf nimmt.

4.4.2 Interviewleitfaden für Interviews mit Postdocs auf universitären Stellen und an außeruniversitären Forschungseinrichtungen im Maschinenbau

Eigene Vorstudien (Voigtmann 2011) haben gezeigt, dass Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer im Gegensatz zu Soziologinnen und Soziologen nicht als solche „*professionellen Erzähler*“ (ebd.) gesehen werden können. Sie sind mit dem Konzept

eines narrativen Interviews nicht vertraut und können irritiert auf diese Form der Befragung reagieren, die ein freies Erzählen von ihnen verlangt. Bezogen auf eine Fachkultur, die Effizienz in den Vordergrund stellt (vgl. Mai 1989; Schlüter 1991), gehe ich davon aus, dass es bei den Postdocs aus dem Maschinenbau mehr Fragen und Nachfragen bedarf, um Erzählungen zu generieren. Hieraus ergibt sich für die Postdocs im Maschinenbau ein längerer Leitfaden. Ebenso werden andere Formulierungen und Erzählaufforderungen genutzt. Insgesamt werden thematisch jedoch die gleichen Bereiche abgedeckt, so dass die Fragestellung gut bearbeitet und eine Vergleichbarkeit zwischen diesen beiden Fallgruppen über das empirische Material hergestellt werden kann.

Der Erzählstimulus für die Interviews mit den Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern lautet:

„*Wie hat sich ihr Interesse am Maschinenbau entwickelt? Fangen sie bitte einfach dort an, wo es ihrer Meinung nach begonnen hat*“⁵¹.

Anders als bei den Soziologinnen und Soziologen wurde mit der ersten erzählgenerierenden Frage nicht direkt der wissenschaftliche Werdegang fokussiert. Dies geschah aus der theoretischen Vorannahme heraus, dass der entscheidende Bezugsrahmen für den akademischen Maschinenbau nicht zwangsweise die Scientific Community sein muss, sondern auch die außeruniversitäre technische Praxis sein kann. So gehen Liebau/Huber beispielsweise darauf ein, dass sich Ingenieure weniger als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beschreiben lassen, als vielmehr als spezialisierter Experten (vgl. Liebau/Huber 1985).

Mit dem gewählten Erzählstimulus sollte verhindert werden, dass die biographische Eingangserzählung durch Irritationen auf Grund falsch angenommener Bezüge nicht zustande kommt. Auch hier sollte die biographische Eingangserzählung ermöglichen, Rückschlüsse auf den *biographischen Gesamtzusammenhang* und Formen des *biographischen Handelns* zu ermöglichen.

Über Nachfragen zu Familie, Schule und Studium wurde wiederum versucht, ein gesamtes Bild des Werdeganges der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner zu erheben. Die Formen des *biographischen Handelns*, welche über die verschiedenen Bezüge konstituiert sind, wurden jedoch abermals in den nächsten beiden Blöcken stärker fokussiert.

⁵¹Vgl. Kapitel 8.5.

Wie in der ersten Fallgruppe wurde auch in dem Leitfaden für Postdocs im Maschinenbau mit dem ersten an die Eingangserzählung anschließenden Block auf Bedingungen und äußere Verhältnisse im Maschinenbau gezielt. Die Frage nach vorbildlichen Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern, sowie nach einer idealen Karriere im Maschinenbau (vgl. Kapitel 8.5, Frage 3 und 3.1) sollten Erzählungen über diese Aspekte generieren und gleichzeitig Rückschlüsse über biographische Bezugnahmen zulassen. Im Hinblick auf die idealen Karrieren wurde durch Nachfragen zwischen Industrie und Universität unterschieden – sofern die Interviewten dies nicht von sich aus taten. Die Vorarbeiten zu den möglichen unterschiedlichen Werdegängen haben gezeigt, dass an dieser Stelle durchaus unterschiedliche Wege als ideal beschrieben werden könnten. Ebenso wie bei den Soziologinnen und Soziologen soll durch diesen Block die Betrachtung der unterschiedlichen Bezugnahmen in den biographischen Sinndeutungen ermöglicht werden. Forciert wird dies zudem durch Fragen, die eine eigene Verortung durch Interviewten anstreben („*Hat sich ihr Interesse am Maschinenbau im Laufe der Jahre verändert?*“, „*Wenn sie sich nun ihre gegenwärtige Position vor Augen führen – inwieweit können sie das Gesagte hier selbst verwirklichen?*“, „*Wäre es für sie denkbar, eine Professur im Maschinenbau anzunehmen?*“ (vgl. ebd., Fragen 2, 4 und 7). Vor allem mit der letzten Frage wird auf die Wahrnehmung der Machbarkeit einer akademischen Karriere eingegangen. Hier könnte die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit in Bezug auf die Wissenschaft deutlich werden.

Die an diesen Block anschließende Frage bezieht sich auf die Konstruktion der Zukunft durch die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner: „*Wie stellen sie sich ihren weiteren beruflichen Werdegang vor?*“ (vgl. ebd., Frage 8). Diese Frage soll Erkenntnisse darüber zulassen, ob die Postdocs im Maschinenbau ihre Zukunft eher geschlossen oder offen konstruieren. Ebenso wird hierbei unter anderem deutlich, inwieweit sie sich in ihren Wahrnehmungen dabei sicher oder unsicher sind – biographische Unsicherheit in der *Zukunftskonstruktion* also Relevanz besitzt oder nicht.

Ähnlich wie bei den Soziologinnen und Soziologen wurde auch an die Postdocs im Maschinenbau eine Frage gerichtet, die den Fokus mehr auf das Privatleben legt. Mit der Abschlussfrage, ob sie ihre Vorstellungen von einem guten Leben verwirklichen können (vgl. ebd., Frage 9), sollen Erzählungen über die Vorstellungen dazu generiert werden, was zu einem guten Leben gehört und ob die äußeren Voraussetzungen dies in ihrem Fall ermöglichen. Diese Frage soll nicht nur zu Erkenntnissen darüber verhelfen, welche Bezüge im Zusammenhang mit dem *biographischen Handeln* gezogen werden, sondern

auch, welche Rolle Freunde, Familie und Freizeit in Bezug auf die Wahrnehmung biographischer (Un-)Sicherheit spielen. Schließlich wird dieser Punkt vor allem durch die letzte Nachfrage („*Und welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang Sicherheit im Beruf für Sie?*“ (vgl. ebd., Frage 9/ Nachfrage)) fokussiert. Hierdurch sollen ebenfalls Aussagen zur *Basissicherheit* generiert werden.

Aus den gleichen Überlegungen wie zu dem Leitfaden für Postdocs aus der Soziologie auf außeruniversitären Stellen, wird auch mit der Postdotorandin aus dem Maschinenbau auf außeruniversitärer Stelle ein Interview mit dem gleichen Leitfaden geführt, wie mit jenen Postdocs aus dem Maschinenbau auf universitären Stellen.

4.4.3 Interviewleitfaden für Interviews mit Postdocs auf industriellen Stellen im Maschinenbau

Da sich der Leitfaden für die Postdocs auf universitären und außeruniversitären Stellen im Maschinenbau nicht auf die äußeren Voraussetzungen in der Wissenschaft beschränkt, sondern auf alle identifizierten Wege abzielt und die Verortung bei den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern belässt, ist es möglich, für alle Teilgruppen aus dem Maschinenbau die gleichen Leitfäden zu verwenden – mit einer Einschränkung. In den Vorüberlegungen zum Sample wurde bereits darauf eingegangen, dass es sich bei den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern um promovierte Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer (und auch Soziologinnen und Soziologen) handeln soll, bei denen die Berufung auf eine Professur theoretisch möglich ist. Hierfür muss nicht nur auf die äußeren Voraussetzungen geachtet werden, sondern auch auf die Intentionen der Befragten. Die Recherche der Postdocs aus der Industrie über die Lehraufträge an Universitäten sichert bereits den Punkt der äußeren Voraussetzung dieser Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer, trotz industrieller Tätigkeit noch als wissenschaftlicher Nachwuchs, zumindest im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit, angesehen werden zu können.

Mit der dem Leitfaden und der eigentlichen Einstiegsfrage vorgeschalteten Frage „*Warum nehmen sie sich die Zeit für universitäre Lehre?*“ (vgl. ebd., Frage 0) soll erkannt werden, welche Befragten eventuell aus dem Sample der Postdocs aus der Industrie aussortiert werden müssen. Antworten, die erkennen lassen, dass der einzige Grund für die universitäre Lehre in einer Pflichterfüllung gegenüber der Firma besteht,

lassen darauf schließen, dass diese Person in der Lesart der vorliegenden Arbeit nicht zum wissenschaftliche Nachwuchs gezählt werden kann.

Eine weitere Änderung des Leitfadens für diese Teilgruppe beziehen sich lediglich auf eine Einleitung zu Frage sechs. Statt „*Sie arbeiten ja an einer Universität...*“ muss es hier „*Sie lehren ja an einer Universität...*“ (vgl. ebd., Frage 5) heißen.

4.5 Auswertungsmethode

Die Interviews wurden bei der Erhebung aufgezeichnet. Die Datenauswertung erfolgt entlang vollständiger Transkriptionen. Das Tonmaterial wurde wortwörtlich transkribiert. Zudem wurden auch Pausen, Zögern und nonverbale Gefühlsäußerungen mit in die Verschriftlichung aufgenommen. Ich habe mich für diese sehr ausführliche Form der Transkription entschieden, da nicht nur die schieren Aussagen sondern auch die Ausgestaltung der Erzählungen Rückschlüsse auf individuelle Sinndeutungen zulassen⁵². Wird eine Biographie als besonders stringent gedeutet, so lässt sich dies vermutlich auch in der Form der Erzählung erkennen. Andersherum können sich Unsicherheiten auch in Sprechpausen und nonverbalen Gefühlsäußerungen zeigen.

Wie schon in Kapitel 2.5.1 beschrieben, wird das empirische Material entlang zuvor festgelegter Analysekategorien untersucht. Diese wurden bereits ausführlich theoretisch hergeleitet und begründet. An dieser Stelle sollen sie lediglich zum besseren Verständnis und im Hinblick auf den folgenden empirischen Teil in Tabellenform wiederholt werden.

⁵² Eine Liste mit den innerhalb der Transkripte verwendeten Bezeichnungen und Abkürzungen findet sich im Anhang (vgl. Kapitel 8.7).

4.5.1 Analysekategorien

Kategorie	Bedeutung
Biographischer Gesamtzusammenhang	Unter dieser Kategorie wird die Logik, mit der lebenslaufrelevante Ereignisse und Handlungen zu einem biographischen Gesamtzusammenhang verbunden werden betrachtet.
Konzeption von Zeit	Diese Kategorie fasst die Erwartungen hinsichtlich der eigenen Zukunft. Erscheint diese als offen im Sinne von ungewiss oder als geschlossen im Sinne von eindeutig?
Basissicherheit	Für die Gestaltung des eigenen Lebenslaufs wird ein Minimum an Erwartungssicherheit vorausgesetzt. Mit dieser Kategorie wird untersucht, auf welche Basissicherheiten sich die untersuchten Postdocs berufen.
Biographisches Handeln Bezugnahme auf Normallebenslauf	Hier werden empirische Belege für die Bezugnahme auf den Normallebenslauf nach dem theoretischen Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit gefasst.
Biographisches Handeln Bezugnahme auf Normalität in Wissenschaft	Wie die Vorarbeit in dieser Arbeit zeigte, gelten in der Wissenschaft andere <i>Normalitäten</i> , als es ein Normallebenslauf voraussetzt. Mit dieser Kategorie soll die Bezugnahme auf genau jene Normalitäten in den Blick gerückt werden. Beide Kategorien der Bezugnahme werden auch auf ihr Verhältnis hin untersucht.
Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	Mit dieser Kategorie wird das Kerninteresse der vorliegenden Arbeit in den Fokus gerückt – wird biographische Unsicherheit wahrgenommen und wie? Wird biographische Unsicherheit dabei als durch eigene Handlungen beeinflussbar gesehen (als Risiko), oder als von außen an die Individuen herangetragen (als Gefahr). Hier laufen die Ergebnisse aller zuvor besprochenen Kategorien zusammen.

Tabelle 4 Analysekategorien

Die einzelnen Analysekatoren werden miteinander in Verbindung gesetzt. Ich werde untersuchen, wie die Ausprägungen der einzelnen Kategorien Einfluss aufeinander nehmen, vor allem im Hinblick auf die Kategorie *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit* und wie die Postdocs mit der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit umgehen. Hierzu führe ich am Material zunächst Einzelfallanalysen durch, um dann in einem nächsten Schritt zu einer empirisch begründeten Typenbildung zu gelangen (vgl. Kelle/Kluge 2010).

4.5.2 Einzelfallanalysen

Methodisch bietet sich bei der Untersuchung des empirischen Materials mittels zuvor bestimmter Analysekatoren das *subsumptive Kodieren* an. Diese Form des Kodierens wird verwendet, wenn die Analyse des empirischen Materials anhand von vorbereiteten Kategorien stattfindet. Das zuvor entwickelte Categorieschema wird auf der Grundlage der Forschungsfrage und des theoretischen Vorwissens formuliert (vgl. Kelle/ Kluge 2010). Das empirische Material wird somit entlang der bereits erklärten Kategorien untersucht. Hierzu werden in einem ersten Schritt die relevanten Textpassagen der einzelnen Interviews identifiziert und den vorhandenen Kategorien zugeordnet. Zur weiteren synoptischen Untersuchung wird das Categoriesystem dann in einem zweiten Schritt empirisch angereichert. Dies wird in der vorliegenden Studie fallvergleichend angelegt. Hierfür werden Textpassagen zu den einzelnen Kategorien zunächst auf der Ebene von Einzelfällen betrachtet. Daraus werden gegebenenfalls Subkategorien entwickelt, die anschließend mit jenen anderer Fälle verglichen werden können. Subkategorien werden hierbei darüber gebildet, dass den Kategorien für den Einzelfall relevante Merkmale und Dimensionen zugeordnet werden⁵³. Ziel dieses Schrittes ist es, Subkategorien zu erkennen, „*anhand derer sich die Fälle möglichst deutlich unterscheiden lassen*“ (ebd.:73). Die fallbezogene Dimensionalisierung ist also ein notwendiger Zwischenschritt, um durch einen Vergleich aller fallbezogener Subkategorien die „*Varianz und Heterogenität der gesamten Untersuchungsgruppe*“ (ebd.:78) abbilden zu können. Es ist der erste Schritt, um theoriebegründete Typen aus dem empirischen Material herleiten zu können (vgl. ebd.).

⁵³ Die theoretisch geleitete und empirisch begründete Bildung von Subkategorien wird auch Dimensionalisierung genannt (vgl. ebd.).

4.5.3 Typenbildung

In Kapitel 2.5 wurde bereits festgelegt, dass die Analysen der vorliegenden Untersuchung in einer Typenbildung münden sollen. Die Typenbildung wird methodisch nach Kelle und Kluge (2010) entlang dreier Schritte entwickelt. Zunächst wird eine bereits beschriebene Kodierung und Entwicklung von Subkategorien der Einzelfälle durchgeführt. Daran schließt sich der Vergleich der verschiedenen einzelfallbezogenen Categoriesysteme an. Auch darauf wurde bereits eingegangen. Hierauf baut schließlich die Entwicklung einer Typologie auf (vgl. ebd.).

Der Prozess der Typenbildung baut allgemein auf vier Teilschritten auf (vgl. Kluge/Kelle 2010). Zunächst ist es notwendig, „relevante[] Vergleichsdimensionen“ zu erarbeiten, anhand derer sich Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen den Einzelfällen erfassen lassen. Hierzu gehört vor allem die bereits beschriebene Dimensionalisierung der Kategorien. Konkret bedeutet dies für die vorliegende Arbeit, dass Typen entlang der empirisch begründeten Subkategorien gebildet werden, die sich durch die Analyse des Interviewmaterials mittels der theoretisch hergeleiteten Kategorien *biographischer Gesamtzusammenhang*, *biographisches Handeln* mit den unterschiedlichen Bezugnahmen, *Basissicherheit*, *Konstruktion von Zukunft* und *Wahrnehmung von Unsicherheit* ergeben.

In dem daran anschließenden Schritt werden die Fälle entlang der Kategorien und Subkategorien gruppiert und auf „*empirische Regelmäßigkeiten*“ (ebd.:91) hin analysiert. Über die Fallkontrastierung wird dabei darauf geachtet, dass die gebildeten Gruppen „*interne Homogenität*“ (ebd.) auf der Ebene der Typen, und „*externe Heterogenität*“ (ebd.) auf der Ebene der Typologie ausweisen.

Im dritten Schritt werden die inhaltlichen Zusammenhänge in den empirisch vorgefundenen Gruppen analysiert. Dies ist erforderlich, um durch die Kombination von Subkategorien nicht lediglich auf einer deskriptiven Ebene zu verharren⁵⁴, sondern um Sinn und Bedeutung dieser Subkategorien zu erfassen. Für die vorliegende Studie heißt dies, nicht bei der empirisch begründeten Beschreibung der einzelnen vorgefundenen Subkategorien zu den angewandten Kategorien zu bleiben, sondern zu untersuchen, welchen Einfluss diese schließlich auf die Wahrnehmung von biographischer (Un-)Sicherheit haben.

⁵⁴ In diesem Fall wären die Subkategorien als schlichte Merkmalsausprägungen zu betrachten.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

In einem letzten Schritt werden die gebildeten Typen letztlich anhand der Kombinationen der Subkategorien und der inhaltlichen Sinnzusammenhänge charakterisiert (vgl. ebd.). Hierzu gehört nicht nur eine möglichst präzise Beschreibung der herausgearbeiteten Typen, sondern auch die Vergabe von Namen, die in prägnanter und anschaulicher Weise wie eine Form der Kurzbeschreibung wirken können und sollten (vgl. ebd.).

Vor allem der letzte der vier beschriebenen Schritte wird den empirischen Teil der Verschriftlichung dieser Untersuchung ausmachen. Die zuvor geleisteten Analyseschritte der Forschungspraxis werden nicht gesondert verschriftlich. Durch die Charakterisierung der Typen werden jedoch die Ergebnisse dieser Schritte deutlich.

Des Weiteren halte ich mich im anschließenden empirischen Teil an die übliche Forschungspraxis bei qualitativen Studien mit Typenbildung (vgl. in diesem Forschungszusammenhang: Sander 2012, Pelizäus-Hofmeister 2006, Eßer/Zinn 2003, Jakob 2001, Wohlrab -Sahr 1993). Zur Beschreibung und Charakterisierung werden Referenzfälle ausgewählt, die als reale Fälle den Typus am besten repräsentieren (vgl. Kluge/Kelle 2010). Dabei ist der jeweilig präsentierte Einzelfall nicht der Typus, sondern entspricht ihm lediglich am besten. Eine Darstellung aller 31 Einzelfälle wäre nicht nur sehr langatmig und stellenweise redundant, es würde inhaltlich auch keine Vorteile bringen. Zur weiteren empirischen Untermauerung der Ergebnisse, werde ich jedoch auch Ausschnitte und Beispiele aus weiteren, dem jeweiligen Typus entsprechenden Interviews anbringen.

5. Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Wie bereits im vorherigen Kapitel beschrieben, war Ziel dieser Analyse die Herausbildung von Typen, welche sich entlang der Art, in der sie biographische Unsicherheit wahrnehmen, unterscheiden. Die Untersuchung des empirischen Materials dieser ersten Teilgruppe hat ergeben, dass sich Fälle mit gleicher oder ähnlicher *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit* zusammenfassen lassen, dabei teilweise aber sehr unterschiedliche Ausprägungen in den vier weiteren Kategorien – *biographischer Gesamtzusammenhang*, *biographisches Handeln*, *Basissicherheit* und *Konstruktion von Zukunft* – haben können. Entscheidend war im Zuge meiner Fragestellung jedoch die Trenn-

schärfe der *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit*. So weisen die von mir entwickelten Typen in diesem Punkt die erforderliche interne und externe Homogenität auf (vgl. Kelle/Kluge 2010). In der Teilgruppe der Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer habe ich 17 Einzelfälle analysiert und fünf Typen herausgearbeitet.

Wie schon angeführt (vgl. Kapitel 4), werden die Typen entlang von Referenzfällen dargestellt. Hierzu wird zu jedem Referenzfall eine Typencharakterisierung entlang der in Kapitel 2.5.1 und 4.5.1 beschriebenen Kategorien dargestellt. Um auf Unterschiede, oder aber auch auf Gemeinsamkeiten der Einzelfälle aufmerksam zu machen und um der Heterogenität innerhalb der Kategorien gerecht zu werden, werden in den Analysen fortlaufend Fallvergleiche einfließen. Die Darstellung der einzelnen Typen beginnt jeweils mit kurzen biographischen Portraits der Referenzfälle. Diese ermöglichen einen strukturierten Einblick in den Lebensverlauf der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner, die den jeweiligen Typen zugeordnet wurden. Hierdurch wird den Lesern ein Einstieg in das empirische Material erleichtert.

Der Darstellung der Ergebnisse entlang der Kategorien ist eine kurze Betrachtung der Sequenzmuster der Interviewten in den jeweiligen Typen vorangestellt. Hierdurch soll, wie in Kapitel 4 angekündigt, untersucht werden, ob die Form der Abfolge der Werdegänge einen Einfluss auf die Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit hat. In einem qualitativen Forschungsdesign mit relativ geringen Fallzahlen sind nur bedingt Aussagen über Zusammenhänge möglich. Dazu war die Sequenzmusteranalyse auch nicht beabsichtigt. Wie in Kapitel 4.2.1 beschrieben, sollte damit sichergestellt werden, dass die Heterogenität möglicher Werdegänge im Sample abgebildet ist. Dennoch sollen die Erkenntnisse, die in dieser Untersuchung zu der Verteilung der Sequenzmuster in Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit gewonnen werden konnten, als exploratorisch interessante Ergebnisse angebracht werden. Sie liefern Hinweise und Anschlussmöglichkeiten für weitere, auch quantitative, Untersuchungen.

Insgesamt ist den Ergebnissen der Analyse des empirischen Materials der Postdocs aus dem Maschinenbau vorzuschicken, dass die Bezüge zum Normallebenslauf, welche in der Analysekategorie *biographisches Handeln* unter anderem in den Blick genommen werden, oftmals über einen kleinen Umweg zu erkennen sind. Die Interviewten stellen die Wissenschaft, genauer das Arbeiten in der Wissenschaft an Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen, je nach Typ positiv oder negativ in Kontrast zur Industrie dar. In den äußeren Verhältnissen der Industriekarriere sehen sie die Aspekte des Normalarbeitsverhältnisses vertreten. Wie die Ausführungen zum theoretischen

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Rahmen des Normallebenslaufs gezeigt haben, wird mit dem Normalarbeitsverhältnis ein Schwerpunkt des Normallebenslaufs gesetzt (vgl. Wohlrab-Sahr 1993; Kohli 1985). Teilweise äußern sich die Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer auch in Bezügen zur Normalfamilie mit traditionellen Familienmodellen. Als wichtig für die Analyse der Interviewten aus dem Maschinenbau haben sich jedoch die kontrastierenden Darstellungen zur Industrie bzw. zur Wissenschaft herausgestellt. Damit wird das Normalarbeitsverhältnis in der Industrie zur Referenzfolie für ihre eigenen Sinndeutungen.

In Zuge der Auswertung hat sich weiterhin herausgestellt, dass Herr Frei (Typ: *Manager in der Industrie*), Herr Tramm und Herr Klein (je Typ: *Forschende in der Industrie*) nach den von mir aufgestellten Samplingkriterien im engeren Sinne nicht dem wissenschaftlichen Nachwuchs zugerechnet werden können. Zwar entsprechen ihre Werdegänge den von mir aufgestellten äußeren Auswahlkriterien, ein wissenschaftlicher Werdegang wäre also weiterhin möglich, sie schließen diesen für sich jedoch aus. Dennoch habe ich mich dazu entschlossen, diese Einzelfälle mit in die Typen aufzunehmen. An ihnen kann verdeutlicht werden, dass die verschiedenen Karriereoptionen im akademischen Maschinenbau – auch wenn es den Ausstieg aus dem wissenschaftlichen Werdegang bedeutet – bei gleicher Wahrnehmung biographischer Unsicherheit zu sehr unterschiedlichen Werdegängen führen können.

Eine letzte Anmerkung vor der Typencharakterisierung bezieht sich auf geschlechterdifferente Wahrnehmungen. Im Zuge der Darstellungen werde ich darauf verzichten, bei jedem Typus explizit auf diesen Aspekt einzugehen. Sollten geschlechtsspezifische Differenzen aufgefallen sein, so habe ich diese in die Erläuterungen mit aufgenommen. Sollte ich keine Unterschiede festgestellt haben, auch wenn beide Geschlechter in einem Typ vertreten sind, so wird dies nicht besonders aufgegriffen. Die Perspektive der Geschlechterdifferenz steht nicht im Zentrum dieser Arbeit, so dass ich davon absehe, auch eine ausbleibende Differenz ausführlich zu thematisieren.

5.1 Keine Wahrnehmung biographischer Unsicherheit – die Manager in der Industrie

Bereits der Name dieses Typus verrät, dass jene Interviewten im Sample, bei denen sich anhand des Materials keine Wahrnehmung biographischer Unsicherheit feststellen lässt, ausschließlich in der Industrie und dort ausnahmslos in entfristeten Beschäftigungsver-

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

hältnissen tätig sind. Inwieweit dieser Umstand zur Wahrnehmung biographischer Sicherheit und nicht zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit beiträgt, wird die Analyse entlang der Kategorien zeigen. Diesem Typen lassen sich die Interviewten Bianca Christ, Nils Frei und Kai Nickel zuordnen. Auf Grund der hohen inhaltlichen Dichte des Interviews wurde Bianca Christ als Referenzfall ausgewählt. Neben der inhaltlichen Dichte sprach für die Auswahl von Frau Christ ebenfalls, dass sie in den Ausprägungen der untersuchten Kategorien oftmals genau zwischen den beiden anderen Einzelfällen liegt. Sie repräsentiert somit als realer Fall am ehesten den Typus (vgl. Kelle/Kluge 2010).

5.1.1 Kurzportrait Bianca Christ

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Frau Christ 32 Jahre alt, verheiratet und erwartet ihr erstes Kind. Frau Christ ist in einem Großkonzern beschäftigt. Dort hat sie eine Stelle mit Führungsaufgaben inne.

Bianca Christ hat nach der Schule zunächst für zwei Semester Physik studiert. Dies tat sie aus zwei Gründen: Erstens war das Physikstudium die direkte Übersetzung ihres Schulfachinteresses in Mathematik und Physik, und zweitens wollte sie *„wie vielleicht auch junge Menschen so sind ((lacht)), natürlich nicht das studieren was [der] Vater studiert hat“* (Christ A:11⁵⁵). Der Vater von Frau Christ ist Maschinenbauingenieur. Neben dem Schulfachinteresse schildert sie den Ursprung ihres Technikinteresses maßgeblich geprägt durch Erfahrungen, die der väterliche Beruf mit sich brachte. Die Mutter war vor der Geburt der Kinder Drogisten. Diesen Beruf hat sie mit der Familiengründung aufgegeben und sich gänzlich der Familienarbeit gewidmet. Frau Christ hat einen Bruder. Über diesen erfahren wir nichts.

Ihren Ehemann kennt sie bereits seit der Schulzeit. Dieser hat nach dem Abitur und dem Wehrdienst begonnen Maschinenbau zu studieren. Hierdurch hatte Frau Christ Einblicke in die Inhalte des Studiums. Sie stellte fest, dass sie diese Inhalte weitaus mehr interessierten, als das Physikstudium, und wechselte schließlich zum Maschinenbau. Nach dem Studium wollte Frau Christ in die Industrie. Auf Grund einer Wirtschaftskrise war es zu diesem Zeitpunkt schwierig, direkt eine Stelle zu bekommen. Deshalb hat sie zunächst für drei Monate eine Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft an der Universität

⁵⁵ Die Zitationsnachweise erfolgen bedingt durch MAXQDA absatz- und nicht zeilenweise.

angenommen, an der sie auch studiert hat. Ein Promotionsangebot am selben Institut bestand bereits. Sie wollte jedoch von der Position als Hilfskraft lieber eine Stelle in der Industrie finden, als direkt das Promotionsangebot anzunehmen. Das hat gut funktioniert, nach drei Monaten bekam sie eine einjährige Traineeestelle in dem Unternehmen, in dem sie nach diesem ersten Jahr entfristet übernommen wurde und heute noch beschäftigt ist. Innerhalb des Unternehmens ist sie unterdes aufgestiegen. Ihre Promotion bearbeitete sie im Rahmen eines BMBF-Projektes berufsbegleitend im Anschluss an die Traineeestelle. Ihr Ehemann hat nach dem Studium ebenfalls promoviert – allerdings auf einer wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle an einer Universität. Auch nach der Promotion ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter an einer Universität und baut parallel dazu eine Firma auf⁵⁶.

5.1.2 Sequenzmuster

Nach der beschriebenen Sequenzmusteranalyse entspricht der Werdegang von Frau Christ dem *Fortsetzungsstatus* mit einer transitorischen Phase an der Universität vor dem Wechsel in die Industrie. Auch der Werdegang von Herrn Frei entspricht diesem Sequenzmuster. Er hat direkt nach dem Studium begonnen in dem Unternehmen zu arbeiten, in dem er auch zum Zeitpunkt des Interviews tätig ist. Wie Frau Christ hat er seine Promotion berufsbegleitend absolviert – er war nie an einer Universität oder einer außeruniversitären Forschungseinrichtung beschäftigt.

Herr Nickel⁵⁷ hingegen entspricht mit seinem Werdegang dem Sequenzmuster des *Zwischenstatus*, da er für die Promotion aus der Industrie an eine Universität zurückkehrte und danach wieder in die Industrie wechselte.

Trotz der geringen Fallzahlen zeigt sich eine Tendenz, dass die Interviewten, die keine biographische Unsicherheit wahrnehmen, nach dem Studienabschluss die Universität verlassen, oftmals auch extern promoviert haben. Inwiefern dies einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hat, werden die Ausführungen zu den Analysekatégorien zeigen.

⁵⁶ Der Ehemann von Frau Christ befindet sich nicht im Sample.

⁵⁷ Herr Nickel hat nach dem Maschinenbaustudium zunächst in einem ausländischen Unternehmen gearbeitet. Aus privaten Gründen wollte er jedoch wieder zurückkehren. Zufällig ergab sich zu diesem Zeitpunkt das Promotionsangebot seiner Heimatuniversität. Nach sechsjähriger Promotionsphase verließ er die Universität wieder in die Industrie. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er Teilhaber eines Ingenieurbüros. Herr Nickel ist verheiratet.

5.1.3 Typencharakterisierung entlang der Analysekatgorien

5.1.3.1 Biographischer Gesamtzusammenhang

Der Werdegang von Frau Christ ist nicht zufällig. Sie schildert ihren Werdegang als Ergebnis aktiver Entscheidungen in Bezug auf Studienfach- und Berufswahl. Bereits die Ausführungen zur Studienfachwahl im Kurzportrait von Frau Christ machen deutlich, dass sie Entscheidungen und Weichenstellungen im Leben mit Bedacht und an eigenen Interessen orientiert vornimmt. Besonders klar wird dies bei ihrem Entschluss, nach dem Studium in die Industrie gehen zu wollen. Sie hatte bereits das Angebot einer wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle an der Universität, an der sie und ihr Mann studiert haben. Sie aber hält, trotz Wirtschaftskrise und zunächst schwieriger Stellensituation, an ihrem Plan fest:

„Dieser Weg stand mir dann nicht so direkt offen, daher habe ich dann erst mal als wissenschaftliche Hilfskraft an einem Lehrstuhl angefangen, [...] um mir klar zu werden, möchte ich das jetzt, unterschreibe ich hier den Vertrag [...] als wissenschaftliche Mitarbeiterin, oder finde ich noch was. Habe mir dann, ich glaube, drei Monate Zeit genommen [...] und habe dann von, ja, Januar bis März, ja, Stellen durchsucht und habe am Ende, also es war alles nichts, was mich irgendwie gelockt hätte, und dann kam eine Stelle von (Unternehmen)“ (Christ, A.:17).

Es wird deutlich, dass ein akademischer Werdegang für sie nur eine Ausweichstrategie gewesen wäre, weshalb, das wird an anderer Stelle besprochen (vgl. Kapitel 5.1.3.4). Ausschlaggebend an diesem Punkt ist, dass sie, soweit möglich, Pläne fasst und diese versucht umzusetzen. Dabei handelt es sich nicht um nachträgliche Sinndeutungen von Gelegenheiten. Sehr gezielt und ausgesucht scheint sie bestimmte Vorhaben (hier der Übergang in die Industrie) zu verfolgen. Gleichzeitig verbindet sie diese Pläne jedoch nicht mit expliziten Karriereschritten, sondern orientiert sie an ihren Interessen.

„Deswegen ist Karriere für mich immer so ein bisschen schwierig. [...] Ich mache einfach das [...] oder ich versuche mir Aufgaben zu nehmen und versuche das bestmöglichst zu machen und erwarte dann natürlich auch, dass man mir da Respekt für zollt“ (Christ, A.:49).

Herr Frei schildert den Verlauf seines Werdegangs ähnlich an Interessen und auch an aktiven Entscheidungen orientiert. Er habe schon als Kind starkes technisches Interesse gehabt (Berührungen kamen über den landwirtschaftlichen Betrieb der Eltern). In der Schule führte er dieses Interesse über die Lieblingsfächer Physik und Mathematik fort (vgl. Frei, A.:15). Ähnlich wie bei Frau Christ stand mit der Studienfachwahl nicht direkt

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Maschinenbau als Fach im Fokus. Wichtiger war es, ein Fach zu finden, in dem er seine Interessen vertreten sah.

„Also das ist jetzt nicht so gewesen, dass ich mir nach dem Abitur dann da drüber Gedanken gemacht habe, was mache ich jetzt und dann: Huch, da gibt es ja den Maschinenbau, sondern das Thema Technik war schon viel früher und ich habe mich danach dann entschieden, sage ich mal, Elektrotechnik, Maschinenbau oder halt irgendwas anderes Technisches“ (ebd.).

Auch Herr Nickel berichtet von sehr ähnlichen Gründen, die ihn zum Maschinenbaustudium gebracht haben. Er legt ebenfalls Wert darauf, in seinen Erzählungen festzuhalten, dass es stets das inhaltliche Interesse war, das ihn zum Studium des Maschinenbaus gebracht habe.

„Also insgesamt [lag das Interesse] bei Fahrzeugen, Verkehr ähm... in diesem Bereich. Und das fand ich recht faszinierend, recht spannend und ein gewisses Interesse war vorher auch schon da, ähm oder eine gewisse Prägung durch äh für die Eisenbahn und das hat mich dann dazu bewogen in diesem Bereich weiter zu schauen“ (Nickel, A.:14).

Diese starke Ausrichtung an eigenen Interessen verweist im Hinblick auf den *biographischen Gesamtzusammenhang* auf eine aktive Gestaltung des eigenen Werdegangs.

Allen drei Interviewpartnern ist neben der Ausrichtung an eigenen Interessen und Neigungen auch gemein, dass sie eine Mischung aus aktiven Entscheidungen und dem Ergreifen von Gelegenheiten und Zufällen für ihren Werdegang als ursächlich sehen. Die Biographie von Frau Christ zeigt, dass sie eine Art Masterplan hat – eine Idee, oder einen Wunsch, wo es insgesamt hingehen sollte. War es notwendig Entscheidungen zu treffen, um nicht von diesem Plan abzuweichen, so hat sie dies sehr aktiv getan (Studienfachwahl, Entscheidung in die Industrie zu gehen). Innerhalb gewisser Bahnen ließ sie auch durchaus zu, dass Gelegenheiten den nächsten Schritt bestimmten, sofern diese den geduteten roten Faden ihres Werdegangs nicht gänzlich gefährdeten. Besonders deutlich wird dies an einer Stelle, an der sie ihren bisherigen Werdegang resümiert und bewertet.

„Meinen bisherigen Werdegang habe ich damals gar nicht so als Weg für mich gesehen. Mich hatte aber immer beruhigt, dass mein Vater immer gesagt hat: ‚das, was du nachher machst, das lernst du sowieso erst im Job. Du nimmst hier nur Basis auf im Studium und das kommt dann nachher.‘ Und so hat es sich eben auch ergeben“ (Christ, A.:45).

An dieser Stelle wird deutlich, dass kein strategisches Interesse an dem Maschinenbaustudium bestand. Sie ist ihren Interessen und Wünschen gefolgt, alles Weitere hat sich *„ergeben“*. Gelegenheiten werden hier nicht nachträglich sinndeutend als Pläne re-

konstruiert, sondern als das wahrgenommen was sie waren – Zufälle und Chancen. Dieses Muster lässt sich auch bei Herrn Nickel und Herrn Frei erkennen. Beide erzählen, dass ihr Weg davon bestimmt war, dass sich ihnen Gelegenheiten geboten haben, die es ihnen ermöglichten, ihren Interessen und Wünschen zu folgen. So schildert Herr Frei, dass es Zufall gewesen sei, dass er speziell das Fach Maschinenbau als Studienfach für sich entdeckt habe. Er sei vor allem wegen einer Bekanntschaft darauf gestoßen (vgl. Frei, A.:69). Herr Nickel erzählt ebenfalls, dass er zu entscheidenden Weichenstellungen in seinem Werdegang oftmals durch Bekannte geführt wurde (vgl. Nickel, A.:14). Sinnvoll resümiert er hierzu:

„Und so hat sich das ergeben. [...] Aber ich glaube das ist häufig so, dass man im Leben Zufälle findet, die prägend sind, die einen in die richtige Richtung oder vielleicht in die vermeintlich richtige Richtung bringen. Ich weiß ja nicht, wie es anders gelaufen wäre, [...] mit anderen Bekannten oder so. Aber ich glaube das könnte ich für mein Leben zumindest bestätigen, ja“ (Nickel, A.:16).

Herr Nickel beweist hier einen sehr reflektierten Blick auf den eigenen Werdegang, der auch für Frau Christ und Herrn Frei die individuell gängige Perspektive auf die eigene Biographie zu sein scheint: den eigenen Werdegang an Interessen und Wünschen auszurichten, dabei aber nicht zu verkennen, dass auch Zufälle, Chancen und Gelegenheiten Einfluss auf persönliche biographische Weichenstellungen und Ereignisse haben können. An dieser Stelle muss sicherlich auf die biographische Illusion (Bourdieu 1998) eingegangen werden. Entgegen Bourdieus Konzept scheinen die Interviewten dieses Typus jedoch nicht Zufälle und Gelegenheiten nachträglich zu Plänen und Zwecken umzudeuten, sondern diese sehr reflektiert als Möglichkeit in die eigene Biographie zu integrieren. Gemein ist den Vertretern dieses Typus, dass sie bis jetzt die biographische Erfahrung gesammelt haben, dass sich ihr Werdegang trotz der Zufälle und Gelegenheiten im Rahmen ihrer Wünsche entwickeln kann. Sie hatten bis jetzt nicht die Situation des Scheiterns oder der Unsicherheit – keinen Grund für biographische Unsicherheit im Hinblick auf den *biographischen Gesamtzusammenhang* insgesamt. Dass die Unberechenbarkeit der Zufälle keinen Grund zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auslöst, liegt vermutlich an den *Basissicherheiten*, die für diesen Typus herausgearbeitet werden konnten.

5.1.3.2 Basissicherheit

Frau Christ ist sich ihrer eigenen Kompetenzen, ihres Leistungswillens und der Qualität ihrer Ausbildung bewusst. Hieraus zieht sie viel Sicherheit, zunächst im Hinblick auf die jetzige Stelle. Sie weiß, dass sie durch ihre Kompetenzen ein sicheres Standing innerhalb des Unternehmens hat. Dies verschafft ihr vor allem Gewissheit in Bezug auf ihre bevorstehende Elternzeit, da sie sich sicher sein kann, auf Grund ihres Erfahrungswissens auch nach der Auszeit an ihre jetzige Stelle zurückkehren zu können. In diesem Zusammenhang verlässt sie sich auch auf die Entfristung ihres Beschäftigungsverhältnisses. Über ihre Kompetenzen und ihr Ansehen in der Firma bezieht sie jedoch die Sicherheit, nicht nur an irgendeine Stelle im Unternehmen zurückkehren zu können, sondern genau auf jene Führungsposition, die sie für die Elternzeit verlässt. Die Entfristung stellt somit eine formale, ihre Kompetenzen eine informelle Sicherheit dar. Ihr persönlicher Fokus liegt auf ihrem eigenen Wissen und ihrem Können. Die entfristete Stelle wird in den Erzählungen nur am Rande erwähnt, entscheidend sind die eigenen Kompetenzen und die Möglichkeit diese anzubringen. Sie schildert, dass sie der Firma durch ihren bisherigen Werdegang bereits gezeigt habe, was sie kann (vgl. Christ, A.:67), und dass sie sich durch ihre Kompetenzen *„so dort installiert [habe], dass man auch nicht auf [sie] verzichten möchte“* (Christ, A.:69). An dieser Stelle kann man bei der Analyse des empirischen Materials einen Umgang mit Basissicherheit feststellen, der biographische Sicherheit verstärkt und bei weiteren Typen (vgl. die Typen *Forschende in der Industrie* und *die wissenschaftlichen Koordinatoren*) festgestellt werden konnte. Frau Christ erzählt, dass sie das Angebot eines früheren Karriereschrittes nicht angenommen habe, da sie dort ihre Kompetenzen nicht hätte voll ausschöpfen können.

„Und dann habe ich mich eher dafür entschieden, meinen Job, den ich gerne mache, den ich gut kann, weiter zu machen. [...] eigentlich habe ich immer daran geglaubt, wenn ich den weiter gut mache und hier meine Aufgabe gut erfülle, das hat mich immer weitergebracht, dann wird es auch hier weitergehen und so war es dann auch“ (Christ, A.:49).

Sie hat die biographische Erfahrung gemacht, dass sie durch gute Leistungen vorankommt und auch geschützt ist. Um diese Sicherheit – die *Basissicherheit* auf die eigene Kompetenz vertrauen zu können – nicht zu verlieren, werden bestimmte Karriereschritte bewusst ausgelassen oder umgangen. Frau Christ verzichtet so auf die Übernahme eines anderen Arbeitsbereiches, was zu mehr Einfluss und besserer Bezahlung geführt hätte. Eine erste Vermutung, dass es sich dabei um ein geschlechtsspezifisches Handlungs-

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

muster von Frauen handelt, wurde bei der Analyse des weiteren empirischen Materials nicht bestätigt. Die Ausführungen zu den Typen *Forschende in der Industrie* und *wissenschaftliche Koordinatoren* werden zeigen, dass auch Männer Unsicherheit durch die Wahrung dieser speziellen *Basissicherheit* umgehen. Da es mir bei der Typenbildung um die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit geht und nicht um Handlungsstrategien der Wahrung von *Basissicherheiten*, sind diese Fälle jeweils anderen Typen zugeordnet. Dies schließt jedoch nicht aus, dass die beschriebene Strategie Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit nimmt. Hier scheint es sich um eine Strategie zu handeln, die über die Typen⁵⁸ hinweg zur Anwendung kommt, aber auch innerhalb der Typen nicht bei allen Einzelfällen vorzufinden ist.

In den Interviews von Herrn Nickel und Herrn Frei konnte dieser Umgang mit der Basissicherheit, auf das eigene Können zu vertrauen, nicht festgestellt werden. Sehr wohl berufen sie sich in Passagen der Interviews, in denen es um die berufliche Sicherheit geht, auf die eigenen Kompetenzen. So scheint es auch für sie eine wichtige *Basissicherheit* zu sein, das erlernte Wissen gut anbringen zu können. Dabei schwingt immer mit, dass damit auch gemeint ist, dass die Ausbildung zum Maschinenbauingenieur durch eine gute Arbeitsmarktlage in Industrie und Wirtschaft Sicherheit mit sich bringt, da sie eine Vielzahl von Beschäftigungsmöglichkeiten zulässt. Ein Punkt, den auch Frau Christ anbringt. Solange man nur auf sein Expertenwissen zurückgreifen könne, werde man auch immer eine Beschäftigung finden. Herr Nickel fasst es mit den Worten zusammen: „[...] *das Wissen bleibt ja*“ (Nickel, A.:77) und auch Herr Frei stellt es sehr ähnlich dar.

„*Maschinenbau an und für sich ist eine gute Basis, weil dann, egal wo ich dann später mich betätige, sei es jetzt im Vertrieb, sei es im Einkauf oder wo auch immer, sage ich mit einem Maschinenbaustudium oder da eine ordentliche Grundausbildung, da schwätzt dir halt keiner irgendwas Blödes an, ja*“ (Frei, A.:33).

Insgesamt lässt sich für diesen Typen festhalten, dass die Ausbildung und die Arbeitsmarktlage für Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer in der Industrie und Wirtschaft als starke Basissicherheiten wirken. Die Wissenschaft als Arbeitsmarkt hingegen wird in diesem Zusammenhang in den Erzählungen der Interviewten nicht erwähnt. Erstaunlich ist ebenso, dass die Form des Beschäftigungsverhältnisses – alle Personen dieses Typus sind entfristet beschäftigt – in den Erzählungen keine große Relevanz hinsichtlich einer

⁵⁸ Diese Art des Umgangs mit der Basissicherheit der eigenen Kompetenz konnte bei drei Typen herausgearbeitet werden: *Manager in der Industrie*, *Forschende in der Industrie* und *wissenschaftliche Koordinatoren*.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Basissicherheit besitzen. Im Gegenteil, alle machen sogar darauf aufmerksam, dass auch eine unbefristete Anstellung nicht vor Kündigung schützt. Hier scheint es sich allerdings eher um eine Erzählung zu handeln, als dass die Interviewpartnerin und die Interviewpartner tatsächlich die Option einer Kündigung als Gefahr wahrnehmen. Dies lässt sich anhand der nächsten Analysekategorie erschließen. Hinzu kommt, dass biographische Sicherheit offenbar über den materiellen Aspekt hinaus wahrgenommen wird. Es wäre verkürzt, die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit lediglich an den Beschäftigungsbedingungen ablesen zu wollen. Einen ersten Hinweis darauf, dass hierzu ebenso die Sinndeutungen der Interviewten relevant sind, liefert der Fokus dieser auf die Basissicherheit, die eigene Kompetenzen anbringen zu können. Sie sind sich ihres Könnens bewusst, und genau jenes Können ist es auch, was von ihnen verlangt wird. Hierbei handelt es sich um Ingenieur- und Führungsaufgaben innerhalb der Betriebe in denen sie arbeiten. Die weiteren Ausführungen werden noch verdeutlichen, dass jene Passung zwischen der eigenen Sinndeutung und den institutionellen Erwartungen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hat.

5.1.3.3 Konstruktion von Zukunft

Frau Christ sieht ihre Zukunft mittelfristig als geschlossen, im Sinne von eindeutig. Damit ist gemeint, dass sie fest über die nächsten Jahre mit Karriereschritten innerhalb des Betriebes plant, in dem sie zum Zeitpunkt des Interviews beschäftigt ist. Sie vertraut darauf, dass sie auf Grund ihres Ansehens in der Firma (vgl. *Basissicherheit*) problemlos nach der Elternzeit wieder einsteigen und ihre Karriere fortführen kann. Ausführlich beschreibt sie, wie sie vor allem operativ ihre Abteilung in den nächsten Jahren weiter entwickeln möchte (vgl. Christ, A.:55). Hier macht sich wieder bemerkbar, was bereits unter der Kategorie *biographischer Gesamtzusammenhang* beschrieben wurde. Sie hat einen roten Faden, entlang dessen sie ihren Werdegang verfolgt. Langfristig will sie eine Professur nicht ausschließen – wüsste zum jetzigen Zeitpunkt jedoch auch gar nicht, wie sie „*diese Karriere starten würde*“ (Christ, A.:63). Daran zeigt sich, dass sie sich bis jetzt noch keine weiteren Gedanken um diese Option gemacht hat. Die Professur scheint als *Kann-Option* ohne Druck wahrgenommen zu werden. Auf diesen Punkt werde ich in der nächsten Analysekategorie, *biographisches Handeln*, noch genauer eingehen.

Herr Frei und Herr Nickel weisen in dieser Kategorie verschiedene Varianten der Zukunftskonstruktionen auf. Herr Frei konstruiert seine Zukunft als sehr geschlossen, er

sieht sich auch langfristig ausschließlich in dem Betrieb, in dem er zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet und schließt eine Professur für sich sogar aus. Dies jedoch nicht, weil er nicht die Möglichkeiten dazu sieht, sondern weil er es nicht als individuelle Option wahrnimmt. Herr Nickel schildert, dass er seine Zukunft mit Absicht offener hält, als es müsste. Hiermit meine ich, dass er sich verschiedenen Optionen noch offenhält, obwohl er sie seinen Deutungen nach auch schon hätte abschließen können. Seinen Erzählungen zufolge hätte er sich bereits auf verschiedene Professuren bewerben können. Er scheint sich auch sehr sicher gewesen zu sein, dass er zumindest eine davon bekommen hätte, denn er berichtet, dass er absichtlich keine Bewerbung eingereicht habe, da er darin „dann durchaus die äh letzte Station sah“ (Nickel, A.:63). Ebenso wie bei Frau Christ kommt an dieser Stelle wieder zum Tragen, was bereits unter der Kategorie *biographischer Gesamtzusammenhang* besprochen wurde. Es gibt eine Vorstellung vom eigenen Werdegang, der an eigenen Interessen ausgerichtet ist, sich aber auch durch Zufälle ergeben kann, sofern die eigenen Interessen und Wünsche dabei weiterhin verfolgt werden können.

„Was die Zukunft bringt..., ich kann mir das durchaus vorstellen das irgendwann noch mal zu machen. [...] Wenn es einem über den Weg läuft und das angeboten wird und auch noch passt [...] mit den Randbedingungen“ (Nickel, A.:63).

Die Ergebnisse zu dieser Kategorie machen deutlich, dass alle Interviewten dieses Typus die Professur als eine Option für sich ansehen, die verwirklicht werden *kann*, aber nicht *muss*. Sie stehen in ihrem beruflichen Umfeld in einem Kontext, in dem der Schritt auf die Professur bzw. der Wille zum Erreichen dieser nicht von ihnen erwartet wird. Institutionell werden Managementaufgaben an sie herangetragen. Dies deckt sich mit den Selbstwahrnehmungen der Interviewten. Besonders für Frau Christ wurde deutlich, dass sie sich als Führungsperson, als Managerin in der Industrie sieht. Dies wird durch die nächste Analysekategorie nochmals verstärkt. Entscheidend ist, dass so institutionelle Erwartungen und die Sinndeutung der eigenen Zukunft übereinstimmen. Hierdurch wird keine biographische Unsicherheit wahrgenommen, da die eigene Zukunft, neben der materiellen Ebene über die Beschäftigungsbedingungen, auch auf der sinndeutenden Ebene der Interviewten sicher erscheint. Die Professur als *Kann-Option* ist einzig davon abhängig, ob sie den eigenen Wünschen entspricht. Wenn nicht, so wird dadurch aber die eigene biographische Sinndeutung auch nicht gefährdet. So schließt Herr Frei sie für sich als individuelle Option aus, Herr Nickel und Frau Christ können sie sich mit sehr unterschiedlichem Kenntnisstand prinzipiell vorstellen.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Hinsichtlich der *Konstruktion von Zukunft* des ersten Typus kann kein einheitliches Bild nachgezeichnet werden. Es variiert in den Einzelfällen von sehr geschlossen bis prinzipiell offen. Gemein ist den Interviewten hier jedoch, dass, egal welche Ausprägung vertreten ist, diese auf Freiwilligkeit beruht. Weder die für je sich gesehene Geschlossenheit, noch die prinzipielle Offenheit der Zukunft ist Ergebnis unumgänglicher äußerer Verhältnisse. Die Ausführungen zum Typ *Postdocs im Maschinenbau* werden zeigen, dass dies in Bezug auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit einen Unterschied machen kann.

5.1.3.4 Biographisches Handeln

Das biographische Handeln dieses Typus ist gekennzeichnet durch einen starken Bezug zur Industriekarriere und damit verbunden auch zum dortigen Normalarbeitsverhältnis und einem Normallebenslauf insgesamt. Beim hier vorgestellten Referenzfall von Frau Christ stellt sich dies so dar, dass sie in ihren Erzählungen fast ausschließlich Anschlüsse zur Industrie oder auch zu einem Lebenslauf, der ein Normalarbeitsverhältnis voraussetzt, herstellt, ohne dabei auch auf Normalitäten in der Wissenschaft einzugehen. Sie geht weder auf die prekären Beschäftigungsverhältnisse an Universitäten, noch auf Normalitäten in Bezug auf die wissenschaftliche Praxis ein. Insgesamt – und dies ist maßgebend für diesen Typus – wird die Wissenschaft als Ort des weiteren Werdegangs zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, Normalitäten in dieser haben in den Erzählungen der Interviewten jedoch keine sonderliche Relevanz. Hierin zeichnet sich ab, was bereits in der Kategorie *Konstruktion von Zukunft* angesprochen wurde. Die Interviewten sehen sich selber nicht als Wissenschaftler. Gemäß ihrer Sicht forschen sie nicht grundlagenorientiert – sie führen und koordinieren. Sie nehmen sich als Manager in der Industrie wahr. Die nachstehenden Ausführungen werden dies weiter verdeutlichen.

Frau Christ hatte während und nach ihrem Studium einen Hiwi-Job. Darüber bekam sie Einblicke in die Arbeit an einer Universität. Ihre Promotion fertigte sie innerhalb eines BMBF-Projektes berufsbegleitend an. Sie bemühte sich jedoch, zu allen Teamsitzungen und sonstigen sozialen Zusammenkünften, beispielsweise zu Weihnachtsfeiern, am kooperierenden Institut anwesend zu sein. In ihrer jetzigen Position ist sie damit betraut, Diplom- und Doktorarbeiten innerhalb des Betriebes zu begleiten, so dass sie auch heute noch Kontakte zu Universitäten pflegt. Ihre Verbindungen zur Universität sind jedoch mit der Zeit immer weniger an Forschung orientiert gewesen, als an einem praxisbezo-

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

genen Interesse. Sie selber fasst diese Entwicklung damit zusammen, dass sie „zu der Zeit [gemeint ist die Studienzeit] sehr grundlagenforscherisch“ gewesen sei, „so arbeite [sie] heute gar nicht mehr“ (Christ, A.:15). Es scheint, als habe sie während ihrer Betriebszugehörigkeit mehr Interesse am operativen, praxisorientierten Geschäft erlangt und sich immer weiter von einem wissenschaftlichen Technikinteresse entfernt. Ihr Studienfachinteresse war noch sehr theoretisch begründet.

„Ich habe nicht Maschinenbau studiert aus dem Grund heraus, dass ich gerne an Sachen schraube oder irgendwie bastle, das gar nicht, sondern eher aus diesen logischen Zusammenhängen“ (Christ, A.:45)⁵⁹.

Auf die Frage, weshalb sie das innerbetriebliche Promotionsangebot ein Jahr, nachdem sie die Universität verlassen hatte, angenommen habe, antwortet sie zwar noch, dass sie „wieder ein bisschen akademisch arbeiten“ wollte, um sich „Dinge nochmal ganzheitlich anzuschauen und so ein Thema noch mal von Grund auf erarbeiten zu können“ (Christ, A.:31), insgesamt ging es ihr aber auch dabei nicht um den reinen Erkenntnisgewinn, sondern um den Praxisbezug – „da auch was zu optimieren, was zu verbessern“ (ebd.). Mittlerweile stellt sie fest, dass sie im Unternehmen immer mehr in „strategische Themen rutscht“ und danach auch „in einem gewissen Maße strebt“ (Christ, A.:55).

Dieser praxisorientierte Bezug zum Maschinenbau lässt sich auch in ihren Beschreibungen zu akademischen Karrieren ablesen. Sie reproduziert in ihren Erzählungen beide möglichen Wege (außeruniversitärer Weg (Weg eins) und rein akademischer Weg (Weg zwei) (vgl. Graphik 1). Insgesamt macht sie jedoch deutlich, dass der für sie übliche Werdegang *Weg eins* ist, der sich dadurch auszeichnet, dass auf eine Beschäftigung in der Wissenschaft die Anstellung und der Aufstieg in einem industriellen Beschäftigungsverhältnis folgt, bevor von einer Führungsposition dort der Ruf auf eine Professur und somit zurück an eine Universität folgt. Zu diesem Weg gehört für sie ganz selbstverständlich die Industrieerfahrung, Projektmanagement und Strategieentwicklung (vgl. Christ, A.:61). Dies sind alles Qualifikationen und Kompetenzen, über die auch sie verfügt, wodurch verdeutlicht wird, weshalb die Professur für sie eine mögliche Option darstellt. Auch hier wird also wieder erkenntlich, dass biographische Sicherheit dadurch wahrgenommen wird, dass angenommene institutionelle Anforderungen mit den eigenen Kompetenzen übereinstimmen. Frau Christ zeichnet in ihren Schilderungen ein Bild des akademischen Maschinenbauers als spezialisierten Experten mit Praxisbezug nach (vgl.

⁵⁹ Damit entspricht sie einem geschlechtsspezifischen Technikinteresse (vgl. Barlösius/ Fisser 2017).

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Mai 1989). Diesem Bild, so haben die Ausführungen gezeigt, scheint auch sie sich am nächsten zu sehen. Die Forschung und die Scientific Community haben in ihren Ausführungen kaum Relevanz, in Weg eins (außeruniversitärer Weg) deutet sie den üblichen Weg einer wissenschaftlichen Karriere im Maschinenbau. Es scheint, als habe sie sich mit zunehmender Betriebszugehörigkeit mehr und mehr aus der Wissenschaft zurückgezogen, und somit rücken auch die Bezüge zu dieser zusehends in den Hintergrund.

Auf Normalitäten innerhalb der Wissenschaft, die die äußeren Verhältnisse betreffen, geht sie nicht ein. Sie erwähnt nicht wie andere Maschinenbauer auf entfristeten Stellen in der Industrie (vgl. *Forschende in der Industrie*), dass ihr die prekären Beschäftigungsverhältnisse an Universitäten durchaus bewusst sind – in ihren Erzählungen spielen sie einfach keine Rolle. Dies kann, wie unter 5.1.2 angemerkt, mit der Industriepromotion zusammenhängen. Sie hat die biographische Erfahrung der prekären Beschäftigungsverhältnisse an Universitäten nicht gemacht.

Ebenso geht sie nicht auf *Normalitäten der Wissenschaft* ein, die die wissenschaftliche Praxis betreffen. Auch hier ist die Vermutung, dass durch ihr Beschäftigungsverhältnis und ihre externe Promotion wenige Verbindungen und Erfahrungen damit bestehen. An einer einzigen Stelle nutzt sie den Bezug zu *Normalitäten in der Wissenschaft* als kontrastierendes Negativbeispiel. Sie sieht in ihrer Industriepromotion einen klaren Vorteil zur Promotion als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Neben dem reinen Titel erwerbe man bei einer Industriepromotion noch Berufserfahrung. Der Einstieg in die Industrie kann sich in ihren Augen nach einer rein universitären Promotion als schwierig darstellen.

„Weil, also dieser Berufseinstieg nach dem Doktor und das habe ich ja auch bei anderen Freundinnen gesehen, die halt erst promoviert haben, war dann schon schwierig, weil eigentlich kamen die alle von der Uni und hatten so selbst, wenn man mit ihnen einzeln gesprochen hatte, so von sich aus das Gefühl eigentlich kann ich gar nichts, ich weiß nicht ganz genau, wie eine Firma funktioniert, werde jetzt aber schon in einer Hierarchie eingesetzt, wo ich schon führen muss vielleicht“ (Christ, A.:51).

Anhand ihres Vergleiches der beiden Promotionsformen kann man erkennen, dass die außerwissenschaftliche Beschäftigung nach der Promotion für sie obligatorisch scheint – ein weiterer Hinweis darauf also, dass für sie das Hauptaugenmerk auf der Industriekarriere liegt, die Wissenschaft und auch die Selbstwahrnehmung als Forscherin für ihre Sinndeutungen keine Relevanz besitzt. Das Hauptaugenmerk auf der Industriekarriere ist dahingehend von Bedeutung, da bei den interviewten promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern die Industriekarriere oftmals als Referenzfolie dafür

dient, wie sie Normalität im Hinblick auf Werdegänge deuten. Die Industriekarriere mit den dortigen Normalarbeitsverhältnissen stellt somit einen wichtigen Aspekt ihrer Anknüpfung zum Normallebenslauf dar.

Herr Frei und Herr Nickel weisen in ihren Erzählungen ganz ähnliche Inhalte auf. Auch sie beziehen sich kaum auf die Wissenschaft und sehen Universitäten als Orte der Ausbildung von Nachwuchs, nicht als Orte der Grundlagenforschung. Ebenso war für sie der Verbleib an einer Universität keine Option. So berichtet Herr Nickel z.B. davon, dass er nach sechs Jahren aus dem Institut, an dem er als wissenschaftlicher Mitarbeiter angestellt war, ausschied, „*ganz normal [...], weil sich der Vertrag nicht verlängern lies*“ (Nickel, A.:28). Dabei verweist er nicht darauf, dass diese Situation für ihn mit Unsicherheiten verbunden war. Für ihn stand fest, dass er nach der Promotion zurück in die Industrie gehen wollte, und dass man an Universitäten nur sechs Jahre bis zur Promotion angestellt sein kann. Es gibt keine Hinweise darauf, dass er es in irgendeiner Form als prekär und unsicher wahrgenommen hat. Hier sind zum einen sicherlich die Basissicherheiten bedeutend, aber auch der Umstand, dass er nicht in der Wissenschaft bleiben wollte und es so keinen Druck gab (Herr Nickel ist nicht innerhalb der sechs Jahre mit der Promotion fertig geworden). Er stellt also die befristeten Verträge in der Wissenschaft als Normalität dar, deutet daraus aber keine biographische Unsicherheit für sich. Dies liegt vermutlich daran, dass auch er sich, wie Frau Christ, nicht als Wissenschaftler wahrnimmt. Wie bereits besprochen sieht er die Professur nur als *Kann-Option*. Im Fokus stehen auch bei ihm die Führungs- und Managementaufgaben. Die damit empfundenen Anforderungen deckt er in seiner Wahrnehmung gut ab. Institutionelle Anforderungen der Wissenschaft sind für seine Sinndeutungen nicht relevant. Somit werden Befristungsregelungen innerhalb der Wissenschaft für ihn biographisch weder zur Gefahr noch zum Risiko, da er seinen eigenen Weg nicht im Kontext einer wissenschaftlichen Karriere sieht.

Ebenso verhält es sich bei Herrn Frei. Er hat einen sehr eindeutigen Bezug ausschließlich auf die Industriekarriere – auf Planungsunsicherheiten durch die äußeren Bedingungen in der Wissenschaft geht auch er nicht ein. Die einzige Unplanbarkeit, die er in der Wissenschaft sieht, besteht darin, dass es in seinen Augen weniger Zeitdruck und Abgabefristen gibt, während man in der Industrie ständig unter Druck Produkte entwickle. Er bezieht die Unplanbarkeit hier also auf Produktentwicklung, die an Universitäten weniger durchgeplant sei (vgl. Frei, A.:39). Bei diesem starken Bezug zur Industrie überrascht es nicht, dass Herr Frei bei der Frage nach einer idealen Karriere im Maschinenbau ausschließlich

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

auf Industriekarrieren und erst auf Nachfrage relativ uninformiert und holzschnittartig auf universitäre Werdegänge eingeht.

„Gut. Universitär, ich sage mal, klar, normalerweise nach dem Studium dann Promotion und dann [...] dann dort irgendwelche Gruppenleiterstellen übernehmen an der Uni oder sich dann halt ausgehend von diesen Stellen dann [bewerben auf] Professuren, FH, BA oder halt auch Uni“ (Frei, A.:37).

Dies ist sicherlich der Tatsache geschuldet, dass Herr Frei die Option einer Professur für sich selber nicht möchte und dementsprechend auch keine genaueren Kenntnisse benötigt. Herr Nickel, für den eine Professur durchaus denkbar wäre, bezieht sich wie Frau Christ überwiegend auf den praxisorientierten, der Industriekarriere nahestehenden Werdegang, auf Weg eins. Damit ist nicht gemeint, dass einer von beiden diesen Weg für sich so plant, sie sehen ihn schlicht als Möglichkeit, die ihnen prinzipiell durch ihre Ausbildung und Qualifikation auch offenstehen würde. Durch die klare Konzentration der Interviewten dieses Typus auf die Industriekarriere finden Bezüge zu Normalitäten in der Wissenschaft jedoch kaum statt. Es wird abermals deutlich, dass sie sich selber nicht als Wissenschaftler wahrnehmen und die institutionellen Anforderungen der Wissenschaft für sie nicht relevant sind. Als Referenzfolie für ihre Sinndeutungen dienen ihnen die Anforderungen einer Managerkarriere in der Industrie.

Im Gegensatz zu den kaum vorhandenen Bezügen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* stellt Frau Christ in ihren Erzählungen einige Verbindungen zum Normallebenslauf her. Dies beginnt bereits mit der Schilderung ihrer Entscheidung, nicht den rein akademischen Weg zu gehen. Sie begründet diesen Entschluss damit, eine Familie gründen zu wollen. In ihren Augen ist dies in der Wissenschaft nicht in der Form möglich, wie sie es sich wünscht. Die Wissenschaft stellt somit für sie nur eine Ausweichstrategie dar. Die Stelle an der Universität nach dem Abschluss diene lediglich dazu, die Sucharbeitslosigkeit zu überbrücken. Um ihre eigentlichen Wünsche zu verfolgen, entscheidet sie sich aktiv gegen die Wissenschaft (vgl. Ausführungen zum *biographischen Gesamtzusammenhang* dieses Typus).

„Und ich hatte mir eben überlegt, o.k., ich war Ende 20, mir war klar wir wollen noch eine Familie gründen und ich konnte mir dann nicht vorstellen diese vier Jahre plus noch mal zu promovieren und dann eben vor dieser Entscheidung zu stehen, jetzt ist man schon über 30, kriegt man jetzt erst das Kind oder macht man erst den Berufseinstieg und habe dann ganz klar gesagt, nein, ich muss hier auch raus [...]“ (Christ, A.:17).

In diesem Zitat verknüpfen sich Ansichten zur eigenen Biographie, die dem Normalarbeitsverhältnis mit der Möglichkeit einer frühen Familienphase nahestehen, mit einem indirekten Bezug zur Wissenschaft. In den üblichen Werdegängen („vier Jahre plus promovieren“ und dann erst Berufseinstieg) wissenschaftlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen sieht sie die Gefahr einer späten Mutterschaft und eines verzögerten Berufseinstiegs, bzw. die Gefahr, den Wunsch der Familiengründung aufzugeben. Interessanterweise scheinen es nicht die Stellenmodalitäten mit der damit verbundenen geringen Planungssicherheit zu sein, die sie von einer Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin abgehalten haben, sondern lediglich die Wahrnehmung der rein universitären Promotion als verlängerte Ausbildungsphase, die nicht ihrem Karrieremodell und auch nicht ihrer Lebensplanung entsprach. Wie ihr Lebenslauf zeigt, hat sie mit der Industriepromotion eine Möglichkeit gefunden, Berufseinstieg und Promotion gleichzeitig zu absolvieren. Die Promotion wurde jedoch von ihr nicht forciert, sie ergab sich im Rahmen ihrer Tätigkeit. Im Vordergrund stand der Einstieg in die Industriekarriere. Abermals kann hierin abgelesen werden, dass Frau Christ sich nicht als Wissenschaftlerin wahrnimmt und die Wissenschaft als Beruf für ihre biographischen Sinndeutungen keine Relevanz besitzt. Als Referenzfolie dient die Industriekarriere. Dieser Entschluss von Frau Christ, sich zu Gunsten der Familienplanung gegen die universitäre Promotion und somit gegen den rein akademischen Weg zu entscheiden, deutet auf ein geschlechtsspezifisches Verhaltensmuster hin. Spätere Ausführungen zum Typus *Forschende in der Industrie* werden zeigen, dass auch Herr Ittig zu Gunsten der Familie die Wissenschaft verlässt. Dies zwar zu einem späteren Zeitpunkt im Werdegang, aber prinzipiell kann somit für diese Teilgruppe des Samples keine Geschlechtsspezifität dieser Handlung festgestellt werden, auch wenn der Forschungsstand etwas anderes vermuten lässt (vgl. Beaufaÿs 2003, Kahlert 2012).

Innerhalb des Unternehmens hat Frau Christ einen Werdegang absolviert, der im Sinne eines Normallebenslaufs nicht stetiger hätte sein können. Nach der Traineeephase wurde sie entfristet in einer Abteilung eingestellt, in der sie sich bis auf eine Führungsposition hochgearbeitet hat. Hier kann man von einer klassischen Industriekarriere sprechen. Darin, dies wurde bereits erwähnt, sind die Aspekte des Normalarbeitsverhältnisses vertreten, welche im Kontrast zu den prekären Beschäftigungsverhältnissen stehen, die von der Hochschulforschung in der Wissenschaft als Normalität gesetzt werden (vgl. Wagner-Baier et al. 2011). Die Ausführungen zur Analysekategorie *Basissicherheit* haben bereits

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

verdeutlicht, dass die an sie gestellten Anforderungen im Unternehmen mit jenen Kompetenzen übereinstimmen, die sie selbst als Sicherheitsgaranten für ihre eigene Biographie wahrnimmt.

Im weiteren Verlauf des Interviews werden ihre Bezüge zum Normallebenslauf noch deutlicher. Sie verwendet Begrifflichkeiten, die auf die Verknüpfung zu einem lückenlosen Normalverlauf und auf eine Vorstellung von Normalfamilie verweisen. Im Hinblick auf die bevorstehende Elternzeit schildert sie, dass sie die Familiengründung durchaus als „*Bruch*“ wahrnehme (Christ, A.:67). Hier verweist sie auf ihr gutes Ansehen in der Firma, das als *Basissicherheit* dient und somit den vermeintlichen Bruch unbedrohlich werden lässt. Die Wahrnehmung der Familiengründung als Bruch weist jedoch darauf hin, dass sie sich an einem männlichen Normalmodell ohne Unterbrechungen zu orientieren scheint (vgl. Krüger 1995; 2009). Dass sie sehr darauf bedacht ist, einen lückenlosen Lebenslauf zu haben, wird auch daran deutlich, dass sie zur Stellensuche nach dem Studium eine Übergangsstelle an der Universität annahm, obwohl sie wusste, dass sie dort nicht lange bleiben wollte.

Bezüglich ihres Familienbildes versucht sie sich von dem elterlichen Vorbild abzugrenzen. „*Meine Mutter hatte halt den Job komplett aufgegeben und es hing immer alles an dem Job meines Vaters und an dem Verdienst meines Vaters [...]*“ (Christ, A.:71). Auf Grund dieser biographischen Erfahrung erscheint es ihr wichtig zu betonen, dass sie glücklich ist kein „*Alleinversorger*“ (ebd.) zu sein. Dennoch sieht sie in ihrem Mann für die bevorstehende Elternzeit den „*Versorger*“ (ebd.) und zeigt damit doch ein sehr traditionelles Bild einer Normalfamilie auf.

Bei Herrn Nickel und Herrn Frei lassen sich ausschließlich Bezüge zum Normalarbeitsverhältnis erkennen. Wie Frau Christ hat so beispielsweise auch Herr Frei in seinem Unternehmen einen sehr stetigen Normalverlauf mit berufsbegleitender Promotion absolviert und plant, wie bereits beschrieben, seine weitere Zukunft in eben diesem Unternehmen. Er geht vor allem auf die Planungssicherheit ein, die ihm sein jetziger Arbeitgeber bietet.

„*Ich meine es ist sicherlich auch super hier, weil es ein inhabergeführtes Unternehmen ist. Am anderen Ende sind halt solche Firmen wie Siemens, so Konzerne, wo halt überhaupt nichts planbar ist oder amerikanische Konzerne, wo es halt nur von Quartal zu Quartal geht*“ (Frei, A.:65).

Bezüge zum Normallebenslauf, die über die Verknüpfung zum Normalarbeitsverhältnis hinausgehen, sind in den Interviews von Herrn Nickel und Herrn Frei nicht zu erkennen.

5.1.3.5 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit

Dass die Vertreterin und die Vertreter dieses Typus keine biographische Unsicherheit wahrnehmen, wurde bereits durch die Typbeschreibung am Anfang dieses Teilkapitels angemerkt. Nun werde ich unter Beachtung der bereits dargestellten Ergebnisse die Zusammenhänge der einzelnen Analysekategorien in den Blick nehmen.

Allen Interviewten dieses Typs ist gemein, dass sie im Hinblick auf den *biographischen Gesamtzusammenhang* in ihren Erzählungen eine Mischung aus aktiven Entscheidungen und der Wahrnehmung von Gelegenheiten erkennen lassen. Sie teilen also die biographische Erfahrung, dass sie ihren Lebenslauf ihren Wünschen entsprechend gestalten können, obwohl sie sich von Zeit zu Zeit durch Zufälle leiten lassen. Da bisher alle Weichenstellungen ihren Wünschen entsprechend realisiert werden konnten, sahen sie sich weder mit beruflichen Brüchen noch mit Unsicherheiten konfrontiert. Biographische Unsicherheit wird im Zuge dieser biographischen Erfahrung trotz der Zufälle nicht wahrgenommen. Hier sehe ich eine Verbindung zu den *Basissicherheiten*. Diese scheinen den Werdegang trotz unplanbarer Gelegenheiten abzusichern. Dies spiegelt sich auch in den *Zukunftskonstruktionen* der drei Interviewten wieder. Trotz der sehr unterschiedlichen Einordnungen zwischen den Polen *geschlossene Zukunft* und *offene Zukunft* ist ihnen gemein, dass diese Ausprägungen auf Freiwilligkeit beruhen. Hinzu kommt, dass vor allem die offene Zukunftskonstruktion formal durch eine entfristete Stelle abgesichert ist. Die Bezüge des biographischen Handelns liegen durchweg vor allem auf der Industriekarriere und damit verbunden auf dem Normalarbeitsverhältnis eines Normallebenslaufs. Dies kann auf der einen Seite sicherlich daran liegen, dass sowohl Frau Christ als auch Herr Frei nie in einem Beschäftigungsverhältnis als wissenschaftliche Mitarbeiter an einer Universität standen, diese biographische Erfahrung nicht gemacht haben. Aber auch Herr Nickel, der diese Erfahrung gesammelt hat, sah sich nicht dadurch von biographischer Unsicherheit betroffen. Auch er stellt vor allem Verknüpfungen zur Industriekarriere her und verweist nicht darauf, dass er seine sechs Jahre an der Universität als unsicher wahrgenommen hat. Seine biographische Erzählung lässt darauf schließen, dass hier wieder die *Basissicherheit* der eigenen Kompetenz durch die Ingenieurausbildung dazu führte, dass er keine biographische Unsicherheit wahrgenommen hat.

In diesem Zusammenhang scheint jedoch vor allem entscheidend, dass sich die Interviewten nicht als Wissenschaftlerin und Wissenschaftler wahrnehmen. Auch dies wird in

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

der Analysekategorie *biographisches Handeln* deutlich. In den Ausführungen zu den Bezügen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* konnte herausgearbeitet werden, dass die Interviewten auch für die Wissenschaft die Industrie als Referenzfolie einsetzen. In ihren Augen steht nicht die Forschung, sondern Industrieerfahrung, Projektmanagement und Strategieentwicklung (vgl. Christ, A.:61) im Vordergrund. Dies sind Kompetenzen, die auch in ihren jetzigen Positionen institutionell an sie herangetragen werden. Dass sie diese Kompetenzen besitzen und anbringen können, haben die Ausführungen zu den *Basissicherheiten* gezeigt. Dadurch, dass sie die institutionellen Anforderungen auch für die Wissenschaft deuten, sehen sie sich selber dazu in der Lage, diesen Weg ebenfalls gehen zu können. Neben den materiellen Aspekten, wie der entfristeten Stellensituation, sind es so also spezielle Deutungen, die dazu führen, dass keine biographische Unsicherheit wahrgenommen wird. Mit jenen speziellen Deutungen ist gemeint, dass die Interviewten dieses Typus sich selber nicht als Wissenschaftler wahrnehmen. Für ihre biographischen Sinndeutungen hat dies zur Folge, dass die Industriekarriere und nicht die Wissenschaft als Referenzfolie eingesetzt wird. Dies ist kongruent mit den institutionellen Erwartungen ihres beruflichen Umfeldes. Auch hier wird von ihnen erwartet, dass sie Führungs- und Managementaufgaben übernehmen. Diese übereinstimmende Passung führt neben der Sicherheit durch die Beschäftigungsverhältnisse auf materieller Ebene zur Wahrnehmung biographischer Sicherheit auf einer biographisch sinndeutenden Ebene.

Auf der Grundlage der Selbstwahrnehmungen der Interviewten stelle ich in Frage, ob diese als Postdocs bezeichnet werden können. Wie bereits in der Einleitung festgestellt, handelt es sich bei dem Begriff Postdoc und damit einhergehend auch dem Begriff der Postdocphase um keinen eindeutig definierten Terminus. Es ist unklar, wann die Postdocphase beginnt oder endet, welche Status- und Finanzierungslagen damit verbunden sind und welche Qualitätsstandards und Anforderungsprofile vorherrschen. Einigkeit scheint einzig darüber zu herrschen, dass es sich bei Postdocs um Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler handelt, die zwischen Promotion und Erstberufung stehen und in einem Qualifizierungsprozess die Berufbarkeit erlangen sollen (vgl. Wissenschaftsrat 2014 a). Ich habe bereits dargelegt, dass es mir für die Lesart dieses Begriffes in der vorliegenden Arbeit nicht einzig um die wissenschaftliche Tätigkeit an sich geht, sondern auch darum, dass der Wunsch besteht, Wissenschaft als Beruf auszuüben.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Im Hinblick auf die *Zukunftskonstruktionen* dieses ersten Typus wurde deutlich, dass die Professur als *Kann-Option* ohne Druck wahrgenommen wird. Man gewinnt den Eindruck, dass die Wissenschaft nur eine Option ist, aber nichts, was die Interviewten dieses Typus unbedingt anstreben. Nach den Kriterien der Sampleauswahl (vgl. Kapitel 4.2) sind sie alle als wissenschaftlicher Nachwuchs identifiziert worden. Die Professur stellt für sie jedoch nur eine mögliche Karriereoption dar. Dies spiegelt sich auch in der Kategorie des *biographischen Handelns* wieder. Die Ergebnisse dazu haben gezeigt, dass sich Frau Christ, Herr Nickel und Herr Frei vornehmlich als spezialisierte Experten wahrnehmen, die als Manager in der Industrie tätig sind. Für die vorliegende Arbeit werden die Interviewten somit nicht als Postdocs betrachtet, sondern eben als jene *Manager in der Industrie*. Dies erklärt neben den äußeren Beschäftigungsverhältnissen ihre Wahrnehmung biographischer Sicherheit. Die äußeren Verhältnisse ihrer Beschäftigungssituationen entsprechen bei allen Interviewten dem Normalarbeitsverhältnis. Hierin kann ein Aspekt für die Wahrnehmung biographischer Sicherheit festgestellt werden. Wie im theoretischen Konzept von Wohlrab-Sahar (1993) verankert, führt auch hier die Anwesenheit von relativer Planbarkeit der Zukunft zu biographischer Sicherheit. Diese Planbarkeit ist in diesem Typ vor allem über die Stellenmodalitäten der Befragten gegeben. Eventuellen Unsicherheiten zu diesen Stellenmodalitäten wird wiederum mit *Basissicherheiten* begegnet. Gleichzeitig stimmen institutionelle Anforderungen an Manager in der Industrie mit der Wahrnehmung der eigenen Kompetenzen überein. Die Zukunft ist somit nicht nur in materieller Hinsicht sicher, sondern auch im Hinblick auf die eigenen biographischen Sinndeutungen. Ein Umgang mit biographischer Unsicherheit kann hier durch die Abwesenheit dieser nicht festgestellt werden. Allenfalls kann in der Strategie von Frau Christ, Entscheidungen so zu treffen, dass die *Basissicherheit* der eigenen Kompetenz erhalten bleibt, eine Handhabe festgestellt werden, die zur Wahrung biographischer Sicherheit führt.

5.2 Umgehen wahrgenommener biographischer Unsicherheit – die die Forschenden in der Industrie

Grundlegend für diesen Typ ist, dass die jeweiligen Vertreter zunächst in der Wissenschaft tätig waren, dort biographische Unsicherheit auf Grund der äußeren

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Verhältnisse als Gefahr⁶⁰ auf sich haben zukommen sehen und als Reaktion darauf in die Industrie gewechselt sind. Alle Interviewpartner dieses Typus sind, wie beim Typus *Manager in der Industrie*, unbefristet in der Industrie tätig. Es handelt sich um David Klein, Nico Tramm und Klaus Ittig. Die Besonderheit hier besteht darin, dass sowohl Herr Klein als auch Herr Tramm sich eine Rückkehr in die Wissenschaft nicht vorstellen können. Wie die nachfolgenden Ausführungen zeigen werden, liegt dies jedoch nicht daran, dass sie von vornherein nicht dafür in Frage gekommen wären. Nach den aufgestellten Kriterien der Sampleauswahl (äußeren Voraussetzungen und Qualifikationen) entsprechen alle drei bisherigen Werdegänge möglichen wissenschaftlichen Karrieren im Maschinenbau. Dennoch ist es nur Herr Ittig, der sich die Rückkehr in die Wissenschaft, und zwar auf eine Professur, vorstellen kann. Genau aus diesem Grund habe ich Herrn Ittig als Referenzfall gewählt. Die Fälle von Herrn Tramm und Herrn Klein werden dazu kontrastierend entlang der vorgestellten Analysekategorien mit aufgenommen, um aufzuzeigen, woran eine Rückkehr in den akademischen Maschinenbau im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit scheitern könnte, wenn doch die aufgestellten äußeren, formalen Kriterien zum wissenschaftlichen Nachwuchs gegeben sind.

5.2.1 Kurzportrait Klaus Ittig

Herr Ittig ist studierter Physiker. Das Physikstudium hat er aus reinem Interesse gewählt. Seine starke naturwissenschaftliche Prägung führt er auf sein Elternhaus zurück. Sein Vater war selbst Physikingenieur. Nach dem Studium ergab sich eine Promotionsstelle im Maschinenbau. Er wusste, dass er zunächst nicht in die Industrie oder Wirtschaft wollte. Zudem war es sein Bestreben, thematisch anwendungsbezogener zu werden, als mit der reinen Physik. Eine ausgeschriebene Qualifikationsstelle im Maschinenbau interessierte ihn daher sehr. Er bewarb sich und bekam diese Stelle. Nach der Promotion,

⁶⁰ An dieser Stelle möchte ich kurz wiederholen, dass ich in Anlehnung an Eßer/Zinn (2001, 2003) bei der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit zwischen einer Gefahren- und einer Risikologik unterscheidet. Ausschlaggebend ist, ob die Interviewten biographische Unsicherheit selbstreferenziell als Risiko mit Chancen auffassen, oder fremdreferenziell als Gefahr. Letzteres impliziert die Wahrnehmung von Bedrohlichkeit, welche nicht durch eigene Handlungen steuerbar ist – ausgenommen man entzieht sich der Situation. Mit Risiko wird nach Eßer/Zinn hingegen die Möglichkeit der selbstbestimmten Handhabung der jeweiligen Situation verbunden.

er war gerade 27 Jahre alt, schloss er eine Habilitation in einem anderen Institut an. Nach sechs Jahren war die Habilitationsschrift fertig und er wechselte vor Beendigung des Habilitationsverfahrens in die Industrie auf die Stelle, die er auch zum Zeitpunkt des Interviews innehat. Herr Ittig ist verheiratet und hat drei Kinder. Diese kamen zur Welt, als er noch an der Universität angestellt war.

5.2.2 Sequenzmuster in Typ 2

Die bisherigen Werdegänge aller Interviewpartner dieses Typus weisen den Sequenztyp *Wechselstatus* auf. Dies bedeutet, dass alle drei Männer nach dem Studium zunächst als wissenschaftliche Mitarbeiter an einer Universität angestellt waren. Herr Tramm und Herr Klein wechselten sofort nach der Promotion in die Industrie, Herr Ittig erst nach der Habilitation. Der Wechsel ergibt sich, dies wird die Analyse noch zeigen, daraus, dass die Interviewpartner dieses Typus einen Weg suchten, den prekären äußeren Bedingungen in der Wissenschaft zu entgehen. Es überrascht somit nicht, dass sich in den Sequenzmustern kein Fortsetzungsstatus feststellen lässt und bis zum Zeitpunkt des Interviews auch kein Zwischenstatus (dies wäre denkbar, wenn Herr Ittig wieder in die Wissenschaft zurückkehrt). Ob es sich jedoch um einen Zufall handelt, dass alle drei den gleichen Sequenztyp vorweisen und weder Brücken- noch Folgestatus vorhanden sind, kann an dieser Stelle auf Grund der Fallzahl nicht geklärt werden. Dass diese Sequenztypen nicht vertreten sind, könnte neben einem Zufall auch der Tatsache geschuldet sein, dass die Interviewpartner noch am Anfang ihrer Industriekarrieren stehen und sich ein Folgestatus vielleicht erst noch ergeben wird. Die weiteren Darstellungen werden jedoch zeigen, dass bei diesem Typus die Werdegänge nicht zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit geführt haben. Vielmehr verhält es sich so, dass die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit zu diesen speziellen Werdegängen geführt hat.

5.2.3 Typencharakterisierung entlang der Analysekatoren

5.2.3.1 Biographischer Gesamtzusammenhang

Ähnlich zum Typus *Manager in der Industrie* beschreibt auch Herr Ittig seinen Werdegang als Ergebnis verschiedener, an persönliche Interessen gebundener Entscheidungen und des Ergreifens einzelner Gelegenheiten. Sein fachliches Interesse an der Physik führte zunächst zur Studienfachwahl, die er für sich schon sehr früh verortet. „In der neunten Klasse [habe er] bereits den inneren Entschluss gefasst Physik zu studieren“ (Ittig, A.:15). Dass er nicht Maschinenbau studiert hat, begründet er damit, dass es ihm schlicht nicht bekannt war. Physik kannte er aus der Schule und durch die Ausbildung seines Vaters – zum Maschinenbau hatte er bis dahin keine Berührung. Ebenso wie die aktive Entscheidung zum Studienfach erfolgte die Entscheidung zur Promotion. Diesen Entschluss begründet er vor allem mit seinem inhaltlichen Interesse und dem Spaß an wissenschaftlicher Arbeit.

„[...] wenn man viel Spaß haben kann, dann kann man es auch weitertreiben und demnach habe ich mich dann sehr schnell schon mit der Diplomarbeit entschieden, eine Promotion anzustreben“ (Ittig, A.:29).

Nach der Promotion schließt er die Habilitation an. Ähnlich wie die Interviewpartnerin und Interviewpartner im Typ zuvor streicht aber auch er heraus, dass es sich um einen Zufall, eine günstige Gelegenheit für ihn gehandelt habe, die schließlich zur Habilitation führte. Dass es sich dennoch um eine überlegte Auswahl dieser Gelegenheit handelt, wird daran deutlich, dass er sie gegen zwei weitere Optionen abwägt, die ihm zu diesem Zeitpunkt offenstanden. Alternativ hätte er ein Lehramt anstreben oder auch in die Industrie gehen können. Da er in dem Habilitationsangebot jedoch seine inhaltlichen Interessen am besten vertreten sah, entschied er sich dafür (vgl. ebd., A.:63). An anderer Stelle wird zudem deutlich, dass er die Lehramtsoption auf Grund seiner familialen Situation und der damit verbundenen finanziellen Pflichten ausgeschlagen hat (vgl. Ittig, A.:65, zitiert auf S. 158). Die Wahrnehmung, rein aus dem inhaltlichen Interesse gehandelt zu haben, kann hier also auch als nachträgliche Sinndeutung gesehen werden. Auch die Entscheidung nach der Habilitation in die Industrie zu gehen, war nicht mehr nur von seinem Interesse geleitet. Nach sechs Jahren auf einer C1-Stelle hatte er seine Habilitationsschrift beendet und stand wiederum vor mehreren Optionen. Er hatte das

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Angebot an eine Hochschule im Ausland zu gehen oder sich in der Industrie zu bewerben. An diesem Punkt spielte wiederum seine persönliche Lebenssituation eine Rolle.

„Und meine Frau sagte zu mir damals, wir hatten damals schon drei Kinder, ach mach mal was Vernünftiges. Geh‘ mal in die Industrie und guck mal, wie die andere Seite aussieht“ (Ittig, A.:87).

Es ist an dieser Stelle sicherlich spekulativ zu mutmaßen, dass er ohne diese zugrundeliegende Lebenssituation den vermeintlich unsicheren Weg in der Wissenschaft gegangen wäre, wichtig ist es jedoch festzuhalten, dass er seinen Werdegang zwar an eigenen inhaltlichen Interessen ausgerichtet darstellt, seine Erzählungen jedoch darauf hinweisen, dass auch andere Umstände Einfluss auf seinen Verlauf nahmen. Insbesondere seine familialen Verpflichtungen scheinen ihn auf seinem Werdegang in Richtung Normalarbeitsverhältnis orientieren zu lassen. Ähnlich wie bei Frau Christ, sind es so Bezüge zum Normallebenslauf, die ihn dazu bewegen, die Wissenschaft zu verlassen.

Herr Tramm und Herr Klein berichten auch von aktiven Entscheidungen, die ihren Werdegang bestimmten. Beide entschlossen sich ebenfalls aus inhaltlichen Interessen bereits früh für ihr späteres Studienfach – im Gegensatz zu Herrn Ittig jedoch beide für Maschinenbau. Inwiefern die familiäre Prägung hier einen Einfluss hatte, kann nicht endgültig geklärt werden.⁶¹

Nach dem Studium entschloss sich Herr Klein, wie Herr Ittig, aus der Neigung zur Forschung heraus für die Promotion. Er hatte sogar parallel zum Promotionsangebot schon ein konkretes Jobangebot in der Industrie, hat sich aber aktiv für die wissenschaftliche Stelle entschieden. Bei Herrn Tramm hingegen hatte sich das Promotionsangebot aus einer Hiwi-Tätigkeit heraus ergeben. Aber auch hier kann man wieder einen sehr reflektierten Umgang mit vorhandenen Gelegenheiten erkennen. Er erliegt nicht der biographischen Illusion (vgl. Bourdieu 1998), dass sich seine eigentlichen Pläne durch Zufälle gut umsetzen ließen, sondern kommuniziert ganz offen, dass er durch die Umstände⁶² in die Qualifikationsstelle „quasi reingewachsen“ (Tramm, A.:31) sei.

⁶¹ Der Vater von Herrn Klein ist Kfz-Meister, über die Mutter erfahren wir nichts. Herr Tramm ist bei seiner Mutter aufgewachsen, diese ist Lehrerin für Deutsch und Geschichte.

⁶² Gemeint ist hier, dass er an dem Institut, an dem er promoviert hat, bereits als Hiwi tätig war und auch dort seine Diplomprüfung abgelegt hatte. Schließlich wurde die Stelle seines Diplombetreuers frei, die ihm angeboten wurde.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Im Gegensatz zu Herrn Ittig entschließen sich Herr Tramm und Herr Klein direkt nach der Promotion, Herr Tramm sogar vor Beendigung dieser⁶³, in die Industrie zu gehen. Die Gründe hierfür werden an späterer Stelle genauer betrachtet. Entscheidend im Zusammenhang mit dieser Analysekategorie ist jedoch, dass es in beiden Fällen eine aktive Entscheidung der Interviewpartner gewesen ist. Beide hätten noch die Möglichkeit gehabt, weiterhin an einer Universität angestellt zu sein. Für keinen der beiden kam dies jedoch in Frage, sie haben sich nicht nach Postdocstellen an anderen Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen umgesehen. Wie die späteren Ausführungen zeigen werden, war dies keine inhaltliche Entscheidung, sondern eine Entscheidung, die auf Grund der äußeren Verhältnisse in der Wissenschaft getroffen wurde.

Insgesamt lässt sich für diesen Typus ein sehr ähnlicher *biographischer Gesamtzusammenhang* feststellen wie für den Typus *Manager in der Industrie*. Auch hier werden Entscheidungen, die für den Werdegang relevant sind, sehr aktiv getroffen – Gelegenheiten werden reflektiert wahrgenommen. Einzig die Entscheidungen, aus der Wissenschaft rauszugehen, sind, anders als beim vorherigen Typus, den äußeren Voraussetzungen in der Wissenschaft geschuldet.

5.2.3.2 Basissicherheit

Als grundlegende Basissicherheit lässt sich aus den Erzählungen von Herrn Ittig am stärksten die Tatsache herausarbeiten, dass er bei jeder Weichenstellung seines Werdegangs mehrere mögliche und auch adäquate Optionen für sich gesehen hatte. Dies wurde bereits in den Ausführungen zum *biographischen Gesamtzusammenhang* deutlich. In dieser wahrgenommenen und auch tatsächlichen Optionsvielfalt (teilweise lagen feste Jobangebote in verschiedene Richtungen vor) schwingen weitere *Basissicherheiten* mit. Beide sind bereits bekannt aus dem Typus *Manager in der Industrie*. Zum einen das Wissen um und Vertrauen in die eigenen Kompetenzen und zum anderen die gute Arbeitsmarktlage für Ingenieure auf dem außerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt. Einen Unterschied macht hingegen, dass Herr Ittig durch seine sehr hohe Qualifikation auch gewisse Probleme auf diesem Arbeitsmarkt für sich sieht.

⁶³ Herr Tramm hat seinen Vertrag an der Universität, trotz Angebot, nach fünf Jahren nicht verlängern lassen. Seine Dissertation schrieb er zu Hause zu Ende und arbeitete währenddessen bereits parallel in der Industrie.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

„[...] ich habe ne recht gute Ausbildung, weiß aber natürlich [...] auch, dass ich für die meisten Standardjobs dann automatisch als überqualifiziert angesehen werde“ (Ittig, A.:157).

Hier wird deutlich, was im Forschungsstand bereits besprochen wurde. Die Habilitation ist auf dem außerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt nicht verwertbar und meistens sogar eher hinderlich (vgl. Enders 1996; Kreckel 2008). Da es sich bei Herrn Ittig um den einzigen Habilitierten im Sample handelt, können im Rahmen der vorliegenden Arbeit keine weiteren Aussagen darüber gemacht werden, inwiefern dies auch für habilitierte Maschinenbauer gilt. Dennoch scheinen die *Basissicherheiten* soweit zu wirken, dass Herr Ittig zum Zeitpunkt des Interviews diesbezüglich keine biographische Unsicherheit wahrnimmt.

Abgesehen von Themen rund um die Habilitation verweisen auch Herr Klein und Herr Tramm in ihren Erzählungen auf die Basissicherheiten der eigenen Kompetenz und der guten Arbeitsmarktlage. Besonders eindrücklich schildert Herr Klein:

„Ich glaube es ist im Maschinenbau sehr leicht oder sehr gut möglich Karriere zu machen für gute Absolventen. Einfach aus dem Grund heraus, dass es sehr viele Stellen gibt [...]. Deutlich mehr, als wenn ich jetzt irgendwie Historiker bin oder irgendwelche anderen Geisteswissenschaften studiert habe“ (Klein, A.:61).

Bei Herrn Klein kommt wieder zum Tragen, was bereits bei Frau Christ festgestellt werden konnte. Ebenso wie sie erzählt Klein, dass er gewisse Karriereschritte nicht gegangen ist, da er dadurch die Sicherheit, die er durch seine eigenen Kompetenzen wahrnimmt, bedroht sah (vgl. Klein, A.:37). Dies wird, wie bereits beim Typus *Manager in der Industrie* beschrieben, insofern als Gefahr für biographische Sicherheit wahrgenommen, als dass Anforderungen, die nicht dem Selbstbild der eigenen Kompetenzen und vielleicht auch Karrierepläne die von außen herangetragen und nicht den eigenen Wünschen entsprechen, zu einer Form der biographischen Unsicherheit führen, die über die materielle Ebene hinausgeht. Auch hier scheint wieder eine immaterielle Form biographischer Sicherheit, im Sinne einer Passung zwischen institutionellen Anforderungen und eigenen Wünschen und Vorstellungen, die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit insgesamt zu beeinflussen. Droht sich diese Passung durch Karriereschritte, die nicht der eigenen Kompetenz und den eigenen Wünschen entsprechen, aufzuheben, so scheint dies auch zum Verlust biographischer Sicherheit zu führen. Die sinnhafte Deutung der eigenen Zukunft wird dadurch schwieriger. Es ist also zu erkennen, wie wichtig die adäquate Anwendung der eigenen Kompetenzen sowie die Passung zwischen institutionellen Erwartungen und eigenen

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Vorstellungen für die Vermeidung biographischer Unsicherheit ist. Die gegebene Optionsvielfalt bei den untersuchten Maschiennbauerinnen und Maschinenbauern lässt eine persönliche Auswahl der Stellen mit den damit verbundenen Aufgaben zu. Es bleibt zu überprüfen, ob diese Strategie auch greift, wenn weniger Optionen wahrgenommen werden, wie beispielsweise von den Interviewten des Typus *Postdocs im Maschinenbau* oder den interviewten Soziologinnen und Soziologen.

Zusammenfassend konnten auch für diesen Typen die Kompetenz durch die Ausbildung zum Maschinenbauingenieur und die gute Arbeitsmarktlage außerhalb der Wissenschaft als die am stärksten wirkenden *Basissicherheiten* herausgearbeitet werden. Wie bei den *Managern in der Industrie* wird aber auch von den Interviewpartnern dieses Typus den entfristeten Stellen in den Erzählungen keine große Relevanz als Sicherheitsgarant zugeschrieben. Vermutlich werden die Stellenmodalitäten nicht besonders besprochen, da sie nicht problematisch sind. Ein Hinweis darauf könnte sein, dass einzig Herr Ittig darauf eingeht, da er sich durch seine vermeintliche Überqualifizierung in der Industrie der Gefahr ausgesetzt sieht, in einer Wirtschaftskrise auch eine entfristete Stelle wieder verlieren zu können.

„Finanzielle Sicherheit ist natürlich so lange gegeben, so lange die wirtschaftliche Lage es erlaubt, Leute wie mich zu beschäftigen“ (Ittig, A.:157).

Wie bereits beschrieben, führt dies wegen der Konzentration auf die eigenen Kompetenzen jedoch nicht zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit.

5.2.3.3 Konstruktion von Zukunft

Die Ausführungen von Herrn Ittig weisen darauf hin, dass er seine Zukunft nicht als geschlossen wahrnimmt. Seine jetzige Stelle sieht er nicht als unumgänglichen Endpunkt seines beruflichen Werdegangs – *„ich meine, umentscheiden kann ich mich ja immer noch, es ist ja kein endgültiger Schritt“* (ebd., A.:193). Diese Einstellung liegt auch an seinem Alter. Da er alle Qualifikations- und Karriereschritte zügig absolviert hat, stellt er nun im Alter von 36 Jahren fest: *„[...] ich habe noch einige Jahre Zeit, mir das zu überlegen, mich doch auf ne Professur zu bewerben [...]“* (ebd., A.:149). Er verweist also auf das durchschnittliche Erstberufungsalter von 42 Jahren (vgl. BuWiN 2013) und hält sich damit seine eigene berufliche Zukunft offen.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

In dieser Analysekategorie unterscheiden sich die weiteren zwei Interviewpartner viel eindeutiger vom Referenzfall Ittig als in den beiden vorherigen Analysekategorien. Durch die Entscheidung nicht in die Wissenschaft zurückkehren zu wollen, scheinen die Zukunftskonstruktionen von Herrn Klein und Herrn Tramm weitaus geschlossener. Beide sehen ihre berufliche Zukunft innerhalb der Unternehmen, in denen sie zum Zeitpunkt der Interviews jeweils beschäftigt sind. Unsicherheiten, dass diese Vorhaben scheitern könnten, oder konkrete Vorhaben, diese Unternehmen zu verlassen, kommen nicht zur Sprache.

Entscheidend ist trotz der Unterschiede zwischen den Einzelfällen, dass sowohl die Offenheit als auch die Geschlossenheit der Zukunftskonstruktionen freiwillig sind. Die Offenheit des Werdegangs von Herrn Ittig ist von ihm selber bestimmt. Durch die Stellenmodalitäten seiner Beschäftigung liegt eine prinzipielle Planungssicherheit und hypothetische Geschlossenheit vor. Und auch die Geschlossenheit der Werdegänge von Herrn Klein und Herrn Tramm ist selbst gewählt, bedenkt man, dass auch sie durch ihre eigenen Kompetenzen generell die Möglichkeit sehen andere Optionen zu haben, sprich, bei Bedarf andere Stellen bekommen zu können.

5.2.3.4 Biographisches Handeln

Das *biographische Handeln* dieses Typus zeichnet sich dadurch aus, dass die *Forschenden in der Industrie*, anders als die *Manager in der Industrie*, Bezüge sowohl zum Normallebenslauf als auch zu Normalitäten in der Wissenschaft herstellen. Die Ausführungen zu dieser Kategorie werden verdeutlichen, dass die drei Interviewten aus Typ zwei sich als Forscher sehen, jedoch die Vorzüge des Normalarbeitsverhältnisses in der Industrie gewählt haben. Der Normallebenslauf mit Normalarbeitsverhältnis wird somit als Bezugsrahmen herangezogen, die Wissenschaft spielt allerdings inhaltlich eine größere Rolle als beim ersten Typus. Die Wissenschaft als Arbeitsmarkt wird jedoch nur von Ittig in Betracht gezogen.

Herr Ittig hat durch die Habilitation vor seiner jetzigen Tätigkeit im Vergleich zu den anderen Interviewten auf industriellen Stellen relativ lange in der Wissenschaft gearbeitet (neun Jahre). Wie bereits beschrieben, ist er diese Schritte in der Wissenschaft größtenteils aus Forschungsinteresse gegangen. Sein Interesse ging über die fachlichen Bezüge hinaus. Auf die Frage, wie sich nach dem Physikstudium sein Interesse am

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Maschinenbau entwickelt hat, antwortet er: „*Eigentlich ist es das Interesse an der Forschung*“ (Ittig, A.:39).

In seinem Wechsel zum Maschinenbau lässt sich jedoch trotz aller intrinsischer Motivation auch etwas ablesen, was für die Entwicklung des Werdegangs von Herrn Ittig, aber auch von denen der anderen beiden Interviewten dieses Typus entscheidend ist. Schildern sie den Beginn ihres Werdegangs (gemeint ist hier die Studienfachwahl) noch völlig von Interessen geleitet, kommen mit zunehmender Entwicklung auch andere Aspekte mit in den Fokus. Diese beziehen sich nicht auf Karriereambitionen, sondern auf biographische Sicherheit – neben dem rein akademischen Interesse wächst das Interesse an der Anwendbarkeit der eigenen Arbeit und somit auch an der marktwirtschaftlichen Verwertbarkeit.

„*Ich weiß, dass ich während meiner Diplomarbeit, oder kurz zu Beginn, da hat ein Kommilitone gesagt, der war fertig mit der Diplomarbeit, denk mal daran, wenn du mal so eine Arbeit machst, guck, dass du was machst, was hinterher auch irgendeine Anwendung hat. [...] Und die Diplomarbeit war sehr akademisch, war ein interessantes Thema [...] und dieses Angebot in die Ingenieurwissenschaft zu wechseln bot eben auch die Möglichkeit, über praktische Anwendungen der eigenen Forschung nachzudenken [...]*“ (ebd., A.:41ff).

Im Hinblick auf die Bezugnahme auf *Normalitäten in der Wissenschaft* bedeutet diese Entwicklung, dass gängige Praktiken, die vor allem die Ausgestaltung der Stellenmodalitäten an Universitäten betreffen, zunehmend negativ bewertet werden, da sie nicht dem Normalarbeitsverhältnis entsprechen. Dies scheint jedoch für die Interviewpartner mit zunehmender Entwicklung/ zunehmendem Alter erstrebenswerter. Hierdurch erklärt sich für alle drei Vertreter dieses Typus der Grund für das Verlassen der Universität. Als eine Normalität in der Wissenschaft sehen sie die unplanbaren und prekären Werdegänge an Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Sie sind nicht bereit, diesen prekären Weg zu gehen und wählen den für sich attraktiveren Weg. Sie wechseln in die Industrie, wo sie in entfristeten Normalarbeitsverhältnissen arbeiten können. Allen ist jedoch gemein, dass sie die Forschung nicht gänzlich aufgeben wollen. Sie haben sich für Stellen entschieden, auf denen sie weiter Forschung betreiben können, ohne dabei jedoch den unsicheren äußeren Verhältnissen in der Wissenschaft ausgesetzt zu sein. Sie arbeiten in Forschungs- und Entwicklungsabteilungen (F&E-Abteilungen) großer Unternehmen. Hier sehen sie ihr wissenschaftliches Interesse in langfristig geregelten Bahnen vertreten. Auch hier kann wieder von einer Passung zwischen institutionellen Anforderungen und eigenen Vorstellungen und Wünschen

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

gesprächen werden. Sie wollen forschen in einem Kontext, der ihnen die Planbarkeit eines Normalarbeitsverhältnisses bietet. Durch die Stellen in den F&E-Abteilungen können sie dies tun, ohne weitere wissenschaftliche Qualifikationen oder Karriereschritte erbringen zu müssen. Gleichzeitig müssen sie keine Manager sein – sie sind Forschende in der Industrie.

„Suchte aber schon eine Stelle, wo ich äh Forschung machen kann. Also ich suchte nicht eine Stelle, wo ich Manager wäre, Produktmanager oder ähnliches, Angebote dafür hatte ich gehabt“ (ebd., A.:87).

„Es gibt dann hier auch die Möglichkeit eben als wissenschaftlicher Spezialist [...] dann zu arbeiten und sich auch, ja, auf seinem wissenschaftlichen Gebiet einen Namen zu machen“ (Tramm, A.:67).

„Die Möglichkeit [auch auf der jetzigen Stelle in der Industrie] nach wie vor auf einem hohen technischen Methodenlevel Probleme lösen zu können, zu dürfen. [...] Weiterhin hat man hier die Möglichkeit auf verschiedenen Themenfeldern zu arbeiten. Sprich, man ist nicht der Spezialist für eine einzige kleine Komponente, die man dann Jahr ein Jahr ausmacht. Das klassische Beispiel ist, als Maschinenbauingenieur bei VW den linken Außenspiegel zu optimieren“ (Clein, A.:53).

Diese Ausschnitte machen deutlich, welche Strategie Ittig, Klein und Tramm für sich gefunden haben. Sie verbinden die Vorteile aus der Wissenschaft (breites Spektrum) mit den Vorteilen aus der Industrie (bessere Planbarkeit) auf F&E-Stellen. In der Betonung der inhaltlichen Ausrichtungen ihrer Tätigkeiten verweisen alle Interviewten zugleich auf eine weitere Normalität in der Wissenschaft, die vor allem beim Typus *Postdocs im Maschinenbau* noch erkennbar sein wird. Sie sehen die Vorteile der Wissenschaft in der inhaltlichen Freiheit von Forschung. Sicherlich sind Ittig, Tramm und Klein in den Industrieunternehmen nicht ganz frei von forschungsleitenden Vorgaben.

„Andererseits gewinnt man natürlich [in der Wissenschaft] ne gewisse Freiheit im Tun und Lassen, was man möchte, die man in der Industrie nicht hat. Ich muss mich immer für das, was ich tue, rechtfertigen“ (Ittig, A.:115).

Sie haben dennoch einen Weg gefunden, ihre Forschungsinteressen mit den bevorzugten Beschäftigungsverhältnissen zu verbinden. Als *Forschende in der Industrie* passen bei ihnen institutionelle Erwartungen mit den eigenen Erwartungen und Wünschen überein.

Vor allem Herr Ittig benennt die positiven Aspekte der Wissenschaft. Dies kann zum einen daran liegen, dass er länger in der Wissenschaft gearbeitet hat als Herr Klein und Herr Tramm. Zum anderen aber auch daran, dass er der einzige dieses Typus ist, der sich zum Zeitpunkt des Interviews eine Rückkehr an die Universität vorstellen kann. Das erklärt vermutlich auch, warum er am besten über alle möglichen Karrierewege zur

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Professur informiert ist. Neben sehr konkretem Wissen zum rein akademischen und außerwissenschaftlichen Weg (vgl. Ittig, A.:81, 125), kennt er auch die nötigen Anforderungen für eine FH-Professur (vgl. ebd., A.:125). Auch wenn diese seinen Schilderungen nach keine Option für ihn darstellt. Insgesamt bezieht er sich bei der Beschreibung von idealen Karrieren im Maschinenbau immer auf Möglichkeiten in der Industrie und in der Wissenschaft, klammert keins davon aus. Aber auch Herr Klein verweist in seinen Erzählungen auf alle möglichen Optionen. Hier besteht ein Unterschied zum Typus Manager in der Industrie, in dem der Fokus vor allem auf der Industrie liegt und Bezüge zur Wissenschaft nicht relevant sind.

Alle weiteren Bezüge zu den *Normalitäten in der Wissenschaft* werden, wie bereits angemerkt, negativ kontrastierend zur Industrie dargestellt. So bestehe der größte Nachteil in den Stellenmodalitäten verbunden zumeist mit der Notwendigkeit, ständig Geld für Projekte akquirieren zu müssen und in der Schwierigkeit, den *Flaschenhals* (vgl. Wagner-Baier et al. 2011) zur Professur zu passieren.

„Und er muss Geld ran schaffen. Ich selber muss das in dem Sinne nicht, ich habe mein Geld, das ich von der Firma bekomme“ (Ittig, A.:99).

„Ich war wie gesagt im Sonderforschungsbereich, [...] den mussten wir uns ständig neu erkämpfen [...]“ (Klein, A.:89).

„Dort, ja, hört es eben meines Erachtens für die meisten leider schon bei der Gruppenleiterertätigkeit auf, weil dann aus dieser Postdoc, [...] weil sich da auch viel zu wenige Möglichkeiten bieten, um dann einen Lehrstuhl oder eben eine Professorenstelle selbst irgendwo anzunehmen [...]“ (Tramm, A.:65).

Wie bereits in den Ausführungen zu diesem Punkt angeklungen, haben alle drei Interviewpartner des Typus *Forschende in der Industrie* die Wissenschaft auf Grund der äußeren Verhältnisse verlassen. Hierin zeichnet sich ein Teil ihres Bezuges zur Wissenschaft ab. Zwar präferieren sie die Form der Arbeit, sind aber nicht bereit, die äußeren Verhältnisse in der Wissenschaft dafür in Kauf zu nehmen. Gleichzeitig sehe ich darin auch ihre Bezugnahme zum Normallebenslauf.

Ähnlich wie bei Frau Christ stellt auch Herr Ittig die Familie als einen Grund dar, die Wissenschaft verlassen zu haben (vgl. Ittig, A.:8, zitiert auf S. 151 [„wir hatten damals schon drei Kinder“]). Im Gegensatz zu Frau Christ, steht bei Herrn Ittig die Familiengründung zum Zeitpunkt des Interviews jedoch nicht erst an, sondern ist bereits beendet. Seine Erzählungen weisen immer wieder darauf hin, dass seine Lebenssituation seine Entscheidungen maßgeblich mit beeinflusst hat (vgl. Analysekategorie *biographischer*

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Gesamtzusammenhang), ferner, dass er ein traditionelles Familienbild vertritt, in dem er im Sinne der *Normalfamilie* die Ernährerrolle übernimmt. Herr Ittig schafft somit, wie Frau Christ, nicht nur über das Arbeitsverhältnis Bezüge zum Normallebenslauf, sondern auch über sein traditionelles Familienbild. Es zeigt sich auch, dass die Entscheidung von Frau Christ, zu Gunsten der Familie aus der Wissenschaft auszuschneiden, bei den Interviewten im Maschinenbau kein geschlechtsspezifisches Phänomen ist (vgl. Kapitel 5.1.3).

„Äh das hatte dann auch finanzielle Gründe gehabt, meine Familie hat, Lehramt käme für mich nur in Frage, wenn ich in ein Beamtenverhältnis gegangen wäre“ (Ittig, A.:65).

„Ich würde auch die finanziellen Einbußen dann irgendwann in Kauf nehmen, wenn die Kinder dann groß genug sind, spielt dann keine Rolle mehr“ (ebd., A.:151).

Dass es vor allem die äußeren Verhältnisse der Wissenschaft sind, die ihn in seiner Lebenssituation dazu gebracht haben in die Industrie zu gehen, macht er sehr deutlich (vgl. auch Kapitel 5.2.3.3). Die Art und die Inhalte der Arbeit waren nicht ausschlaggebend. Im Gegenteil, er und auch Tramm und Klein haben F&E-Stellen in der Industrie gesucht, um die Art der wissenschaftlichen Arbeit zumindest in Teilen noch beizubehalten. Ihre Ansprüche an Planbarkeit und Sicherheit waren nur schlicht nicht mit befristeten Stellen an Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Einklang zu bringen. Sie haben im Sinne der Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit also biographische Unsicherheit als Gefahr bedingt durch die äußeren Verhältnisse wahrgenommen bzw. auf sich zukommen sehen und haben eine Exitoption gewählt, um diese zu umgehen.

„Die Hochschulreform hat's kaputt gemacht, die Bildungsministerin hat diese Stellen dann einkassiert und auf Zeitstellen umgewandelt und ab dem Zeitpunkt war mir natürlich klar, dass ich meine Hochschule, an der ich tätig war, früher oder später würde verlassen müssen. Bei den Kindern war das schon vorher klar, weil die das ja an Kindern anderer Hochschulmitarbeiter gesehen haben, die nach und nach gegangen sind. Die haben eigentlich mit dem Wissen gelebt, wann gehen wir eigentlich?“ (Ittig, A.:167)

Auch ohne direkten Rückgriff auf die familiäre Situation sehen Tramm und Klein in den äußeren Verhältnissen der Wissenschaft den hauptsächlichen Grund für ihr Ausscheiden aus diesem Feld.

„Im Maschinenbau, gerade in den größeren Instituten ist es ja so, dass man eigentlich keine Chance hat, an der Uni zu bleiben und dort Prof zu werden“ (Klein, A.:61).

„Hier sind die Möglichkeiten, also hier, die Möglichkeiten des Erstgesagten [gemeint sind Ausführungen zu einer idealen Karriere in der Industrie], sprich der normalen Laufbahn, sind hier sehr gut gegeben“ (Tramm, A.:67).

Vor allem die Äußerung von Herrn Tramm, der die Laufbahn in der Industrie als *normal* und somit gleichzeitig die Laufbahn in der Wissenschaft als *unnormale* deutet, verweist auf einen Bezug zum Normallebenslauf, in dem das Normalarbeitsverhältnis obligatorisch ist. Ein prekäres Arbeitsverhältnis indes käme einer Abweichung vom Normallebenslauf gleich. Abermals wird deutlich, dass die Interviewten dieses Typus Wissenschaft nicht um jeden Preis betreiben wollen. Die institutionelle Erwartung, zu Gunsten der Wissenschaft auch unsichere Beschäftigungsverhältnisse auszuhalten, tragen sie nicht mit. Die Stellensituation im Maschinenbau bot ihnen die Möglichkeit, eine Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen durch einen Ausstieg aus der universitären Forschung in die Industrieforschung herzustellen.

5.2.3.5 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit

Auch bei diesem Typus ist der *biographische Gesamtzusammenhang* durch an persönliche Interessen gebundene Entscheidungen geprägt. Der Aspekt des rein inhaltlichen Interesses, welcher zunächst ausschlaggebend für den Werdegang zu sein scheint, wird zusehends kombiniert mit dem Aspekt der Planbarkeit und Sicherheit des eigenen Werdegangs. So haben alle drei Interviewpartner auf Grund der äußeren Verhältnisse in der Wissenschaft beschlossen, diese zu verlassen. Dieser Entschluss verhindert bei den Interviewten dieses Typus, dass biographische Unsicherheit für sie akut wird. Die herausgearbeiteten Basissicherheiten verstärken dies zudem. Wieder sind es die eigenen Kompetenzen sowie die günstige Arbeitsmarktlage für Ingenieure außerhalb der Wissenschaft, die es den drei Männern leicht macht, immer mehrere Optionen für sich zu sehen und auszuwählen, was ihren Interessen am ehesten entspricht. Gleichzeitig schaffen die Interviewpartner durch ihren Ausstieg aus der universitären Forschung eine Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen. Somit verhindern sie mit ihrem Exit nicht nur biographische Unsicherheit auf der materiellen Ebene, sondern auch auf einer sinndeutenden Ebene. Besonders deutlich wird dies bei Klein und Tramm, die sich zwar als Forschende wahrnehmen, eine Rückkehr an die Universität für sich jedoch ausschließen. Diese beiden Interviewpartner sind eindeutig als *Forschende in der Industrie* zu betrachten und nicht als Postdocs. Herr Ittig sieht sich

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

ebenfalls als Wissenschaftler und schließt die Rückkehr für sich nicht aus. Er kann als Postdoc in der Industrie angesehen werden. Der zunächst lediglich heuristische verwendete Begriff wird nun entlang des Materials zu einer speziellen Lesart für die vorliegende Arbeit weiterentwickelt. Anhand des Falls von Herrn Ittig kann dies hier erstmals empirisch hinterlegt werden. Entscheidend bei der Definition des Begriffes Postdoc sind mir für meine Untersuchung nicht nur die äußeren, formalen Voraussetzungen, sondern auch die Selbstverortung der Interviewten als wissenschaftlicher Nachwuchs im eigentlichen Sinne.

Im Hinblick auf Herrn Ittig bleibt jedoch anzumerken, dass er auch eine Vielzahl anderer Optionen für sich wahrnimmt. Diese Optionsvielfalt führt bei ihm dazu, dass er seine berufliche Zukunft offen sieht, dem aber mit der Gewissheit entgegenschaut, eine gute und adäquate Möglichkeit der Beschäftigung bei Bedarf für sich zu finden (*Basissicherheit*). Die Professur bleibt also auch bei ihm eine Kann-Option. Dadurch, dass sein bisheriger Werdegang jedoch auch in die institutionellen Anforderungen wissenschaftlicher Karrieren im Maschinenbau passt, sieht er auch dieser Option mit Gelassenheit entgegen.

„Vielleicht auch den Weg einer Professur, auch das kann mit ein Grund sein natürlich weiterhin Lehre aufrecht zu erhalten. Man wäre permanent am Ball gewesen“ (Ittig, A.:159).

Die *Zukunftskonstruktionen* von Klein und Tramm sind – bedingt auch dadurch, dass sie eine Rückkehr in die Wissenschaft für sich ausschließen – eher geschlossen, im Sinne von eindeutig. Beide sehen ihre berufliche Zukunft in den Unternehmen, in denen sie zum Zeitpunkt der Interviews beschäftigt sind. Trotz dieser Differenz zu Herrn Ittig konnte keine unterschiedliche Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit festgestellt werden. Ich nehme auch hier wieder an, dass die offene Zukunftskonstruktion durch *Basissicherheiten* abgesichert erscheint, vor allem, wenn die prinzipielle Offenheit der *Zukunftskonstruktion* freiwillig gewählt ist. Wie es sich verhält, wenn die Offenheit der Zukunft nicht im eigenen Ermessen liegt, wird sich bei jenen Fällen zeigen, die eine befristete Beschäftigungssituation vorweisen.

Die Ergebnisse zur Analysekategorie *biographisches Handeln* haben gezeigt, dass bei den *Forschenden in der Industrie* mehr Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* hergestellt werden als bei den *Managern in der Industrie*. Vor allem Herr Ittig verweist auf diese. Das könnte, wie bereits angemerkt, der Tatsache geschuldet sein, dass er länger

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

an einer Universität angestellt war, somit eine längere wissenschaftliche Sozialisation durchlaufen hat und eine Rückkehr an eine Universität für sich nicht ausschließt.

Herr Tramm und Herr Klein, welche nur sehr wenige oder negativ kontrastierende Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* aufnehmen, schließen eine Rückkehr für sich aus. Hierzu stehen die *Manager in der Industrie* im Kontrast. Dort werden bei gleichen Beschäftigungsverhältnissen auch nur sehr wenige Bezüge zur Wissenschaft hergestellt, eine Rückkehr wird jedoch nicht ausgeschlossen. Weshalb genau Herr Tramm und Herr Klein eine Rückkehr an die Universität für sich ausschließen, kann an dieser Stelle nicht gänzlich geklärt werden. Deutlich wurde jedoch, dass die äußeren Voraussetzungen in der Wissenschaft gemeinsam mit den Möglichkeiten außerhalb der Wissenschaft eine attraktive und adäquate Stelle zu finden, unter anderem Gründe für den Ausstieg gewesen sind. So konnten sie durch ihren Exit sowohl biographische Sicherheit auf einer materiellen Ebene wie auf einer immateriellen, sinndeutenden Ebene herstellen.

Es zeigt sich eine große Bandbreite an Bezügen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* unter den Interviewten in der Industrie. Während die *Manager in der Industrie* kaum Bezüge herstellten, scheinen Bezüge zur Wissenschaft bei *Forschenden in der Industrie* aber vor allem bei *Postdocs in der Industrie* von größerer Relevanz zu sein. Eine weitergehende Untersuchung, wer schließlich tatsächlich an die Universität zurückkehrt, könnte Aufschluss darüber geben, inwiefern die unterschiedlichen Bezüge und Ausprägungen Einfluss auf den Werdegang der Interviewten haben. Im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit kann für die vorliegende Untersuchung festgehalten werden, dass für das Ausscheiden aus der Wissenschaft, sei es vorläufig oder endgültig, zumindest für den Maschinenbau die *Bezüge zum Normallebenslauf* ausschlaggebender zu sein scheinen als Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft*.

Speziell in den Bezügen zum Normallebenslauf konnte für diesen Typen der spezifische Umgang mit biographischer Unsicherheit erkannt werden. Alle Interviewpartner dieses Typus sahen in ihren Beschäftigungsverhältnissen an den Universitäten biographische Unsicherheit als Gefahr durch die Befristungsregelungen auf sich zukommen. Diese Praxis sahen sie nicht vereinbar mit ihren Interessen und Ansprüchen an ihren Werdegang und so entschieden sie, die Universitäten zu Gunsten entfristeter Stellen in der Industrie zu verlassen. Ihr Umgang mit biographischer Unsicherheit ist also wörtlich zu nehmen als *Um-gang*. Durch die Exitoption der entfristeten Industriestelle umgehen sie die biographische Unsicherheit, die für sie bei einem Verbleib in der Wissenschaft für

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

die nächsten Jahre obligatorisch gewesen wäre. Die Ausführungen haben gezeigt, dass sie über die Stellen in F&E-Abteilungen geschafft haben, institutionelle und eigene Erwartungen als Forschende überein zu bringen.

5.3 Die Gefahr der biographischen Unsicherheit ist bekannt, jedoch nicht akut – die wissenschaftlichen Koordinatoren

Dem dritten Typus konnten Herr Tölle, Herr Zabel, Herr Teis und Frau Ilseemann zugeordnet werden. Alle sind an Universitäten angestellt. Bis auf Herrn Zabel sind auch alle entfristet beschäftigt. Die Interviewten, die den wissenschaftlichen Koordinatoren zuzurechnen sind, zeichnen sich dadurch aus, dass sie biographische Unsicherheit theoretisch als Gefahr kennen, sie für sich selber jedoch nicht wahrnehmen. Als Referenzfall habe ich Herrn Teis ausgewählt. Wie bei Frau Christ lagen auch bei ihm die Ausprägungen der einzelnen Analysekatoren oftmals zwischen den anderen Einzelfällen. Herr Zabel stimmt in der Wahrnehmung der biographischen Unsicherheit mit den anderen Interviewten dieses Typus überein, weshalb er auch diesem zugeordnet wurde. Insgesamt ist er, wie die Darstellungen zeigen werden, jedoch eher als Ausnahme zu betrachten.

5.3.1 Kurzportrait Mirco Teis

Herr Teis ist zum Zeitpunkt des Interviews 41 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Kinder. Sein Vater ist Maschinenbautechniker, hier sieht er eine familiäre technische Prägung. Den Beginn seines Interesses für Maschinenbau verortet er in der Oberstufe. Was die Mutter beruflich macht, erfahren wir nicht. Nach dem Abitur absolvierte Herr Teis den Grundwehrdienst und schloss daran sein Maschinenbaustudium an. Während des Studiums war er studentische Hilfskraft und hatte Einblicke in das wissenschaftliche Arbeiten. Dies gefiel ihm, so dass er das Promotionsangebot, welches ihm nach seinem Studienabschluss am gleichen Institut gemacht wurde, annahm. Die Promotionsphase empfand er als gute und interessante Zeit. Schon vor Beendigung der Promotion stand fest, dass sich wieder eine Stelle am gleichen Institut ergeben würde. Nach der Promotion begann er seine Tätigkeit auf einer befristeten Postdoc-Stelle. Nach zwei Jahren konnte er auf die nun entfristete Stelle als Gruppenleiter wechseln.

5.3.2 Sequenzmuster in Typ 3

Alle Interviewpartner dieses Typus weisen mit ihren bisherigen Werdegängen das Sequenzmuster des *Fortsetzungsstatus* auf. Jeder und jede von ihnen hat nach dem Studienabschluss an derselben Universität promoviert, an der sie oder er auch studiert hatten. Nach der Promotion haben alle vier Interviewten Stellen wiederum an den Instituten angenommen, an denen sie auch promovierten. Es verdichten sich Hinweise auf einen Zusammenhang zwischen der Art der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit in diesem Typ und der Stetigkeit der Werdegänge innerhalb der Wissenschaft dieser Interviewpartner und dieser Interviewpartnerin. In den Ausführungen der Analyseergebnisse werde ich darauf noch genauer eingehen.

5.3.3 Typencharakterisierung entlang der Analysekatoren

5.3.3.1 Biographischer Gesamtzusammenhang

Der *biographische Gesamtzusammenhang* von Herrn Teis stellt sich, mit einigen wenigen Ausnahmen, als Wahrnehmen von Gelegenheiten dar. Aktiv entscheidet er sich aus seinen fachlichen Neigungen heraus für das Studienfach. Auch die Promotion, so schildert er, habe er aus rein fachlichen Interessen bewusst im Anschluss angestrebt. Die Art und Weise, wie er an die Promotionsstelle gelangte lässt jedoch vermuten, dass auch hier schon Gelegenheiten mit entscheidend waren.

„[...] ich war hier lange Zeit Hiwi [...] und aus dieser Hiwi-Tätigkeit ist das dann so langsam erwachsen eigentlich, ganz klassisch Diplomarbeit dann hier am Institut geschrieben [...]“ (Teis, A.:23).

Hier scheint sich eine Gelegenheit den Wünschen des Biographen entsprechend ergeben zu haben. Im Sinne Bourdieus wird hier vermutlich die Ursache nachträglich zum Zweck erhoben (vgl. 1998). Auch die Promotionsstellen der weiteren drei Interviewten in diesem Typ haben sich auf diese Weise ergeben, und alle artikulieren dahinter den Wunsch und die Entscheidung, wissenschaftlich arbeiten und tiefer in ein Thema eintauchen zu wollen. Keiner der Interviewten berichtet jedoch davon, dass sie sich (wie Herr Ittig zum Beispiel) aktiv nach Promotionsstellen umgesehen haben, noch werden diese Gelegenheiten reflektiert und in Abwägung mit anderen Optionen wahrgenommen.

Hier stellt der Übergang in die Promotionsphase bei allen Befragten einen trägen Übergang dar (vgl. Sackmann 2013). Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass sich nicht nur die Stellen ergeben haben, sondern auch die Wissenschaft. Anhand des empirischen Materials lässt sich nicht feststellen, dass die Forschung ein vorrangiges Ziel der Interviewpartner und Interviewpartnerin gewesen sei. An späterer Stelle werde ich unter anderem aus diesem Grund klären, ob diese Interviewten als Postdocs bezeichnet werden sollten (vgl. Kapitel, 5.3.3.4). Dies soll nicht bedeuten, dass die Interviewpartner nicht allesamt ein wahres Interesse an der Wissenschaft aufweisen können. Diesen Aspekt werde ich in der Analysekategorie *biographisches Handeln* noch weiter beleuchten. An dieser Stelle möchte ich lediglich darauf hinweisen, dass die vorhandenen Strukturen und Möglichkeiten die Werdegänge von Teis, Ilseemann, Tölle und Zabel beeinflussten und dieser Einfluss in den Biographien nachträglich sinnhaft umgedeutet wurde.

Ähnlich wie bei der Promotionsphase verhält es sich mit den Übergängen in die daran anschließende Phase.

„[...]bin ich dann direkt... direkt eigentlich wieder hier ans Institut gekommen und dann relativ schnell danach auch in so ne Gruppenleiterposition und seitdem dann IMMER eigentlich am gleichen Institut geblieben“ (ebd., A.:27).

„Ähm, ich war damals in einer Arbeitsgruppe [...] und in dem Bereich wo ich fertig wurde mit meinem Projekt und es auf die Promotion zugeht, ist mein Arbeitsgruppenleiter berufen worden nach (Ort). Demzufolge war seine Stelle vakant und es war, es war dann ein sehr natürlicher Vorgang, weil alle anderen in der Arbeitsgruppe entweder gerade erst dazu gestoßen waren, oder ihre Fühler schon anderweitig ausgestreckt haben“ (Tölle, A.:42).

„Und dann hat sich hier die Chance ergeben (lachen), deswegen habe ich hier die Gruppenleiterstelle inzwischen (lachen), genau“ (Ilseemann, A.:43).

Als Extremfall kann Herr Zabel in diesem Zusammenhang betrachtet werden. Seine Studienfachentscheidung bezeichnet er als *„Bauchentscheidung“* (Zabel, A.:17). Nach dem Studium habe er *„ein bisschen geschaut, was es für Möglichkeiten“* gibt (ebd., A.:30). Er gibt an, dass er keine klaren Präferenzen bei der Stellensuche hatte, und auch heute macht er seine zukünftigen Entscheidungen davon abhängig, *„was sich ja dann an Möglichkeiten ergibt“* (ebd., A.:89). Alles in allem lässt sich durch seine Erzählungen eine sehr passive Gestaltung des Werdegangs nachzeichnen. Es scheint, als sei für ihn wichtig, dass sich irgendeine *„Möglichkeit ergibt“* (ebd.). Speziell die Wissenschaft forciert er nicht. Dies ist eine Gemeinsamkeit der Interviewten dieses Typus. Anders als

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

die Forschenden in der Industrie stellen sich diese Interviewpartner nicht als Forscher dar, auch wenn die wissenschaftliche Tätigkeit im Zuge ihrer Beschäftigungsverhältnisse eine gewisse Relevanz besitzt. Auch darauf werde ich in der Analysekategorie *biographisches Handeln* noch genauer eingehen.

Insgesamt kann für diesen Typ festgehalten werden, dass die Wahrnehmung von Gelegenheiten, in welchem Grad sie auch immer den eigenen Wünschen entsprachen, als grundsätzlich für den *biographischen Gesamtzusammenhang* dieser Interviewpartner und dieser Interviewpartnerin angesehen werden kann. Der Unterschied zu den vorherigen Typen besteht darin, dass Gelegenheiten hier nachträglich über Sinndeutungen zu Plänen und Zwecken erhoben werden. *Manager und Forschende in der Industrie* haben diese Zufälle als solche gedeutet und reflektiert in die Biographien mit aufgenommen. Die weiteren Ausführungen werden zeigen, dass diese Differenz offenbar jedoch keinen Unterschied hinsichtlich der *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit* in dem dieser Arbeit zugrundeliegendem Sample macht

5.3.3.2 Basissicherheit

Allen Interviewten des Typus *wissenschaftliche Koordinatoren* ist gemein, wie auch schon in den Typen zuvor, dass ihre Ausbildung und die Arbeitsmarktlage für Ingenieure und Ingenieurinnen als stärkste *Basissicherheiten* zu erkennen sind.

„Sicherheit ähm, ich sag mal so in dem Berufsfeld ist Sicherheit insofern, also man wird immer irgendwo n Job finden, dass wenn man auch mal die Kollegen sieht, nach der Promotion, da steht keiner ungewollt auf der Straße“ (Teis, A.:63).

„[...] ich hatte nie quasi tiefgreifende Angst, dass jetzt, das man jetzt ein Jahr lang oder anderthalb Jahre lang arbeitslos ist. Ich glaube jeder, jeder findet eigentlich dann auch innerhalb von ein paar Monaten andere Stellen und vielleicht sind sie dann nicht ganz so toll, oder sowas, aber“ (Tölle, A.:160).

„Ach, ich habe so ein bisschen das Selbstvertrauen, dass das bei mir so, dass ich immer was finde, irgendwas, was ich machen kann, von dem her ist das bei mir jetzt nicht ganz so...“ (Zabel, A.:103).

Was auch hier in den Erzählungen immer mitschwingt, ist, dass die Möglichkeiten anderer Beschäftigungsverhältnisse nicht unbedingt in der Wissenschaft zu sein haben. Im Gegenteil, es scheint eher so, als dienen mögliche Exitoptionen in die Industrie als doppelter Boden, wenn es in der Wissenschaft nicht oder nicht mehr klappen sollte.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

„[...] weil ich denke, dass man so in dem, wenn man so ein paar Jahre hinter sich hat, in dem Themengebiet schon auch ganz gut in Unternehmen passen würde“ (Teis, A.:52).

Hierin sehe ich einen weiteren Hinweis darauf, dass sich die Interviewten dieses Typus, ebenso wie die *Manager in der Industrie*, nicht als Forscher wahrnehmen. So geben sie in ihren Schilderungen keine Hinweise darauf, dass es die wissenschaftliche Tätigkeit ist, die sie anstreben. Viel mehr scheinen sie planerische, organisatorische Managementaufgaben in der Wissenschaft zu übernehmen, die sich auch in der Industrie finden lassen würden.

Etwas, was bereits bei Frau Christ (*Manager in der Industrie*) und bei Herrn Clein (*Forschende in der Industrie*) ausgeführt wurde, kommt auch an dieser Stelle als *Basissicherheit* bei Herrn Tölle wieder zum Tragen. Es handelt sich abermals um die Handhabe, die *Basissicherheit* der eigenen Kompetenz durch den absichtlichen Verzicht auf bestimmte Karriereschritte zu wahren und so vielleicht biographische Unsicherheit zu vermeiden. So habe er, Herr Tölle, Angst davor, sich „zu weit raus zu trauen, um dann auf irgendeiner Position zu sein, wo [er] was machen muss, was [er] dann vielleicht gar nicht mehr toll kann oder so was“ (Tölle, A.:110). Er nennt dies „die Stufe der maximalen Inkompetenz“ (ebd.), bei der jeder, der etwas gut macht, auf die nächst höhere Stufe befördert wird, ohne die damit verbundenen Aufgaben ebenso gut zu beherrschen. Die Erläuterungen zur Kategorie *biographisches Handeln* werden deutlicher klären, weshalb Herr Tölle diesen Standpunkt vertritt. Aber es zeichnet sich auch hier wieder ab, dass neben der materiellen Sicherheit über die Beschäftigungssituation auch die Passung zwischen institutionellen Anforderungen und eigenen Erwartungen und Wünschen entscheidend ist, damit biographische Sicherheit auch im Sinne einer sinnhaften biographischen Deutung hergestellt werden kann.

Interessant ist, dass die entfristeten Interviewpartner und die Interviewpartnerin dieses Typus trotz der Relevanz des zuvor beschriebenen Aspektes weitaus häufiger auf die Entfristungen ihrer Beschäftigungsverhältnisse als Sicherheitsgaranten eingehen als die entfristeten Interviewten in der Industrie. Dies könnte damit zusammenhängen, dass sie in dem Feld, in dem sie beschäftigt sind, viel häufiger mit der Problematik der Befristung konfrontiert sind als die Kollegen außerhalb der Wissenschaft. In diesem Zusammenhang wird auch die Kommunikation über dieses Thema viel präsenter, als in einem Feld, in dem die Festeinstellung obligatorisch scheint. Auf die Frage, welche Rolle Sicherheit im Beruf spielt, antwortet Herr Teis: „Ja doch schon ne große...weil ähm...ich sag mal so,

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

die Tatsache hier ne Dauerstelle zu haben, natürlich extrem VIEL dazu beiträgt [...]“

(Teis, A.:63).

Aber auch Frau Ilsemann und Herr Tölle gehen auf ihre Dauerstellen positiv ein.

„Aber von daher spricht nichts dagegen, dass für die nächsten 20, 30 Jahre zu machen – aus der jetzigen Sicht“ (Ilsemann, A.:81).

„Ah, jetzt bin ich in der Position, die nicht zu Ende geht, ne?! (lachen)“ (Tölle, A.:112).

Des Weiteren könnte dies ein Hinweis darauf sein, dass die befristete Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter als *eigentliche Normalität in der Wissenschaft* wahrgenommen wird, weshalb die eigene entfristete Stelle nicht unkommentiert bleiben kann. Die weiteren Ergebnisse werden noch darauf hindeuten, dass die Entfristung an der Universität unterhalb der Professur als großes Glück gedeutet wird. Es wird auch deutlich, dass sie sich nicht den institutionellen Anforderungen gegenübersehen, ihr Beschäftigungsverhältnis als *„Karriere-Zwischenkategorie“* (Kreckel 2008:2) auf dem Weg zur Berufbarkeit anzunehmen. Von ihnen wird scheinbar nicht erwartet, dass sie sich nach einer Phase der Weiterqualifizierung auf eine Professur bewerben. Sie sehen sich als Mitarbeiter mit Daueraufgaben, die *„nicht zu Ende“* gehen und die sie *„die nächsten 20, 30 Jahre machen“* können. Genau dies scheinen auch die an sie gerichteten institutionellen Anforderungen an sie zu sein. Die bereits angesprochene Passung zwischen Anforderungen und eigenen Erwartungen und Wünschen stimmt also überein. An dieser Stelle wird auch klar, weshalb ich im Zusammenhang mit diesem Typus nicht vorbehaltlos von einer Postdocphase sprechen kann, da ich in Frage stelle, ob diese Interviewten als Postdocs bezeichnet werden können. Da statt der wissenschaftlichen Qualifizierung die Übernahme von dauerhaften Ablauf- und Organisationsaufgaben im Fokus der Interviewten und auch der institutionellen Anforderungen steht, sehe ich Teis, Tölle, Ilsemann und Zabel nicht als Postdocs, sondern als wissenschaftliche Koordinatoren/ Koordinatorin. Die Aspekte, die mich dazu veranlassen, die Interviewten nicht als Postdocs zu bezeichnen, werden mit der nächsten Analysekategorie noch deutlicher.

5.3.3.3 Konstruktion von Zukunft

Herr Teis sieht seine Zukunft eher geschlossen. Bereits geplante Schritte sind für ihn optional und würden an seiner grundlegenden Beschäftigungssituation nichts verändern. So möchte er beispielsweise noch habilitieren. Dies wäre jedoch von der formalen Grundlage seines Beschäftigungsverhältnisses her nicht notwendig und sein Aufgabenfeld würde er dadurch beibehalten. Ebenso wird dieser Schritt nicht von außen an ihn herangetragen.

„So lange sich im Moment nichts Wesentliches ändert ist es so gut wie es ist, das heißt ich werde trotz allem dieses Thema Habilitation beispielsweise nicht aus den Augen verlieren [...], ansonsten ist die Situation so eigentlich de facto perfekt und ich würde da gar nicht viel ändern können oder wollen“ (Teis, A.:52).

Weiterhin verweist er darauf, dass er in seiner jetzigen Situation nur etwas abwandeln würde, wenn sich „die Dinge ändern“ (ebd.). Hierbei meint er anscheinend die Rahmenbedingungen seines Beschäftigungsverhältnisses. Unter Rückbezug auf die *Basissicherheit* der guten Arbeitsmarktlage, führt ihn dies aber nicht dazu, diesbezüglich biographische Unsicherheit wahrzunehmen.

Wie die Zitate von Frau Ilsemann (A.:81) und Herrn Tölle (A.:112) auf Seite 167 gezeigt haben, sehen auch sie ihre Zukunft als tendenziell geschlossen. Herr Zabel wiederum ist als Ausnahmefall zu betrachten. Entgegen der anderen drei Interviewten sieht er seine Zukunft als völlig offen im Sinne von uneindeutig.

Dies scheint sicherlich auch an der Befristung seiner Tätigkeit zu liegen, insgesamt kann aber am Material nicht geklärt werden, ob darin der einzige Grund für seine offene *Zukunftskonstruktion* liegt. So verweist er auch darauf, dass er sich vorstellen könnte, etwas gänzlich anderes zu tun, als er es in seiner jetzigen Tätigkeit macht (*„Aber, wie gesagt, war ne Bauchentscheidung eigentlich, also, würde ich nicht mehr machen. [...] Als Arzt kann man sich irgendwo niederlassen, hat man schon mehr Optionen, ne. Ich glaube, das hätte mir mehr Spaß gemacht, sowas halt so...“*) (Zabel, A.:109f). Dies lässt vermuten, dass er auch die Inhalte seiner Tätigkeit in Frage stellt und dadurch die Offenheit seiner *Zukunftskonstruktion* zustande kommt. Es ist jedoch spannend, dass trotz dieser Unterschiedlichkeit in den Fällen die gleiche Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit vorzufinden ist.

5.3.3.4 Biographisches Handeln

Das *biographische Handeln* dieses Typus ist abermals bestimmt durch Bezüge zum Normallebenslauf. Dies schließt, anders als beim Typus *Manager in der Industrie*, hier die Bezüge zur Wissenschaft jedoch nicht aus. Die zumeist positiven Anknüpfungen zur Wissenschaft werden in die Bezüge zum Normallebenslauf integriert. Durch die Stellenmodalitäten bei dreien der vier Interviewten dieses Typus ist zumindest die Form eines Normalarbeitsverhältnisses gegeben. Dies erscheint maßgeblich für das *biographische Handeln* dieser Postdocs. Ebenso scheint an dieser Stelle wie auch bei den vorherigen Typen die Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen relevant im Hinblick auf die Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit zu sein.

Einer der deutlichsten Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* besteht bei Herrn Teis darin, dass er immer wieder darauf eingeht, dass ihm vor allem Art und Form des wissenschaftlichen Arbeitens zusagt.

„Also, das sind so die Fächer, die so n bisschen (h) na Richtung analytische...äh Fragestellung gehen“ (Teis, A.:19).

„I: Warum haben Sie promoviert? T: Ja, aus diesem wissenschaftlichem INTERESSE schlicht“ (ebd., A.:23).

„[...] weil so der klassische Ingenieur, der so alle Felder bedient und selber noch mit den Gummistiefeln im Öl steht oder so, den kann man gar nicht benennen, also beispielsweise wäre ich auch weit davon entfernt. Klar, Begeisterung für technische Dinge ...MUSS man haben, weil sonst ist man fehl am Platz...und so n gewissen Forscherdrang“ (ebd., A.:35).

Auch Herr Tölle und Frau Ilseman betonen immer wieder, dass es ihnen vor allem um die Form des wissenschaftlichen Arbeitens ginge.

„Ich wollte im Forschungsumfeld arbeiten und habe deswegen an der Uni angefangen“ (Tölle, A.:22).

„Ähm, habe aber im Vergleich eben zu meiner Promotion oder zum Arbeiten an der Uni gemerkt, dass es ein anderes Arbeiten ist. Ähm, in vielerlei Hinsicht, auch interessant, mit Sicherheit, mir liegt aber ebenso das Arbeiten an der Uni und an einem Problem in die Tiefe zu gehen mehr“ (Ilseman, A.:33).

Bei dem ständigen Verweis auf das intrinsische Forschungsinteresse kann es sich, und das legen die bisherigen Ergebnisse zum *biographischen Gesamtzusammenhang* nahe, um eine schlichte Erzählung handeln. Diesen Aspekt werde ich an anderer Stelle

nochmals aufnehmen. Hier ist zunächst festzuhalten, dass die Interviewten dieses Typus sich selbst in einem wissenschaftlichen Kontext verorten. Dies unterscheidet sie von den *Managern in der Industrie*, welche sich als technische Experten ansehen. Daraus erklären sich auch die Bezugnahmen zu Normalitäten in der Wissenschaft der *wissenschaftlichen Koordinatoren* dieses Typus. Sie deuten ihre Tätigkeit in einem Umfeld der Forschung, hierfür scheint für sie zu gehören, sich selbst als Wissenschaftlerin und Wissenschaftler darzustellen. Um diese Selbstdarstellung als Wissenschaftler anscheinend noch zu unterstreichen, wird die Form der Arbeit in der Industrie als negativ kontrastierend zur Wissenschaft dargelegt – bei den *Forschenden in der Industrie* war es noch umgekehrt. Dies spricht dafür, dass der Ort des Beschäftigungsverhältnisses die Wahrnehmung und vor allem die Art der Bezüge zu prägen scheint.

„[...] einfach wirklich noch wissenschaftlich arbeiten zu können, OHNE den, sag ich mal, Alltag im Industrieunternehmen zu haben“ (Teis, A.:22).

„Vor allem, weil uns hier auch die Möglichkeit gegeben wird wirklich auf Details zu schauen und nicht nur Durchsatz zu bringen“ (Ilseemann, A.:41).

„[...] dass man in der Industrie sozusagen nen Chef hat, der einem Arbeit aufdrückt, und in der Forschungslandschaft darf man sozusagen forschen und machen was man will“ (Tölle, A.:22).

In den Bezügen zu Normalitäten in der Wissenschaft, die explizit genannt werden, wird das Verhältnis zwischen positiv bewerteter Wissenschaft und negativ bewerteter Industrie noch deutlicher. Herr Teis betont vor allem die Vorteile in der Wissenschaft: Freiheit in der thematischen Ausrichtung, Flexibilität in der eigenen Arbeitsgestaltung, flache Hierarchien im Arbeitsumfeld, sowie Eigenverantwortlichkeit und Selbstständigkeit insgesamt (vgl. Teis, A.:43, 46). Auffällig ist, dass hier ausnahmslos Vorteile aufgezählt werden, die Form und Inhalte der Arbeit betreffen, nicht aber Stellenmodalitäten. Dies stimmt mit den Ergebnissen überein, dass Postdocs zumeist vor allem mit ersteren beiden Aspekten ihrer Beschäftigung sehr zufrieden sind (vgl. Kapitel 3.3). Da ich in den Interviewten dieses Typus keine Postdocs sehe, kann in dieser Bezugnahme die Reaktion auf einen Diskurs der Wissenschaftsforschung gesehen werden, der das, was Weber bereits den „inneren Beruf“ (Weber/Dirk 2002:481) nannte, als einen unverzichtbaren Aspekt der erfolgreichen wissenschaftlichen Karriere in den Mittelpunkt stellt. Das intrinsische Interesse an der Wissenschaft an sich und die Bereitschaft, dafür im Zweifel auch negative Aspekte, vor allem im Hinblick auf die Stellenmodalitäten, in Kauf zu nehmen (vgl. Kapitel 3.3). Dies würde auch die

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Erzählungen der *wissenschaftlichen Koordinatoren* in Bezug auf die eigenen Stellenmodalitäten erklären. Hier geht der positive Grundton verloren. An seine Stelle tritt das Glück und der Zufall – der wilde Hasard.

„[...] also insofern, als sich dann damals diese...äh Option des, der unbefristeten Stelle ergab, war das natürlich was, wo man, wo ich sehr drauf gesprungen bin (lacht) an der Stelle, weil es damals sehr selten war“ (Teis, A.:41).

„Ich hatte das Glück, dass ich dann irgendwann ne Dauerstelle bekommen habe, [...] die mich insofern in ne gewisse luxuriöse Situation bringt, jetzt nicht mich morgen weg bewerben zu müssen“ (ebd., A.:50).

„Zum anderen ist meistens die Schwierigkeit, dass es im akademischen Bereich oft befristete Stellen gibt, was es schwierig macht. Ich hatte dann das Glück, dass hier eine Stelle frei wurde, die NICHT befristet war“ (Ilseman, A.:43).

„Sodass ich dann, sicherlich war es ein glücklicher Zufall, dass diese Stelle, dass das sozusagen zeitlich genau gerade synchronisiert war“ (Tölle, A.:42).

Ausnahmslos wird die Entfristung von den entsprechenden Interviewten dieses Typus als „Glück“ wahrgenommen. Dies drückt zum einem die besondere Normalität der Befristung in der Wissenschaft und die Bezugnahme der Interviewpartner und der Interviewpartner auf diesen Diskurs aus. In ihrer Selbstdarstellung als Wissenschaftlerin und Wissenschaftler scheint ihnen bewusst, dass die Entfristung der eigenen Stellen ungewöhnlich ist. Zwar werden institutionell an sie direkt keine Anforderungen gestellt, die ihre Entfristungen in Frage stellen, aber der allgemeine Diskurs darüber veranlasst sie doch, dazu in dieser Form Stellung zu nehmen. Sie deuten ihren Werdegang als durch Willkür beeinflusst. In ihren Erzählungen stellen sie ihren Berufsverlauf so dar, als sei die Entfristung eher ein Resultat dessen, zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen zu sein, als dass es Resultat der eigenen Kompetenz und Qualifikation war. Der Eindruck, dass die Entfristung in der Wissenschaft als großer Zufall, als Hasard wahrgenommen wird, verstärkt sich noch dadurch, dass sie sich nur auf ihre Kompetenzen und Qualifikationen beziehen, wenn es um die hypothetische Annahme geht, außerhalb der Wissenschaft eine Beschäftigung finden zu müssen (vgl. *Basissicherheit*). Sie werden nicht als *Basissicherheit* angebracht, um darauf zu verweisen, auch in der Wissenschaft immer eine adäquate Stelle finden zu können. Dies könne auch daran liegen, dass sie ohne die Entfristung keinen Verbleib in der Wissenschaft der Forschung wegen forcieren würden. An späterer Stelle wird dieser jetzt noch spekulativ wirkende Punkt durch die Empirie belegt.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Nun, da die Entfristung unterhalb der Professur jedoch geglückt ist, lässt sich feststellen, dass Herr Teis sehr zufrieden mit seiner beruflichen Situation ist. Zwar möchte er noch, wie bereits angemerkt, habilitieren, einen weiteren Aufstieg auf der wissenschaftlichen Karriereleiter strebt er jedoch nicht an. Eine Erklärung dafür könnte sein, und darauf weisen die Äußerungen von Herrn Teis hin, dass für die Professur keine Notwendigkeit besteht. Einerseits wurde eine Dauerstelle unterhalb der Professur erreicht, andererseits wird dieser Karriereschritt institutionell von ihm auch nicht verlangt. Wie bereits beschrieben, sind es nun die organisatorischen und koordinatorischen Daueraufgaben, die im Zusammenhang seiner Stelle, und auch derer der anderen entfristeten Interviewten dieses Typus, von ihm erwartet werden. Diese unterschiedliche Erwartungshaltung wird im nächsten Zitat von Herrn Teis deutlich.

„Ähh...JA...grundsätzlich bin ich ja auch mal mit dem Ziel der Habilitation nach der Promotion dann hier wieder eingestiegen...hh...davon ist aber noch keine einzige Seite geschrieben, was so n bisschen auch an der Zeit n stückweit natürlich hängt und wenn ich ehrlich bin auch ein bisschen daran, dass...muss ich so rum erzählen. Nach der Promotion hier wieder anzufangen, heißt normalerweise maximal sechs Jahre und in diesen sechs Jahren sollte man dann versuchen, alles so zu steuern, so zu regeln, dass man eben dann zum Beispiel die Habilitation in der Tasche hat und sich dann entsprechend auf die Suche macht...“ (Teis, A.:50).

Wie bereits beschrieben, wurde Herr Teis nach zwei Jahren als Postdoc entfristet und ist nun in der *„luxuriösen Situation [...] [sich] nicht morgen wegbewerben zu müssen“* (ebd., A.:50). Dem Normalfall, während einer befristeten Postdocstelle durch weitere Qualifikationen an der eigenen Berufbarkeit zu arbeiten, stellt er seine eigene Situation entgegen. Dadurch, dass er den Erwartungen an die fortschreitende wissenschaftliche Qualifizierung nicht entsprechen muss, stimmt die Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen. Das Vorhaben, dennoch die Habilitation anzustreben, kann hier wiederum als Reaktion auf den antizipierten *Normalfall* der Postdocphase gesehen werden. Er braucht sie jedoch nicht, um die Professur anzustreben. Dies möchte und muss er nicht. Einen ganz anderen Grund, die Professur nicht anzustreben, gibt Herr Tölle an. Wie bereits zitiert, möchte er die *„Stufe der maximalen Inkompetenz“* (Tölle, A.:110) vermeiden und lieber Gruppenleiter mit wissenschaftlichen Aufgabenstellungen bleiben, als Professor mit Managementaufgaben zu werden. Frau Ilsemann ihrerseits schließt die Professur nicht aus⁶⁴, nur verspüre sie keinen Druck sich *„von einem ins*

⁶⁴ Hier ist anzumerken, dass auch Teis und Tölle die Professur nicht gänzlich ausschließen. Würde kein Weg daran vorbeiführen, so würden sie auch die Professur annehmen. Sie sehen lediglich in ihrer momentanen Situation keinen Grund, dies zu tun.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

nächste zu stürzen“ (Ilseman, A.:77). Lieber lasse sie sich noch *„drei bis fünf Jahre Zeit“* (ebd.), um sich diesen Schritt zu überlegen.

Anhand des empirischen Materials zeigt sich, dass die Professur auch von den entfristeten Interviewten in der Wissenschaft, zumindest vorerst von den wissenschaftlichen Koordinatoren, als *Kann-Option* gesehen wird. Sie stellt nicht zwangsläufig das Finale einer wissenschaftlichen Karriere dar, auf die sich alles zuspitzt, auch wenn die angegebenen Gründe hier in den Einzelfällen variieren. Es wird sich bei der Analyse der weiteren Interviewten im akademischen Maschinenbau zeigen, ob die Professur auch hier als *Kann-Option* wahrgenommen wird, und ob sich diese Wahrnehmung entlang der Stellenmodalitäten unterscheidet. Die bisherigen Analysen der *Manager* und der *Forschenden in der Industrie* haben gezeigt, dass hier die Professur ebenfalls lediglich als eine von verschiedenen Optionen gesehen wird. Welchen Einfluss dieser Aspekt auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit dieses Typus hat, wird unter der letzten Analysekategorie betrachtet. Die *vermeintliche Normalität in der Wissenschaft*, dass der akademische Werdegang zwangsläufig auf eine Professur zuläuft, wird von den bisher beschriebenen Interviewten nicht als Norm wahrgenommen und offenbar von institutioneller Seite auch nicht als Erwartung an sie herangetragen.

Herr Zabel, wie schon mehrfach angebracht, ist auch hier wieder als Ausnahmefall im Typ zu betrachten. Zwar verweist auch er auf die gleichen positiven Aspekte des wissenschaftlichen Arbeitens (*„Ja, ich habe da viel Spielraum drin“* (Zabel, A.:57), diese Vorteile sieht er aber nicht in der Wissenschaft alleine. Bereits das Zitat auf Seite 168 (vgl. Kapitel 5.3.3.3) verweist darauf, dass er die Form des Arbeitens, die seinen Neigungen entspricht, auch in anderen Berufen sieht, so wie hier beispielsweise dem des niedergelassenen Arztes. Somit baut er keine weiteren Bezüge zur Wissenschaft auf, lediglich zu einer speziellen Form des Arbeitens – flexibel und selbstbestimmt. Dies wäre jedoch durch viele freiberufliche Tätigkeiten gegeben.

Gleichzeitig hat er scheinbar nur sehr oberflächliches Wissen von Anforderungen und Voraussetzungen des wissenschaftlichen Werdegangs. Die Gefahr des Hasard ist ihm dabei jedoch, wie auch den anderen Interviewten dieses Typus, deutlich vor Augen. Auf die Frage nach einer idealen Karriere in der Wissenschaft antwortet er: *„Ja, wie sieht die aus, ja, pf hh ähm, gut, sicherlich viel veröffentlichen, viel Kontakte knüpfen und dann hoffen, dass man irgendwo dann unterkommt als Professor“* (Zabel, A.:51).

Spätere Ausführungen werden zeigen, dass es Herrn Zabel mehr darum zu gehen scheint, seinen bisher lückenlosen Lebenslauf weiter ohne größere Anstrengungen realisieren zu

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

können, als bestimmte Inhalte seiner Arbeit zu forcieren oder in der Wissenschaft zu bleiben.

Neben den Bezügen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* stellt Herr Teis auch Bezüge zum Normallebenslauf her. Diese stehen für ihn jedoch nicht in Kontrast zu seinem akademischen Werdegang. Vielmehr sieht er Aspekte des Normallebenslaufs für sich in seinem akademischen Werdegang integriert. Dies geht mit dem Sequenzmuster seines Werdegangs und der Entfristung seiner universitären Tätigkeit einher. Herr Teis und auch alle anderen Interviewten dieses Typus, sogar Herr Zabel, weisen nicht nur einen sehr stetigen Werdegang bezüglich der Sequenzmuster auf (Fortsetzungsstatus). Hinzu kommt, dass auch die Abfolge des Fortsetzungsstatus sehr stetig ist, soll heißen, dass alle Interviewten ohne Brüche oder Pausen in das jeweils folgende Beschäftigungsverhältnis gelangten. Diese Übergänge waren zudem nicht kurzfristig, sondern für die Betroffenen jedes Mal im Voraus erkennbar. Einzig für Herrn Zabel ist zum Zeitpunkt des Interviews nicht absehbar, was und wo die Anschlussstelle an seine derzeitige befristete Stelle sein wird. Er ist auf einer befristeten Stelle beschäftigt und hat noch keine Anschlussoption im Institut oder an irgendeiner anderen Stelle. Die biographische Erfahrung des bisher sehr stetigen Fortsetzungsstatus scheint bei ihm jedoch unter anderem dazu zu führen, dass er biographische Unsicherheit für sich akut nicht wahrnimmt. Einzig seine *Zukunftskonstruktion*, das hat die Analyse gezeigt, bleibt dadurch offen. Er kann zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht sagen, wo und was seine nächste Beschäftigung sein wird, somit kann er keine sinnhafte Deutung einer bestimmten Zukunft, im Sinne von geschlossen, konstruieren. Dennoch sieht er seiner Zukunft sehr positiv entgegen. Dies könnte sich durch den Bezug auf die *Basissicherheiten* erklären, anhand des Materials bleibt jedoch ungewiss, ob dies tatsächlich so ist.

Aspekte des Normallebenslaufs, die Herr Teis in seinen Erzählungen mit aufnimmt, beziehen sich auf Planungssicherheiten. Diese stellt er vor allem vor dem Hintergrund seiner traditionellen Lebensführung dar – verheiratet, zwei Kinder, Eigenheim. Aber auch in diesen Schilderungen verweist er auf positive Aspekte der Wissenschaft, die in seinen Augen mit einer Stelle in der Industrie nicht vereinbar wären. Auf die Frage nach einem guten Leben resümiert er das vorangegangene Wochenende.

„Freitag relativ spontan Urlaub genommen. Bin dann mit meiner Frau und den zwei Kindern nach Mecklenburg Vorpommern gefahren...hatten da ne schöne Zeit..ähm bin jetzt zurück gekommen, habe mich wieder aufs Büro gefreut und freu mich jetzt aber auch schon wieder, wenn wir das nächste Wochenende wieder irgendwo unterwegs sind...ähm... bin nach Hause gekommen, in unser Eigenheim, also das war..das ist schon

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

n gutes Gefühl. [...] ich kenn das auch von Nachbarn, wo dann auch mal so 50, 60 Stunden-Wochen, wenn der Vater arbeitet und die Kinder nicht sieht, das ist so ne Konstellation, was nicht heißt, dass wir nicht auch viel arbeiten, aber es geht halt so flexibel, dass man sich eben auch das Notebook unter n Arm klemmen kann und per Email von zu Hause das machen kann. Ich hab grad zwei Monate Elternzeit hinter mir, wo das auch super geklappt hat ne, also den Sommer, inklusive Fußball WM mit den beiden Kindern zu Hause zu genießen ist auch...nicht schlecht. Kann man machen“ (Teis, A.:57).

In diesem Interviewausschnitt geht es vor allem um die Vorzüge seines Beschäftigungsverhältnisses an der Universität. Hier wird abermals die Arbeit im akademischen Maschinenbau kontrastierend zur Arbeit in der Industrie dargestellt. Wichtig ist ihm, nochmals die positiven Aspekte entlang der eigenen Lebensführung herauszustellen. Erst später im Interview verweist er darauf, dass Dreh- und Angelpunkt dieser Lebensführung die Planungssicherheit durch die Entfristung ist.

„[...] weil so im Nachgang dessen, als es sich dann die Gelegenheit ergab eben eine Dauerstelle anzunehmen hier an der Uni ähm ERST so in dem Nachgang macht man sich so Überlegungen, beispielsweise so materielle Dinge wie n Haus zu bauen. Wo dann ja auch das ganze Private extrem mit dranhängt. Hätte ich nicht gemacht, wenn ich 2007⁶⁵ nicht gewusst hätte, wo ich 2009 bin. [...] Sicherheit heißt eben auch so n bisschen Planbarkeit, also für mich ist es jedenfalls nicht unwesentlich“ (ebd., A.:63).

Hier wird deutlich, dass Herr Teis zwar die Vorzüge der Wissenschaft genießen kann, dies aber zu Bedingungen, die dem Normalarbeitsverhältnis des Normallebenslaufs entsprechen. Dieser Punkt ist in seiner Biographie und im Hinblick auf seine Wahrnehmung biographischer Unsicherheit entscheidend. Er sieht in seinem jetzigen Beschäftigungsverhältnis eine sehr sichere Stelle – vielleicht mit noch mehr Planungssicherheit verbunden, als in der Industrie. Auch die Interviewten in der Industrie (*Manager und Forschende in der Industrie*) machten schon an verschiedenen Stellen deutlich, dass ihre entfristeten Stellen, bedingt durch die jeweilige wirtschaftliche Lage, nicht mit lebenslanger Planbarkeit gleichgesetzt werden können. Herr Teis hingegen stellt für seine Beschäftigungsform fest:

„Also in diesem Umfeld ist natürlich so ne Industrietätigkeit auch...vielleicht n bisschen Risiko behafteter, als so etwas hier im öffentlichen Dienst zu machen, insofern...ähm...geht das glaube ich schon n bisschen einher mit nem gewissen Bedürfnis, da Planungssicherheit zu schaffen, und das war eben mit dieser Dauerstelle eigentlich perfekt“ (ebd.)

Dieser Bezug zum öffentlichen Dienst statt zur Wissenschaft verweist auf die Wahrnehmung besonderer Planungssicherheit und stellt seine Tätigkeit in den Kontext eines

⁶⁵ Jahreszahlen wurden zu Gunsten der Anonymisierung verändert.

Normalarbeitsverhältnisses. Gleichzeitig untermauert dies meine Annahme, dass sich bei den Erzählungen der Interviewten um Selbstdarstellungen als Wissenschaftlerin und Wissenschaftler und nicht als Selbstwahrnehmungen als solche handelt. Die Planungssicherheit der Beschäftigungsverhältnisse steht im Vordergrund der Sinndeutungen, nicht die inhaltliche Ausrichtung. Die Schilderungen hierzu können als Reaktionen auf Diskurse innerhalb der Wissenschaft gewertet werden. Der Aspekt des öffentlichen Dienstes findet sich auch bei Frau Ilsemann. Ihre Planungssicherheit bezieht sich hier auf die Perspektive der Familiengründung.

„Das war auch ein Grund, warum ich die Richtung eingeschlagen habe und gesagt habe, ich bleibe im öffentlichen Dienst, weil ich mir vorstellen kann, dass es später mal einfacher sein wird mit Familie als in der Industrie“ (Ilsemann, A.:101).

Hier stellt sich natürlich die Frage, ob es sich bei der Sicht von Frau Ilsemann um eine geschlechtsspezifische Sinndeutung handelt. Die Erzählung von Herrn Teis zu seiner Elternzeit weist darauf hin, dass der Aspekt der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in den Erzählungen von Maschinenbauern in der Wissenschaft kein exklusives Frauenthema ist. Hierauf werde ich vor allem noch in der Analyse des folgenden Typus (wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen) eingehen.

An dieser Stelle soll zunächst weiter auf den Aspekt der Planungssicherheit in diesem Typus eingegangen werden. Wie stark das Bedürfnis danach den Werdegang von Herrn Teis beeinflusst, wird daran erkenntlich, dass er eine andere Stelle im deutschsprachigen Ausland aus Gründen der besseren Planbarkeit zu Gunsten der Universitätsstelle ausgeschlagen hat (vgl. Teis, A.:63). Hier spielte zudem eine Rolle, dass er nicht bereit war, diese große Mobilität, die für die Stelle in der Industrie aufzubringen war, zu leisten.

„Eben aus diesem [...] ich fühl mich zu Hause wohl-Gedanken“ (Teis, A.:63) scheint die Wahrnehmung der sich bietenden Gelegenheiten in der Wissenschaft (vgl. *biographischer Gesamtzusammenhang*) noch attraktiver gewesen zu sein. Gleichzeitig geht er damit auf eine *Normalität der Wissenschaft* ein. Die Mobilitätsanforderungen in diesem Feld (vgl. Kahlert 2012) sind ihm bekannt, durch seine Stelle ist er jedoch nicht gezwungen, diesen nachzukommen. Zwar hat seine Tätigkeit an der Universität als Postdoc-Tätigkeit auf einer befristeten Mitarbeiterstelle begonnen, er verrät jedoch, dass bereits bei Antritt dieser Stelle *„eigentlich relativ schnell klar [war], dass der Zeiger dann eben auch in diese Richtung ausschlägt“* (ebd.) – die entfristete Position also schon in Aussicht stand. Dies ändert nichts daran, dass er diese Position innerhalb der Wissenschaft als großes Glück empfindet (vgl. Bezüge zu Normalitäten in der

Wissenschaft). Ganz deutlich wird somit, dass der Werdegang von Herrn Teis durch sein Bedürfnis an Planungssicherheit, das sich bei ihm in eindeutigen Bezügen zum Normallebenslauf ausdrückt, beeinflusst ist. Gleichzeitig kann daran erneut abgelesen werden, dass er nicht als Postdoc in der Lesart der vorliegenden Untersuchung zu bezeichnen ist, da er nicht vorhatte, den wissenschaftlichen Karriereweg bis zur Professur zu gehen.

Insgesamt scheint sich für diesen Typus ein Bezug zum Normallebenslauf herauszukristallisieren, der die Vorteile einer freien und flexiblen wissenschaftlichen, in diesem Fall vielleicht eher einer wissenschaftsnahen Tätigkeit in ein Normalarbeitsverhältnis integriert. Ohne die sicheren äußeren Verhältnisse wären diese Interviewten nicht an Universitäten geblieben. Frau Ilsemann schildert dies sehr eindrücklich mit den Worten: *„[...] deswegen bin ich in die Richtung gegangen und habe auch von vornherein geklärt oder für mich festgelegt, dass ich nicht auf eine befristete Stelle gehe, nur auf eine unbefristete. Ich habe hier jetzt eine, eine unbefristete Beamtenstelle, was für mich mehr oder weniger so das höchste an Sicherheit darstellt, was man sich so aussuchen kann“* (Ilsemann, A.:111). Zur Wahrung der Planungssicherheit, und somit auch biographischer Sicherheit, hätte sie die wissenschaftliche Karriere ausgeschlossen. *„Unter anderen Voraussetzungen hätte ich das zum Beispiel auch NICHT gemacht“* (ebd., A.:85). An dieser Stelle relativieren sich die Aussagen der Interviewten, die bereits in diesem Kapitel zitiert wurden (vgl. S.172) und ihre Neigungen und Interessen am wissenschaftlichen Arbeiten betreffen. Es stellt sich vermutlich so dar, dass die Form der Arbeit schon die bevorzugte ist. Sollte sich diese jedoch nicht in den geregelten Bahnen des Normalarbeitsverhältnisses realisieren lassen, so würde man diese auch opfern. Sicherlich ist hier zwischen den Einzelfällen eine Varianz auszumachen.

Anders als bei Herrn Teis und Frau Ilsemann geht Herr Tölle nicht so direkt auf den bestimmenden Aspekt der äußeren Verhältnisse ein. Wir wissen nicht, ob er die Wissenschaft unter den Bedingungen einer Befristung verlassen würde. Aber auch er macht darauf aufmerksam, dass er sich durchaus vorstellen könnte, wenn er *„mal keine Lust mehr habe rumzurühren und den Vortänzer zu spielen“* (Tölle, A.:92), auch in die Industrie zu wechseln und auch da *„schöne Arbeit [zu] machen“* (ebd.). Insgesamt kann ich auch hier wieder darauf verweisen, dass die explizit angebrachte intrinsische Motivation der Interviewten dieses Typus als Reaktion auf in der Wissenschaft vorherrschende Diskurse anzusehen ist. Ich konnte anhand des empirischen Materials herausarbeiten, dass es Teis, Tölle, Ilsemann und Zabel nicht in erster Linie um die

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Wissenschaft geht. Sie sind, wie bereits beschrieben, nicht als Postdocs, sondern als wissenschaftlichen Koordinatoren zu betrachten. Dies schließt wissenschaftliche und wissenschaftsnahe Tätigkeiten nicht aus, es schließt jedoch die institutionelle Erwartung aus, die Professur erreichen zu wollen. Dies wiederum deckt sich mit den eigenen Wünschen und Erwartungen. Herr Zabel ist hier wieder als Ausnahme zu betrachten. Trotz befristeter Stelle und dem Verweis auf die prekäre Situation in der Wissenschaft, nimmt er für sich keine biographische Unsicherheit wahr. Dies ist noch verwunderlicher, betrachtet man seine Bezüge zum Normallebenslauf. Er verweist darauf, wie wichtig es sei „keine Lücken im Lebenslauf“ (Zabel, A.:47) zu haben, „sich auch schon im Studium [zu entscheiden], was man später machen möchte“ (ebd., A.:49), und dass der Vorteil der Professur in der Verbeamtung liege (vgl. ebd., A.:77). Anhand des empirischen Materials kann ich nicht eindeutig darauf schließen, ob er sein Sicherheitsbedürfnis ausschließlich über die *Basissicherheit* bedient sieht, oder ob Teile seiner positiven *Zukunftskonstruktion* nicht doch nur reine Erzählungen sind.

5.3.3.5 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit

Wie bereits angemerkt, zeichnet sich dieser Typ durch die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Gefahr aus, die jedoch persönlich nicht akut ist. So sind die *Zukunftskonstruktionen* der Interviewten eher geschlossen, außer bei Herrn Zabel. Mit den *Basissicherheiten* verweisen alle auf gute Arbeitsmarktchancen außerhalb der Wissenschaft und somit auf genügend Optionen. Dies beziehen sie jedoch nicht auf den wissenschaftlichen Arbeitsmarkt. Hier sind sich alle einig, dass sie schlicht *Glück* hatten, ihre jetzige Stelle an den jeweiligen Universitäten zu bekommen. Glück wiederum impliziert Willkür und lässt biographische Unsicherheit zur Gefahr werden. Diese Wahrnehmung konnte ich anhand des empirischen Materials jedoch nicht ausmachen. Zum einen wird eine solche vermeintliche Gefahr durch die entfristeten Stellen der Interviewten nicht akut. Die Auswertungen zu den Bezügen zum Normallebenslauf haben gezeigt, dass Teis, Tölle, Ilsemann und Zabel hierzu klare Verbindungen herstellen, im Grunde sogar ein Normalarbeitsverhältnis innerhalb der Wissenschaft haben, wodurch die auch von ihnen antizipierten *Normalitäten in der Wissenschaft* in Form prekärer Beschäftigungsverhältnisse für ihre biographischen Sinndeutungen keine Relevanz besitzen. Dennoch gehen sie in ihren Schilderungen darauf ein. Wie bereits beschrieben, sehe ich hierin eine Positionierung zu gängigen Diskursen innerhalb der

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Wissenschaft. Sie wissen, dass ihre Stellensituation in der Wissenschaft selten ist und können dies nicht unkommentiert lassen.

Noch ein zweiter Aspekt führt zusätzlich zu den äußeren Verhältnissen dazu, dass sie biographische Unsicherheit allenfalls als Risiko wahrnehmen. Wie bei den Typen *Manager in der Industrie* und *Forschende in der Industrie* handelt es sich dabei um die übereinstimmende Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen. Zwar lässt sich im Material feststellen, dass sie sich selber als Wissenschaftler beschreiben, ich konnte jedoch zeigen, dass es sich dabei eher um Selbstdarstellungen handelt, die vielleicht nicht in Gänze den Selbstwahrnehmungen entsprechen. Die Interviewten würden die Wissenschaft ohne die sicheren äußeren Verhältnisse nicht weiter forcieren. Gleichzeitig streben sie nicht, oder erst in späterer Zukunft, weitere wissenschaftliche Qualifikationen an. Diese wären für den weiteren Fortgang einer wissenschaftlichen Karriere dann jedoch weitestgehend irrelevant. Hier kann wieder von einer Reaktion auf Diskurse der Wissenschaftsforschung ausgegangen werden. Sie wissen, dass diese Qualifikationen normalerweise von Postdocs erwartet werden, sehen sich selber jedoch auf Dauerstellen mit organisatorischen und koordinatorischen Daueraufgaben. Aus diesem Grund komme ich auch zu dem Schluss, die Interviewten nicht als Postdocs zu bezeichnen, sondern als wissenschaftliche Koordinatoren, die durchaus wissenschaftliche und wissenschaftsnahe Tätigkeiten ausüben, den Weg zur Professur jedoch nicht anstreben. Genau jenes Profil wird offenbar auch von ihnen erwartet. Es lassen sich keine Anhaltspunkte finden, dass die Berufbarkeit und Bewerbungen auf Professuren von institutioneller Seite von ihnen erwartet werden. Die Übereinstimmung dieser Passung der Erwartungen führt dazu, dass sie ihre Zukunft weiterhin sinnhaft deuten können, dadurch keine biographische Unsicherheit wahrnehmen, oder allenfalls als Risiko, welches zum Zeitpunkt der Interviews nicht akut ist.

Dass Herr Zabel die gleiche Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit aufweist wie Herr Teis, Herr Tölle und Frau Ilsemann, scheint sonderbar. Wie bereits beschrieben, kann hier anhand des Materials nicht gänzlich geklärt werden, woraus sich diese Wahrnehmung speist. Für die vorliegende Arbeit muss er somit als Ausnahmefall im Typ gesehen werden.

Ein Umgang mit biographischer Unsicherheit ist hier nur schwer auszumachen. Materielle und immaterielle Sicherheit auf der Ebene der Sinndeutung führt dazu, dass die Interviewten biographische Unsicherheit für sich nicht wahrnehmen. Die Gefahr der

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

biographischen Unsicherheit in der Wissenschaft ist ihnen bekannt, für sie jedoch nicht relevant.

Somit scheint es kein Umgang mit biographischer Unsicherheit zu sein, sondern eher ein glückliches Wissen um diese im Kontext der Wissenschaft, mit dem doppelten Boden möglicher Exitoptionen außerhalb der Wissenschaft. Die Erzählungen weisen darauf hin, dass die Interviewten dieses Typus einen ähnlichen Umgang mit biographischer Unsicherheit wählen würden, wenn sie in die gleiche Situation kämen wie die Interviewten des zweiten Typus. Die herausgearbeiteten Reaktionen auf Diskurse der Wissenschaftsforschung weisen zudem darauf hin, dass eine fehlende Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen zu Problemen führen kann. Dies wird sich in den Ergebnissen zum nächsten Typus bestätigen.

5.4 Biographische Unsicherheit durch fehlende Passung – wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen.

Den Interviewten, die sich diesem Typ zuordnen lassen, ist gemein, dass sie durch ihre Beschäftigungsverhältnisse keine biographische Unsicherheit im Sinne einer Planungsunsicherheit wahrnehmen, ihre Form der biographischen Unsicherheit jedoch eine andere Färbung annimmt. Alle Interviewten dieses Typus, es handelt sich um Herrn Xavas, Frau Bär und Herrn Immler, sind auf entfristeten Stellen an Universitäten beschäftigt, aber sie sehen in ihrem Werdegang nicht den eigentlichen oder auch vermeintlich richtigen Weg realisiert – weder für die Wissenschaft noch für die Industrie. Entscheidend für die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit in diesem Typus ist die fehlende Übereinstimmung der Passung zwischen institutionellen und persönlichen Erwartungen. Dies führt bei den Interviewten zu Schwierigkeiten in den Sinndeutungen ihrer Biographien – bezogen nicht nur auf die Zukunft, sondern auch auf Vergangenes und Gegenwärtiges. Um dennoch eine Sinnhaftigkeit der Berufsbiographie herzustellen, wird die Vereinbarkeit von Familie und Beruf als Begründung in den Fokus gerückt. Dieses Vorgehen wird vor allem in der Analysekategorie *biographisches Handeln* betrachtet. Als Referenzfall habe ich, wiederum aus Gründen der besten Repräsentativität unter den Einzelfällen, Herrn Xavas gewählt.

5.4.1 Kurzportrait Nick Xavas

Herr Xavas ist zum Zeitpunkt des Interviews seit fast zehn Jahren als Oberingenieur an einem Institut für Maschinenbau an einer Universität angestellt. Sein Interesse am Ingenieurberuf habe in der Schulzeit begonnen. Schon damals hatte er Gefallen am Konstruieren, vor allem von Häusern. Dies war der Grund, weshalb er nach dem Abitur begonnen hat Bauingenieurwesen zu studieren. Nach dem Studium war der Arbeitsmarkt auf Grund einer konjunkturellen Flaute für Bauingenieure schlecht. Aus karriereorientierten Gründen entschied er sich zu promovieren. Versuche, eine Promotionsstelle im Bauingenieurwesen zu finden, scheiterten. Es ergab sich eine Promotionsstelle im Maschinenbau, die er annahm. Bereits während seiner Promotionsphase wurde er zunächst Gruppenleiter und dann Oberingenieur. Nach der Promotion wurde seine Stelle entfristet. Die Eltern von Herrn Xavas sind Kaufleute. Nick Xavas ist zum Zeitpunkt des Interviews 38 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Kinder.

5.4.2 Sequenzmuster in Typ 4

Wie im Typus *wissenschaftliche Koordinatoren* weisen auch hier alle Interviewten dieses Typus das Sequenzmuster des Folgestatus auf. Hierbei besteht bei den Werdegängen von Herrn Xavas, Herrn Immler und Frau Bär eine Gemeinsamkeit, die auch schon für die Werdegänge der *wissenschaftlichen Koordinatoren* festgestellt werden konnte. Die Orte der Beschäftigung wechselten nie. Nach der Promotionsphase, welche alle auf wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen an Universitäten verbrachten, hat keiner der Interviewten für die Anschlussstelle den Arbeitgeber gewechselt. Diese Anschlussstelle stellt auch in allen Fällen jene Beschäftigung dar, die sie zum Zeitpunkt des Interviews innehaben. Dass genau jene Stetigkeit die besondere Form der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit dieses Typus beeinflusst, und dies in einem ganz anderen Zusammenhang als beim Typus *wissenschaftliche Koordinatoren*, wird die folgende Darstellung der Ergebnisse zeigen. Die stetigen Werdegänge innerhalb der Wissenschaft haben für die Interviewten dieses Typus auf Grund der bereits angesprochenen fehlenden Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen andere Folgen für ihre biographischen Sinndeutungen. Daraus folgt auch eine andere Wahrnehmung biographischer Unsicherheit.

5.4.3 Typencharakterisierung entlang der Analysekatoren

5.4.3.1 Biographischer Gesamtzusammenhang

Der *biographische Gesamtzusammenhang* von Herrn Xavas zeichnet sich durch das Zitat „hängen geblieben“ (Xavas, A.:59) aus. In seinem Kurzportrait wurde bereits deutlich – sein Plan sah einen anderen Werdegang vor. Sein Studium war weder interessenbedingt noch geplant. Durch die konjunkturelle Flaute zum Studienabschluss, mit einer damit verbundenen Bauingenieurschwemme, musste er einen Weg finden, seine Qualifikation dennoch adäquat anzubringen. Bereits während des Studiums hatte er über eine Promotion nachgedacht. Dies jedoch nicht aus wissenschaftlichem Interesse heraus, sondern weil ihm aufgefallen war, dass auf den Visitenkarten der Führungspersonen „meistens der Promotionstitel vorne dran“ steht (ebd.:28) und eine Führungsposition war sein erklärtes Ziel. Somit erschien ihm die Promotion nun als die beste Alternative. Die Promotionsstelle hatte sich „über persönliche Kontakte zum damaligen Institutsleiter [ergeben]“ (ebd.:106). Dem eigentlichen Entschluss kam also der Zufall zu Hilfe. Bereits während seiner Promotionsphase übernahm Herr Xavas weitere Aufgaben. Er wurde erst Gruppenleiter, dann Oberingenieur, er wuchs sozusagen mit der Stelle. Schließlich konnte die Oberingenieurstelle mit Beendigung der Promotion in eine entfristete Stelle überführt werden. Es wird deutlich, dass Herr Xavas bis zur Promotion noch sehr deutlich seinen eigenen Interessen folgt und dafür aktiv Entscheidungen trifft. Zusehens scheinen seine berufsbiographischen Schritte jedoch nicht mehr mit den eigenen Erwartungen übereinzustimmen. Dies kann man auch anhand des *biographischen Gesamtzusammenhangs* erkennen. Bei allen Schritten nach Promotionsantritt handelt es sich um das Wahrnehmen von Gelegenheiten. Das ursprüngliche Vorhaben, mit der Promotion eine Karriere außerhalb der Wissenschaft anzustreben, wurde nicht weiterverfolgt. Ein zunächst aktiv geplanter Lebensentwurf wird im Laufe der Zeit zusehends passiver. Warum die eigenen Vorstellungen nicht vehementer und aktiver weiterverfolgt wurden, kann an dieser Stelle anhand des Materials nicht geklärt werden. Ein Aspekt, der in den Schilderungen von Herrn Xavas anklingt, ist die außerwissenschaftliche wirtschaftliche Lage für Bauingenieure.

Das Muster der zunehmenden Passivität bei biographischen Entscheidungen lässt sich auch in den Erzählungen der anderen Interviewten dieses Typus feststellen. Frau Bär hat sich aus technischem Interesse, und weil ihre erste Studienfachwahl am Numerus

Clausus scheiterte, für ein Maschinenbaustudium entschieden. Nach der Diplomarbeit wollte sie, ganz ähnlich wie Frau Christ, ihre Suchphase durch eine halbjährige Stelle an der Universität überbrücken. In dieser Phase wurde ihr eine Promotionsstelle angeboten, in die sie „reingerutscht“ (Bär, A.:23) und wie Herr Xavas über Gelegenheiten gewachsen ist. Mit der Zeit hat sie zunehmend weitere Aufgaben übernommen. Herr Immler hat im Grunde den gleichen Werdegang absolviert. Nach dem Maschinenbaustudium, welches aus Interesse begonnen wurde, kam das Promotionsangebot während der Diplomarbeitsphase. Aus der Qualifikationsstelle wurde nach und nach jene Stelle, die er heute innehat. Die Übergänge waren bei allen Interviewten „im Grunde fließend. Das heißt mit der Verteidigung... nächsten Tag war halt der normale Arbeitsalltag wieder, sagen wir, so hat sich im Endeffekt nur in den Tätigkeiten ein bisschen was verschoben“ (Immler, A.:24).

Den Vertretern dieses Typus ist also gemein, dass die Werdegänge mehr und mehr an sich bietenden Gelegenheiten orientiert wurden, die den ursprünglichen Plänen nicht entsprachen. Lediglich die Studienfachentscheidung wurde noch, wie bei den Typen zuvor, an eigenen Interessen orientiert getroffen. Hier kann auch eine Differenz im Hinblick auf die Wahrnehmung von Gelegenheiten zu den Typen *Manager* und *Forschende in der Industrie* festgestellt werden. Bei diesen wurden die Gelegenheiten reflektiert in die Sinndeutungen der eigenen Biographie mit aufgenommen und ihnen wurde lediglich nachgegangen, wenn sie den zuvor gemachten Plänen entsprachen. Eine nachträgliche Sinndeutung dieser Zufälle und Gelegenheiten fand nicht statt. Dies begegnet uns erst beim Typus *wissenschaftliche Koordinatoren*. Bei diesem Typus – *wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* – scheint diese nachträgliche Sinndeutung noch ausgeprägter zu sein. Dies könnte damit zusammenhängen, dass der Werdegang durch die fehlende Passung zwischen institutioneller und eigener Erwartung noch aktiver begründet werden muss. Die Ausführungen zu den weiteren Analysekatgorien werden zeigen, dass lediglich Frau Bär weitere aktive Entscheidungen bezüglich ihres wissenschaftlichen Werdegangs getroffen hat. Diese stehen aber im Zusammenhang mit dem Umgang biographischer Unsicherheit und sind nicht ausschließlich ihren Interessen geschuldet.

5.4.3.2 Basissicherheit

Anders als bei den vorherigen Typen wird von Herrn Xavas nicht die Ausbildung zum Ingenieur und die gute Arbeitsmarktlage außerhalb der Wissenschaft als stärkste Basissicherheit angebracht, sondern die entfristete Stelle, verbunden mit seinem Ansehen durch Erfahrungswissen innerhalb des Instituts.

„Und so, dass ich einmal durch meine Erfahrung natürlich den Übergang mitgestalten konnte. Dass dann auch auf meine Erfahrungen, auch aus der Kenntnis der Vergangenheit immer wieder zurückgegriffen wird. Also mein Empfinden ist, ich hab ein gutes Standing hier [...]“ (Xavas, A.:34).

Auch Frau Bär und Herr Immler beziehen sich nicht auf Ausbildung und Arbeitsmarktlage. Bei ihnen sind es ebenfalls vor allem die entfristeten Stellen und das eigene Ansehen an den Instituten, woraus Sicherheit gezogen wird. Frau Bär vermittelt dies durch den Verweis ihrer frühen Übernahme von leitenden Aufgaben.

„[...] fünf/ sechs Jahre ist das schon her, das war so Mitten in meiner Promotion, habe ich da halt schon die Gruppenleitung übernommen und dann auch schon drei Jahre bevor ich promoviert habe, die stellvertretende Leitung hier vom, vom Lehr- und Forschungsgebiet. Also ich bin seit vier Jahren die Stellvertretung vom Professor“ (Bär, A.:27).

Darüber, weshalb die *Basissicherheiten* der guten Ausbildung und der günstigen Arbeitsmarktlage für Herrn Xavas und die übrigen Interviewten dieses Typus nicht relevant zu sein scheinen, kann an dieser Stelle nur gemutmaßt werden. Es ist denkbar, dass die biographische Erfahrung Xavas‘, trotz Ingenieursausbildung keine adäquate Beschäftigung zu finden und somit seine ursprünglichen Pläne überdenken zu müssen, eine Begründung liefern könnte, weshalb diese *Basissicherheiten* in seinen Erzählungen kaum relevant ist. Eine weitere Vermutung besteht darin, dass der Arbeitsmarkt außerhalb der Wissenschaft persönlich nicht als Option wahrgenommen wird. Ob und aus welchen Gründen, wird sich noch bei der Beschreibung der Kategorie *biographisches Handeln* herausstellen. Ebenso kann die Konzentration auf die Entfristung der Stellen und das eigene Ansehen innerhalb des Instituts als Hinweis dafür angesehen werden, dass sie diese Stellen für sich als Dauerstellen wahrnehmen. Ich habe bereits vorweggenommen, dass dies offenbar nicht den institutionellen Anforderungen entspricht. Hierauf werde ich unter dem Punkt *biographisches Handeln* genauer eingehen. Entscheidend für diese Analysekatgorie ist es, festzuhalten, dass die Interviewten dieses Typus andere Aspekte als *Basissicherheiten* betonen als die Interviewten der drei vorangegangenen Typen. Es

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

wird sich zeigen, welchen Einfluss dies auf die *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit* hat.

5.4.3.3 Konstruktion von Zukunft

Herr Xavas sieht seine Zukunft relativ geschlossen. Eine Professur will er nicht ausschließen. Aber die entfristete Stelle lässt es zu, mögliche Veränderungen für die Zukunft ohne Druck in Betracht zu ziehen (vgl. hierzu auch die Kategorie *Konstruktion von Zukunft* beim Typus *wissenschaftliche Koordinatoren*).

„[...] also die *Habil* würde ich wohl machen, äh, aber nicht mehr dieses Jahr anfangen, auch nicht nächstes Jahr, sondern danach die Zeit kann ich mir das vorstellen zu habilitieren“ (Xavas, A.:85).

Gleichzeitig legt er seine Priorität auf die Familie. In der Analysekategorie *biographisches Handeln* werde ich dies noch verdeutlichen. Hierdurch werden verschiedene Möglichkeiten, die zum Beispiel Mobilität voraussetzen, von vornherein von ihm ausgeschlossen.

„Ähm, da muss man einfach gucken, ähm, da kommt der familiäre Aspekt ein bisschen bei mir mit rein. (Pause) Ich müsste schauen, wo das wäre, weil meine Frau hat auch einen Beruf, den sie mag, ausübt und da muss man einfach gucken, wie das passt, das ist bei Akademikern zunehmend durchaus ein Problem überhaupt einen Job von einem Paar an einem Ort zu finden. Und ähm, ich weiß auch nicht, ob diese Tendenz der ständigen Mobilität hilfreich ist“ (ebd., A.:81).

Er ist nicht bereit „gewisse private Dinge dafür zu opfern“ (ebd.:83), aber die Option einer Professur erhält er sich aufrecht. Insgesamt wird jedoch deutlich, dass er seine Zukunft nur in einem sehr kleinen Rahmen offenhält. Von der Option, in die Industrie zu gehen, spricht er nicht und weitere Karriereschritte in der Wissenschaft werden, wie beschrieben, nur unter engen Rahmenbedingungen als möglich angesehen. Alles in allem kann bei Herrn Xavas davon gesprochen werden, dass er versucht, seine Zukunft als eher geschlossen zu deuten. Es wird sich noch zeigen, dass dies nicht den institutionellen Erwartungen an ihn entspricht und dadurch bestimmte Begründungen für seinen Werdegang in seine Erzählungen einfließen. In der nächsten Analysekategorie wird sich noch zeigen, dass in diesem Typus die familiäre Situation als Begründung genutzt wird. Die Zukunftskonstruktion von Herrn Immler lässt sich sehr ähnlich zu Herrn Xavas

rekonstruieren. Zwar sieht Herr Immler im Unterschied zum Referenzfall Xavas auch die Option der industriellen Beschäftigung für sich, aber auch bei ihm müssten die Rahmenbedingungen stimmen, müsste „*sich ein gutes Angebot*“ (Immler, A.:66) ergeben, damit er gewillt ist, an seiner momentanen Beschäftigungssituation etwas zu ändern. Genauso verhält es sich bei ihm mit der Möglichkeit einer Professur. Auch für ihn stellt sie eine *Kann-Option* dar. Sie wird nicht als Karriereziel angesehen. So stellt sich auch hier wieder die Frage, ob bei den Interviewten dieses Typus von Postdocs gesprochen werden kann. An späterer Stelle (vgl. Kapitel 5.4.3.4) werde ich genauer darauf eingehen.

Bei Frau Bär muss auf eine Besonderheit hingewiesen werden. Frau Bär sieht ihre Zukunft im Hinblick auf den Maschinenbau weitaus geschlossener. Auch sie spricht nicht von der Möglichkeit selber in die Industrie zu gehen. Zudem schließt sie jedoch auch eine Professur im Maschinenbau für sich aus. Stattdessen strebt sie weitere wissenschaftliche Qualifikationen (einen weiteren Dokortitel und eine Habilitation) in einem anderen Fach an. Hierdurch versucht sie die Geschlossenheit der Perspektiven im Maschinenbau für sich wieder aufzubrechen – im Maschinenbau sieht sie jedoch keine Möglichkeit einer Berufung. Der Grund hierfür wird in der nächsten Analysekategorie beleuchtet.

5.4.3.4 Biographisches Handeln

Das *biographische Handeln* der wissenschaftlichen Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen ist geprägt durch den sehr steten Werdegang in der Wissenschaft, verbunden mit Bezügen, die vor allem auf die Industrie abzielen. Bezüge aus der Wissenschaft werden ständig in Verbindung mit dem außerwissenschaftlichen Maschinenbau gebracht. Dies jedoch nicht ausschließlich in einer negativ kontrastierenden Form, wie beim Typus zuvor. Anders als bei den *wissenschaftlichen Koordinatoren* wird hier nicht lediglich mit positiven Aspekten aus der Wissenschaft der bevorzugte Normallebenslauf unterfüttert. Hier ist entscheidend, dass Bezüge weder gänzlich in der Wissenschaft noch beim Normallebenslauf liegen. Es scheint, als würden Bezüge zum Normallebenslauf genutzt, um den vermeintlich unnormalen Werdegang in der Wissenschaft zu begründen. Gleichzeitig werden die Vorteile der Wissenschaft als Begründung herangezogen, diese nicht, wie ursprünglich geplant, verlassen zu haben. Die Vertreter dieses Typus verorten sich weder gänzlich bei den *Normalitäten in der Wissenschaft* noch sehen sie sich dem

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Normallebenslauf und damit verbunden dem Normalarbeitsverhältnis in Industrie und Wirtschaft in Gänze verbunden. Die biographische Unsicherheit, die dadurch wahrgenommen wird, steht nicht im Zusammenhang mit Planungssicherheit, sondern ist bedingt durch eine fehlende Passung zwischen institutionellen Erwartungen und den eigenen Wünschen. So macht Herr Xavas darauf aufmerksam, dass sein Chef von ihm erwarte, sich weiter zu qualifizieren und an anderen Universitäten auf Professuren zu bewerben, er selber stellt seine Tätigkeit jedoch als Dauerstelle dar. Dieses Beispiel wird an späterer Stelle ausführlich besprochen.

Insgesamt ist bei diesem Typus eine viel stärkere Verschränkung der beiden Bezugskategorien festzustellen als bei den bisher vorgestellten Typen. Herr Xavas ist beispielsweise in der Wissenschaft tätig, die Bezüge, die er herstellt, referieren jedoch mehrheitlich auf die Industrie. Dies wird schon an seiner bereits beschriebenen Promotionsentscheidung deutlich.

„Ja, dass ich ein anderes Berufsfeld mir erschließen wollte als das des Bauingenieurs. Weil da gab es zur damaligen Zeit ja keine Jobs und ich hab dann überlegt, was kann ich mit den Grundlagen, die ich habe aus dem Ingenieurstudium, anfangen und mich weiterbilden. Und dann, als sich diese Chance hier ergeben hat, mich im Maschinenbau weiterzuentwickeln und hier auf eine Promotion aufzusatteln, wobei der Gedanke der Promotion auch schon während des Studiums da war. Weil ich immer den Wunsch hatte, in die Führungsebene zu kommen“ (Xavas, A.:28).

Klar und unverkennbar stellt er in diesem Abschnitt die Intention seiner Promotionsabsicht heraus. Diese hatte er nicht auf Grund wissenschaftlichen Interesses getroffen, sondern aus Gründen der wirtschaftlichen Verwertbarkeit. Hierin kann ein Hinweis darauf gesehen werden, dass er sich selber nicht als Wissenschaftler wahrnimmt. Der Verbleib in der Wissenschaft war nicht sein Ziel. Die Promotion wird als schiere Zusatzqualifikation zur Ingenieursausbildung gesehen, um die Chancen auf die erwünschte Führungsebene zu erhöhen (vgl. Nagl/ Rüssmann 2011) und um der zeitweiligen konjunkturellen Flaute in der Industrie zu entgehen. Dieses Bild der Universität, wonach sie schlicht der Ort ist, an dem Nachwuchs für Wirtschaft und Industrie geschaffen wird, zieht sich durch das gesamte Interview. Dem Aspekt der Forschung wird kaum Aufmerksamkeit zuteil.

„Wenn er, ähm, wirklich in die Führungsebene rein will, ist die Promotion sehr hilfreich, weil wir nicht nur Fachkompetenz versuchen zu vermitteln, sondern auch Führungskompetenz“ (ebd., A.:54).

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

„Der einzige wesentliche Unterschied ist, dass wir noch den Part der studentischen Ausbildung haben. Ansonsten muss man ehrlicherweise fast sagen, dass Institute laufen wie kleine Firmen“ (ebd., A.:63).

„Ich meine das ist, das ist natürlich eine unserer Schlüsselaufgaben, dafür gibt's ja, sage ich mal hauptsächlich, die Daseinsberechtigung der Universität ist die Ausbildung“ (ebd., A.:65).

Dementsprechend werden keine Angaben zu Normalitäten im Hinblick auf Anforderungen innerhalb der Scientific Community gemacht. Im Gegenteil, er nimmt Institute als „*kleine Firmen*“ (ebd., A.:63) wahr und klammert die Forschung aus. Auch im Hinblick auf seine eigene Tätigkeit scheint die Forschung eher zweitrangig zu sein. Impulse zur weiteren wissenschaftlichen Qualifikation werden von außen gesetzt und nicht durch ihn selber forciert. Die Professur wird zwar als *Kann-Option* dargestellt, seine Schilderungen weisen jedoch darauf hin, dass sie nicht seinen eigenen berufsbiographischen Erwartungen und Wünschen entspricht. Dies kann damit zusammenhängen, dass er sich selber nicht als Wissenschaftler wahrnimmt. Etwas anderes wird aber mit dem nächsten Interviewausschnitt sehr deutlich.

„Also, ähm, mein Chef animiert mich dazu, dass ich mir eigene Forschungsthemen aufbaue. [...] Ehm, also so, ja Forschung wird jetzt geguckt, dass ich so eigene Themen entwickle, um dann perspektivisch tatsächlich mal diesen Gang Richtung Habil zu gehen, um dann die Möglichkeit zu haben, mich extern zu bewerben“ (ebd., A.:44).

Über die von außen gesetzten Impulse zur weiteren wissenschaftlichen Qualifikation wird klar, dass die institutionellen Erwartungen zu seinen eigenen divergieren. Genau hierin ist die biographische Unsicherheit dieses Typus zu verorten. Nicht in materiellen Aspekten wie den Beschäftigungsverhältnissen (finanzielle Absicherung), sondern in dem Spannungsverhältnis der Divergenz institutioneller und eigener Erwartungen. Er sieht sich nicht als Wissenschaftler, dies wird aber von ihm erwartet. Ein weiterer Interviewauszug verdeutlicht, dass sich Xavas institutionellen Erwartungen gegenüberstellt, die er nicht erfüllen kann oder will.

„Also es gibt zwei Wege, es gibt den universitären Weg, dass man nach der Promotion dann ein weiteres Forschungsfeld beackert, um dann eine Habilitationsschrift anzufertigen, die einen dann befähigt Lehre auszuüben, was die Grundlage ist für eine Professur. Das ist der eine Weg. Der wird an der Universität 1 nicht so gerne gesehen, hier wird das zweite Modell präferiert. Das zweite Modell ist, dass jemand nach der Promotion in die Wirtschaft geht, dort etwa 10 Jahre Berufserfahrung sammelt und zurückkehrt. Mit dieser Berufserfahrung im Rücken [kann man] dann auch aus der Praxis plaudern, sag

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

ich mal. Weil wenn ich in meiner Situation, wenn ich nur die vier Wände der Universität gesehen habe, fällt es mir schwer, wirklich praxisrelevante Themen zu erklären“ (ebd., A.:77).

Durch diese Ausführungen stellt Herr Xavas seinen eigenen Werdegang in ein schlechtes Licht. Er hat genau jenen Werdegang, der an seiner Universität nicht als *Normalfall* gilt. Von den sieben Professoren an seinem Standort hat lediglich einer „*nur den Weg über die Habil*“ (ebd., A.:79) gemacht. Vor allem über den wertenden Ton seiner Schilderung wird deutlich, dass auch er im Grunde Weg eins (außeruniversitärer Weg) (vgl. Graphik 1) präferiert. Verbunden mit der Tatsache, dass er einen anderen biographischen Plan für seinen beruflichen Werdegang hatte und sein *biographischer Gesamtzusammenhang* unter dem Schlagwort „*hängen geblieben*“ subsummiert werden kann, folgt daraus die bereits angesprochene Wahrnehmung biographischer Unsicherheit. Diese bezieht sich auf die nicht erfüllte Normalität antizipierter Werdegänge und weist somit statt auf die Planungssicherheit auf Schwierigkeiten der biographischen Sinndeutung hin.

Genau jenes Phänomen lässt sich auch bei Frau Bär und Herrn Immler feststellen. Frau Bär sieht Weg eins als absoluten Königsweg und ist sogar der Meinung: „*[...] die reine Unikarriere gibt es nicht. Das ist nicht vorgesehen, sondern es [...] wird erwartet, dass man entsprechend lange in der Wirtschaft war*“ (Bär, A.:39). Sie geht also noch einen Schritt weiter als der Referenzfall Xavas. Dies erklärt möglicherweise auch ihre Bemühungen, sich in einer anderen Disziplin weiter zu qualifizieren und somit dort weitere Optionen für sich zu erschließen, die sie für sich im Maschinenbau nicht sieht. Sie schließt eine Berufung im Maschinenbau wegen der fehlenden Praxiserfahrung in der Industrie für sich aus.

„Fehlt mir ja einfach die Industrieerfahrung für. Also deswegen, ich hätte da durchaus Spaß dran, glaube ich, ähm aber das wird sich, glaube ich, in diesem Leben [nicht ereignen]“⁶⁶ (Bär, A.:53).

Dass sie diesen Weg nicht gegangen ist, führt sie auch darauf zurück, dass sie im Studium eine mehrjährige Pause einlegen musste und sie so bei Studienabschluss viel älter war als alle Mitbewerberinnen und Mitbewerber, „*was es natürlich auch nicht einfacher macht in die Wirtschaft zu gehen*“ (ebd., A.:68). Ihr akademischer Werdegang scheint somit eine Alternative darzustellen, die nicht nur freiwillig gewählt wurde. Hieraus ergibt sich wie bei Herrn Xavas das Phänomen, dass sie den eigenen Werdegang

⁶⁶ Die letzten Worte sind durch Gelächter auf der Aufzeichnung nicht zu verstehen. Aus der Logik der Gesprächsabfolge heraus habe ich „nicht ereignen“ ergänzt.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

für die Wissenschaft nicht als der Norm entsprechend wahrnimmt. Die Universitätskarriere wird dadurch zum Rettungsanker, da sie auch nicht in ihr Normalbild der industriellen Karriere passt. Wieder kann eine fehlende Passung institutioneller und eigener biographischer Erwartungen festgestellt werden.

Ohne diese biographische Sonderheit entsprechen auch die Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* von Herrn Immler den bereits für diesen Typus beschriebenen Ausprägungen. In seinen Erzählungen tritt ebenfalls deutlich hervor, dass er seinen eigenen Werdegang für die Wissenschaft nicht als der Norm entsprechend wahrnimmt. Und so antwortet auch er auf die Frage nach den Anforderungen für eine Berufung im Maschinenbau den von ihm wahrgenommenen Normalitäten entsprechend:

„Gibt es ja tausend Wege. Sagen wir so, er gibt diesen ganz klassischen Weg über die Habilitation, in der man damit seine Lehrbefähigung äh zeigt. Ähm heutzutage ist es aber immer mehr gewünscht, dass man einfach irgendwann auch in die Industrie geht [...]“ (Immler, A.:62).

Durch die beschriebene fehlende Passung der jeweiligen Erwartungen wird die sinnhafte Deutung der eigenen Biographie bis in die Zukunft hinein ambivalent. Die Interviewten wissen, dass ein anderer Werdegang von ihnen erwartet wird, als sie ihn für sich womöglich anstreben. Dies führt dazu, dass sie biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene, und zwar auf einer biographisch sinndeutenden Ebene, als Gefahr wahrnehmen. Um dennoch eine sinnhafte Biographie konstruieren zu können, greifen die Interviewten auf Begründungen zurück, die ihren bisherigen Werdegang erklären können. Wie bereits angemerkt greifen Xavas und Immler dabei auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zurück. Diese Begründungen werden nicht nur angeführt, um Vergangenes zu erklären, sondern auch, um Zukünftiges sinnhaft zu deuten. Auf S.193 gehe ich noch genauer auf diesen Aspekt ein. An dieser Stelle möchte ich zunächst mit den Bezugnahmen zu Normalitäten in der Wissenschaft fortfahren.

Die vermeintliche Zweitrangigkeit der Wissenschaft in den Erzählungen von Herrn Xavas wird neben den bereits beschriebenen Aspekten auch durch sein Bild des idealen Maschinenbauers deutlich. Hier beschreibt er vor allem einen Ingenieur, der über *„Grundlagenkenntnisse“* verfügt, über den *„Tellerrand“* hinaus schaut und über dies immer die Kosten im Blick behält, denn *„man kann sich ganz viele tolle Dinge konstruktiv überlegen, die aber nie in die Produktion gehen werden, weil sie viel zu teuer sind“* (ebd., A.:46). Auch hieran wird abermals deutlich, dass er sich selber nicht als Wissenschaftler wahrnimmt. Wie bereits beschrieben, führt dies zu einer fehlenden

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen. Sein berufliches Umfeld erwartet jedoch von ihm, der sich mit seinem bisherigen Werdegang auf Weg zwei, dem rein akademischen Weg (vgl. Graphik 1), befindet, die wissenschaftliche Karriere. So kommen fast zwangsläufig Bezüge zu Normalitäten in der Wissenschaft zustande.

Er geht darauf ein, dass Promotionen meist länger dauern als die angedachten vier Jahre und etwa sechs Jahre in Anspruch nehmen (A.:32), dass es durch Hausberufungsverbote intern keine weiteren Aufstiegschancen gibt (A.:34), und dass man insgesamt an Universitäten weniger Geld verdient als in der Industrie (A.:69). Er verweist ebenfalls auf die prekäre Situation für den wissenschaftlichen Nachwuchs.

„[...] das ist natürlich ein grundsätzliches Problem im Wissenschaftsdienst, das weiß ich, dass für einige nach 12 Jahren an einer Universität Schluss ist“ (ebd., A.:93).

„Und ähm, ja, in der Promotionszeit gibt es Unsicherheitsfaktoren, aber es gibt in diesem Lehrstuhl und gab es noch nie den Fall, dass wir aus Kostengründen jemanden gegangen haben, ja. Wenn wir sagen, wir machen das bis zum Ende der Promotion, dann ist das auch so. Also, das finde ich dann sehr unelegant, wenn man das anders handeln (englisch ausgesprochen) würde. Ja, aber es gibt nicht mehr als diese mündliche Zusage von uns. Kann es auch nicht geben“ (ebd., A.:100).

Wie sich später zeigen wird, haben diese wahrgenommenen *Normalitäten der Wissenschaft* für sein eigenes biographisches Handeln keine Relevanz. Ähnlich wie bei den *wissenschaftlichen Koordinatoren* des vorangegangenen Typus sind auch hier die prekären äußeren Beschäftigungsbedingungen die zur biographischen Unsicherheit führen können, bekannt, werden auf Grund der eigenen entfristeten Beschäftigungsbedingungen aber nicht als persönlich akut wahrgenommen. Die Zitate machen deutlich, dass Herr Xavas die Unsicherheiten von einer Außenperspektive her betrachtet und beurteilt.

Insgesamt ist an dieser Stelle festzuhalten, dass die eigentliche Referenzfolie dieses Typus außerhalb der Wissenschaft liegt. Die weiteren Ausführungen werden zeigen, dass Bezüge zum Normallebenslauf und zum Normalarbeitsverhältnis im Speziellen als Form der Erklärung des eigenen Werdegangs das *biographische Handeln* dieses Typus auszeichnet. Gleichzeitig konnte herausgearbeitet werden, dass auch diese Interviewten sich nicht als Wissenschaftler wahrnehmen. Daher sehe ich auch hier davon ab, sie als Postdocs zu bezeichnen. Sie scheinen sich wie die Interviewten des dritten Typus als *wissenschaftliche Koordinatoren* zu sehen, die auf Grund des Beschäftigungsumfeldes zwar wissenschaftsnah, teilweise auch wissenschaftlich tätig sind, ihre Beschäftigung jedoch nicht als Qualifikationsstelle zur Berufbarkeit verstehen, sondern als Dauerstelle

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

mit organisatorischen und koordinatorischen Aufgaben auffassen. Der Unterschied zum vorherigen Typus besteht darin, dass die institutionellen Erwartungen andere sind. Von Xavas, Immler und Bär wird offenbar erwartet, die wissenschaftliche Karriere bis zur Professur anzustreben, wodurch sich, wie beschrieben, die spezielle Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit dieses Typus erklärt. Somit stellen die Interviewten dieses Typus für mich *wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* dar.

Im Hinblick auf Bezugnahmen zum Normallebenslauf beginne ich meine Ausführungen wieder mit Herrn Xavas. Er stellt in seinen Erzählungen ein traditionelles Bild eines Lebensentwurfs dar, zu dem selbstverständlich die „*Gründung von Familie, Haus, Kind, ganz klassisch*“ (Xavas, A.:42) gehört. In diesem Zusammenhang betont er, dass erst die Entfristung seiner Stelle für ihn die Möglichkeiten dazu bietet, dieses Modell zu verwirklichen.

„[...] ich selbst bin entfristet [...]. Ähm, ohne diesen Hintergrund hätte ich auch nicht gebaut. Ich binde mir ja nicht ein Projekt für 25 Jahre ans Bein, wenn ich nicht weiß, wie ich morgen meine Brötchen verdiene“ (ebd., A.:93).

Sehr ähnlich schildert dies Herr Immler. Wobei er hier auch die bereits beschriebene Außenperspektive auf die prekäre Beschäftigungssituation befristet angestellter wissenschaftlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einnimmt. Er selbst ist entfristet beschäftigt und hat Familie und Haus.

„Also gerade wenn ich das hier so sehe, mit dem akademischen Umfeld, mit den befristeten Verträgen, die man hat, man überlegt sich schon, baut man eine Haus, macht man das, macht man das, man weiß ja nicht, wie lange das Ganze funktioniert“ (Immler, A.:78).

Interessant ist an dieser Stelle, dass es bei diesem Typ ausschließlich die Männer sind, die auf die günstige Verbindung der entfristeten Stelle und dem traditionellen Bild der Lebensführung, dem das Normalarbeitsverhältnis und das Bild der Normalfamilie immanent zu sein scheint, hinweisen. Frau Bär spricht dies nicht an. Das kann daran liegen, dass sie zum Zeitpunkt des Interviews weder Kinder noch Eigenheim hat. Aber anders als Frau Ilseman im Typ zuvor (*wissenschaftliche Koordinatoren*), verweist sie auch nicht auf die Option, dieses traditionelle Modell durch die äußeren Bedingungen verwirklichen zu können. Weshalb dies so ist, kann anhand des empirischen Materials nicht eindeutig geklärt werden. Ich gehe davon aus, dass es vor allem an ihren

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

persönlichen Lebensumständen liegt und somit kein Hinweis auf eine geschlechterdifferente Wahrnehmung ist.

Der Aspekt der Begründung, der bereits zuvor angesprochen wurde (vgl. S.194), wird im Material nochmals durch zwei Dinge deutlich. Zunächst wird die jetzige Position, obwohl es sich um eine Beschäftigung in der Wissenschaft handelt und die weitere wissenschaftliche Qualifikation über die Habilitation sogar noch angestrebt wird, mit jenen Wunschpositionen verglichen, die die Interviewten dieses Falls ursprünglich in ihren biographischen Entwürfen für sich gesehen hatten.

„Also ich kann- kann mich hier als Führungsperson sehe ich mich schon verwirklicht“ (Xavas, A.:61).

„Das heißt, ich arbeite eigentlich kaum noch als Ingenieurin, sondern das ist halt tatsächlich ein Führungskräftejob“ (Bär, A.:31).

Es scheint, als versuchten die Interviewten dieses Typus das Bild des Normalarbeitsverhältnisses in der Industrie, welches sie anstrebten, in der Wissenschaft aufrechtzuerhalten. Sie haben alle einen stetigen Werdegang, der nach der Ausbildungsphase die Übernahme in eine entfristete Stelle beinhaltet und durch zunehmende Verantwortung in einer Führungsposition endet. Einzig der Ort der Beschäftigung entspricht so nicht den Plänen der Interviewten. Diese Form der Selbstwahrnehmung, nicht als Wissenschaftler aber in der Wissenschaft, ist, wie bereits beschrieben, für die Interviewten dieses Typus nicht unproblematisch. Zum einen entsprechen sie mit ihren Werdegängen nicht den geplanten außerwissenschaftlichen Karrieren. Obwohl die äußeren Bedingungen denen eines Normalarbeitsverhältnisses entsprechen, sind sie in der Wissenschaft und nicht in der Industrie tätig. Ihre Erwartungen und Wünsche lehnen sich jedoch offenbar an die Industriekarriere als Referenzfolie an. Hinzu kommt, dass sie dann mit ihren persönlichen Erwartungen nicht den institutionellen Erwartungen entsprechen, die an sie gestellt werden. Sie scheinen sich somit keiner antizipierten Normalität zuordnen zu können. Um dies für sich zu lösen, ihre Biographie dennoch sinnhaft darstellen zu können, beziehen sich die Männer dieses Typus auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Sie weisen immer wieder darauf hin, dass sie ein traditionelles Bild von Familie haben, welches auf der einen Seite nur durch gesicherte Beschäftigungsverhältnisse verwirklicht werden kann. Auf der anderen Seite sehen sie aber die Arbeitsbedingungen in der Industrie nicht mit ihrem Familienbild vereinbar und stellen so die Vorteile der Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft immer wieder heraus.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

„I: Wäre für dich ein Weg in der Industrie denkbar?

X: Ja, aber auch unter Randbedingungen. Ich glaube nicht, dass es sinnvoll ist, unser gesamtes Familienkonstrukt jetzt zu splitten [...]“ (Xavas, A.:116).

„Weil ich gerade, denke ich jetzt, das Zusammenspiel Familie, Beruf gut in den Griff kriege. Weil da bietet die Universität die Flexibilität, dass ich sagen kann okay, ich gehe jetzt um vier erst mal nach Hause, kümmere mich um die Kinder, und setz mich halt wenn die Kinder schlafen abends wieder ran. Das ist ne Flexibilität, die ich vielleicht in der Industrie nicht hätte [...]“ (Immler, A.:70).

Bei Frau Bär bleiben diese Begründungen dafür, nicht in der Industrie zu sein, aus. Sie sucht offenbar über den Weg der weiteren wissenschaftlichen Qualifikation in einer anderen Disziplin eine Möglichkeit, auszugleichen, dass sie dem wissenschaftlichen Werdegang im Maschinenbau in ihren Augen nicht entsprechen kann. Der rein akademische Weg, der auch ihren bisherigen Werdegang beschreibt, ist für sie nicht der antizipierte Königsweg innerhalb des akademischen Maschinebaus. Sie nimmt an dieser Stelle institutionelle Anforderungen wahr, die sie nicht erfüllen kann. Durch das Ausweichen auf eine andere Disziplin versucht sie, die jetzt noch als fehlende Passung wahrgenommene Divergenz zwischen institutionellen Erwartungen und eigenem Werdegang, in eine übereinstimmende Passung umzuwandeln. In einer weniger industrienahen Disziplin erhofft sie sich eine Übereinstimmung des dort antizipierten normalen wissenschaftlichen Werdegangs, mit ihrem bisherigen wissenschaftlichen, rein akademischen Werdegang (Weg zwei) (vgl. Graphik 1). Dort schließt sie die Professur für sich auch nicht aus. Insofern muss ich für Frau Bär die Bezeichnung der *wissenschaftlichen Koordinatorin mit Postdoc-Anforderungen* korrigieren. Bei ihr stellt es sich eher so dar, dass sie *Postdoc mit angenommener fehlender Passung* ist. Allen Interviewten dieses Typus ist jedoch gemein, dass sie den antizipierten Normalitäten im akademischen Maschinenbau, aber auch des Normallebenslaufs mit dem Normalarbeitsverhältnis in der Industrie, nicht entsprechen und so in ihren biographischen Erzählungen sinndeutend Begründungen dafür liefern. Frau Bär legt sogar zukünftige biographische Weichenstellungen auf die Herstellung einer Passung aus. Für die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit zum Zeitpunkt der Interviews haben diese zukünftigen Weichenstellungen noch wenig Relevanz. Xavas, Immler und Bär ist gemein, dass sie biographische Unsicherheit auf Grund der vorliegenden nicht übereinstimmenden Passung zwischen institutionellen und persönlichen Erwartungen wahrnehmen.

5.4.3.5 *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit*

Wie bereits mehrfach angebracht, hat vor allem Letzteres starken Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit der Interviewten dieses Typus. Biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene besitzt hier kaum Relevanz. Wie bei den Typen zuvor soll aber auch hier über eine Verbindung aller Analysekatoren ein ganzes Bild der Wahrnehmung und des Umgangs mit biographischer Unsicherheit dieses Typus nachgezeichnet werden.

Der *biographische Gesamtzusammenhang* der *wissenschaftlichen Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* zeichnet sich vornehmlich durch das Wahrnehmen von Gelegenheiten, dem „*reinrutschen*“ und „*hängen bleiben*“ aus. Keiner von ihnen hat sich ausdrücklich für die Wissenschaft entschieden. Xavas und Immler bis heute nicht, weshalb sie sich nicht als Wissenschaftler wahrnehmen. Im Hinblick auf die *Basissicherheit* ist auffällig, dass die gute Ausbildung und die günstigen Arbeitsmarktchancen außerhalb der Wissenschaft bei diesem Typ nicht relevant sind. Stattdessen werden die Entfristung der jetzigen Stelle und das gute Ansehen innerhalb der Institute betont. Die Darstellung der Kategorie *biographisches Handeln* macht deutlich, dass die Interviewten dieses Typus den Arbeitsmarkt außerhalb der Wissenschaft als nicht wünschenswerte Alternative darstellen, dieser dementsprechend nicht als Option angegeben wird.

Die *Zukunftskonstruktionen* der Interviewten sind eher geschlossen, was sich daraus erklärt, dass sie durch die gegebenen Beschäftigungsverhältnisse nicht offen gestaltet werden müssen, und dass sie durch eigene Einschränkungen verschiedene Möglichkeiten geschlossen halten. So werden bestimmte Optionen der Vereinbarkeit mit der Familie unterstellt. Dieser Punkt wurde in der Kategorie *biographisches Handeln* näher beleuchtet. Ich konnte herausarbeiten, dass sich Herr Xavas, Herr Immler und Frau Bär nicht vollständig in den Normalitäten der Wissenschaft, aber auch nicht im Normalarbeitsverhältnis der Industrie verorten. Beides begründen die Männer über die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der Wissenschaft. Frau Bär, die wie die Männer Weg eins als den üblichen Weg im akademischen Maschinenbau sieht, betrachtet diesen aus lebensgeschichtlichen Gründen für sich verschlossen. Allen Interviewten ist gemein, dass sie sich institutionellen Erwartungen gegenübersehen, denen sie nicht entsprechen können oder wollen. Wie bereits beschrieben, sehe ich in dieser nicht übereinstimmenden Passung institutioneller und persönlicher Erwartungen den Grund für die spezielle Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit, die nicht auf einer

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

materiellen Ebene begründet ist, sondern auf der Ebene der biographischen Sinndeutungen.

Die Interviewten dieses Typus, die ich als *wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* bezeichne (Herr Xavas und Herr Immler), gehen dergestalt damit um, dass sie ihren Verbleib in der Wissenschaft über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf begründen. Diese Begründung ist notwendig, da sie offenbar nicht vorhaben, die wissenschaftliche Karriere bis zur Professur zu durchlaufen bzw. diese anzustreben. Gleichzeitig ist ihnen die Industriekarriere durch den eher passiven *biographischen Gesamtzusammenhang* nicht geglückt. Um ihre Biographie dennoch sinnhaft deuten zu können, bedarf es der Begründungen. Frau Bär scheint indes zu versuchen, die fehlende Passung zwischen institutionellen Erwartungen und eigenem Werdegang durch einen Disziplinenwechsel herzustellen. Entscheidend für diesen Typus bleibt, trotz des unterschiedlichen Umgangs, die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf der Ebene der biographischen Sinndeutungen.

5.5 Biographische Unsicherheit als Risiko – Postdocs im Maschinenbau

Dieser letzte Typus im Teilsample Maschinenbau wird vertreten durch die Postdocs Herrn Hausfeld, Frau Ihsen, Frau Super und Frau Seiler. Sie alle sind befristet beschäftigt, was jedoch nicht bestimmendes Kriterium für den Typus war. Wie bei allen Typen zuvor, stellt die Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit den typenbildenden Aspekt dar. Bei den *Postdocs im Maschinenbau* ist diese dadurch gekennzeichnet, dass biographische Unsicherheit als Risiko wahrgenommen wird. Diese wird jedoch als Preis dafür gedeutet, die Vorzüge der Wissenschaft, die vor allem in der Freiheit von Forschung gesehen wird, nutzen zu können – insgesamt, Wissenschaft betreiben zu können. Als Referenzfall habe ich aus den bekannten Gründen Herrn Hausfeld gewählt, auch wenn sein Einstieg in die universitäre Wissenschaftskarriere für mein Sample eher ungewöhnlich ist. Trotz dessen weist er in den einzelnen Analysekatégorien die beste Repräsentanz auf. Insgesamt besteht innerhalb der ersten vier Kategorien jedoch große Heterogenität zwischen den Einzelfällen. Frau Seiler ist in Teilen als Ausnahmefall im Typus zu betrachten. Die Ausführungen werden zeigen, dass dies auch ihrer zum Interviewzeitpunkt herrschenden Situation geschuldet sein kann.

5.5.1 Kurzportrait Tobias Hausfeld

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Herr Hausfeld auf einer befristeten, drittmittelfinanzierten, universitären Stelle beschäftigt. Er ist 37 Jahre alt, hat keine Kinder und ist ledig. Ursprünglich wollte Herr Hausfeld nach der Hochschulreife einen Lehrberuf in der Medienbranche ergreifen. Er hatte auch bereits die mündliche Zusage für eine Lehrstelle, die allerdings sehr kurzfristig vom Unternehmen zurückgezogen wurde. In dieser Situation entschloss er sich dazu, sich entgegen seiner Pläne doch noch für ein Maschinenbaustudium an einer Fachhochschule einzuschreiben. Der Vorteil dieses Studienfaches lag für ihn schlicht darin, dass die Bewerbungsfrist noch nicht abgelaufen war und es keinen Numerus clausus gab. Er konnte somit ohne weitere Hürden starten. Der Technikbezug in seiner Familie war zwar auch gegeben, wird von ihm aber nicht als ausschlaggebend betrachtet. Alle Familienmitglieder sind in der Industrie tätig, keiner hat jedoch ein technikwissenschaftliches Studium absolviert.

Nach dem Studienabschluss hat er zunächst eine kurze Weile in der Industrie gearbeitet (unter einem Jahr). Schnell entstand aber der Wunsch zu promovieren. Durch den Fachhochschulabschluss musste er zunächst ein Aufbaustudium an der Universität durchlaufen. Promoviert hat er auf einer wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle an der Universität, an der er das Aufbaustudium absolviert hatte. Nach dem Abschluss seiner Promotion wurde er am gleichen Institut Leiter einer Forschungsgruppe. Diese Stelle hat Herr Hausfeld auch noch zum Zeitpunkt des Interviews inne.

5.5.2 Sequenzmuster in Typ 5

Die Sequenzmuster der Interviewten von Typ fünf sind heterogen. Wie das Kurzportrait zeigte, entspricht der Werdegang des Referenzfalls Hausfeld einem *Wechselstatus*. Frau Ihsen ist ebenfalls dem *Wechselstatus* zuzuordnen. Anders als Herr Hausfeld hat sie jedoch nach ihrem Universitätsabschluss für vier Jahre in der Industrie gearbeitet, bevor sie für die Promotion an die Universität zurückkehrte. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie an einer außeruniversitären Forschungseinrichtung angestellt. Die Sequenzmuster der Werdegänge von Frau Super und Frau Seiler entsprechen beide dem *Fortsetzungsstatus*. Beide haben nach dem Studium an der Universität promoviert, an der sie jeweils studierten, und haben dort auch befristete Postdocstellen erhalten. Ein Unterschied besteht jedoch darin, dass der Vertrag von Frau Seiler zum Zeitpunkt des Interviews kurz

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

vor dem Auslaufen ist und auf Grund des WissZeitVG nicht verlängert werden kann. Inwiefern dies das Interview mit ihr beeinflusst hat, werden die Ausführungen der einzelnen Analysekatgorien zeigen.

5.5.3 Typencharakterisierung entlang der Analysekatgorien

5.5.3.1 *Biographischer Gesamtzusammenhang*

Bedingt durch den ungeplanten Start in das Maschinenbaustudium schildert Herr Hausfeld den ersten Teil seiner Biographie als sehr passiv. Das Fachhochschulstudium wird so als eine Notlösung mangels Alternativen beschrieben.

„Ah, ja ursprünglich wollte ich eigentlich nie wirklich studieren. Und eh erst recht auch nicht Maschinenbau, aber das hat sich dann einfach so ergeben. Ehm aus Mangel an Alternativen und ja, dann habe ich erst einmal begonnen. Das war sozusagen das Studium was am einfachsten zu bekommen war, ohne großartig noch mit Numerus clausus und großen Bewerbungsfristen da jonglieren zu müssen“ (Hausfeld, A.:12).

Sein weiterer Werdegang erweist sich hingegen als weitaus weniger passiv. Nach dem Fachhochschulstudium hat er eine Stelle in der Industrie angenommen. Hier sah er seine Interessen, die er während des Studiums am Maschinenbau entwickelte, nicht vertreten. Er war nicht *„richtig 100 Prozent überzeugt“* (ebd., A.:75) von dem, was er tat. Dieser Aspekt brachte ihn dazu, sich von der Industrie ab- und seinen Interessen zuzuwenden, die er in der Forschung vertreten sah.

„[...] ja eigentlich wollte ich sowieso viel lieber irgendwo in der Forschung und Entwicklung bleiben, dann probier ichs einfach mal an der Uni“ (ebd.).

Dass es sich hierbei nicht um die Wahrnehmung einer sich bietenden Gelegenheit handelt, die nachträglich zum Plan uminterpretiert wird, wird an dem großen Aufwand deutlich, den dieser Schritt für Herrn Hausfeld mit sich brachte. Der Versuch, eine Promotionsstelle an der Universität zu bekommen, hatte *„nicht so direkt geklappt beim ersten Anlauf“* (ebd.). Er musste zunächst ein Aufbaustudium an der Universität absolvieren. Dieses Aufbaustudium nutzte er strategisch, um Kontakte zu den Professoren und möglichen Doktorvätern aufzubauen. Promotionsstelle und jetzige Postdocstelle hatten sich allerdings dann für ihn ergeben. Hier konnte er Gelegenheiten wahrnehmen.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

„Nach der Promotion habe ich dann hier eine Forschungsgruppe bekommen, die ich jetzt leite“ (ebd., A.:31).

Sein *biographischer Gesamtzusammenhang* stellt sich also ab dem Zeitpunkt, in dem er sich in Richtung Wissenschaft orientierte, sehr ähnlich zu den bereits beschriebenen Typen *Manager* und *Forschende in der Industrie* dar. Die Entscheidung für die Wissenschaft wurde von ihm sehr aktiv getroffen. Die nachfolgenden Schritte waren Gelegenheiten und Zufälle, die dem Masterplan „in der Forschung tätig sein“ entsprachen und so wahrgenommen wurden. Die Studienfachentscheidung ist sicherlich eher außergewöhnlich. Die weiteren Interviewten dieses Typus entsprechen auch in der Studienfachentscheidung mehr den *Managern* und *Forschenden in der Industrie*. Alle berichten, dass sie sich aus Interesse zum Fach für die Disziplin entschieden haben.

„[...] weil ich schon fast mein Leben lang gerne mit irgendwelchen Werkzeugen rumgespielt habe“ (Super, A.:11).

„[...] ich war als Kind schon ziemlich interessiert dran, und war eigentlich schon in der Schule klar, dass ich in die Richtung später was machen wollte. Dass es jetzt speziell Maschinenbau wird, das kam auch dann in der Schule, so durch die Leistungskurse zustande, Mathe, Physik [...]“ (Ihsen, A.:11).

Insgesamt kann also auch für diesen letzten Typen im Maschinenbau ein *biographischer Gesamtzusammenhang* herausgearbeitet werden, der sich durch einige wenige Entscheidungen und der Wahrnehmung passender Gelegenheiten auszeichnet, sofern diese den eigenen Interessen entsprachen.

5.5.3.2 Basissicherheit

Ebenso wie bei den *Managern* und *Forschenden in der Industrie* sowie bei den *wissenschaftlichen Koordinatoren* verweist Herr Hausfeld auf die gute Arbeitsmarktlage für Maschinenbauingenieure außerhalb der Wissenschaft. Bei den *Postdocs im Maschinenbau* besteht jedoch der Unterschied, dass diese guten Chancen mit der jetzigen Tätigkeit in der Wissenschaft in Verbindung gebracht werden. Herr Hausfeld geht davon aus, dass er sich durch seine jetzige Stelle nichts verbaue, da er „ständig in Kontakt mit Leuten aus der Wirtschaft“ (Hausfeld, A.:77) kommt und sich jeder Zeit bei einer dieser Firmen bewerben könne, solle es ihm in der Wissenschaft nicht mehr gefallen (vgl. ebd.). Auch Frau Seiler verweist im Zuge ihrer akuten Stellensuche auf ihr „relativ breites Netzwerk“ (Seiler, A.:110). Beide könnten sich generell auch vorstellen in der Industrie

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

zu arbeiten. Es scheint, als werde die eigene unsichere Beschäftigungssituation über außerwissenschaftliche Optionen abgesichert, ohne dass Hausfeld und Seiler die Wissenschaft selber dadurch negativ darstellen wollen. Im Gegenteil, ihre jetzigen Stellen werden mit einer Art Türöffnerfunktion versehen. Hierin sehe ich, zumindest für Herrn Hausfeld, der sich selber als Wissenschaftler wahrnimmt, eher eine Form der Reaktion auf die als sehr unsicher wahrgenommenen Beschäftigungsverhältnisse. Die weiteren Ausführungen werden zeigen, dass er nicht vorhat, die Wissenschaft zu verlassen, wenn er nicht muss. Bei Frau Seiler ist dieser Fall, die Wissenschaft verlassen zu müssen, eingetreten. Auch in ihren Erzählungen wird deutlich, dass sie sich als Wissenschaftlerin wahrnimmt, nun jedoch durch das bevorstehende Vertragsende umdenken muss. Für beide stellt die Industrie somit als *Basissicherheit* einen Rettungsanker dar. Frau Ihsen und Frau Super hingegen schließen eine Beschäftigung in der Industrie für sich aus. Somit ist es auch nicht verwunderlich, dass der außerwissenschaftliche Arbeitsmarkt in den Erzählungen von Frau Ihsen lediglich bei der Studienfachwahl relevant ist, später aber nicht mehr zur Sprache kommt.

„Ich hab n bisschen geschwankt zwischen rein Physik oder Maschinenbau hh und ja, ausschlaggebend war wahrscheinlich schon, dass damals schon ne Rolle gespielt hat, dass ich mir gedacht hab, mit Maschinenbau finde ich wahrscheinlich einfacher n Arbeitsplatz“ (Ihsen, A.:15).

Frau Super macht explizit klar, dass sie *„tagein tagaus forschen“* (Super, A.:101) möchte. Im Rahmen ihrer erwünschten Tätigkeit verweist sie jedoch auf dieselbe *Basissicherheit* wie die *Manager* und *Forschenden in der Industrie* und die *wissenschaftlichen Koordinatoren*. Auch sie vertraut auf ihre Kompetenzen und die Möglichkeiten, die sich daraus ergeben werden.

„[...] ich vertraue mir soweit, dass ich klug genug bin, mir eine... Lösung dafür zu finden und ich kann, ich vertraue auf mich, auf meine Fähigkeiten, auf meine kommunikative offene Art, dass ich schon irgendwas finden werde [...]“ (Super, A.:107).

Alles in allem wird aber deutlich, dass die *Basissicherheit* in Form möglicher Alternativen außerhalb der Wissenschaft bei diesem Typus jedoch nicht den maßgeblichen Platz der *Basissicherheiten* einnimmt, wie beispielsweise bei den *Forschenden* und *Managern in der Industrie*. Die Interviewten verweisen in verschiedenen Formen darauf, dass sie vor allem Sicherheit daraus ziehen, bestimmte Aspekte ihres Verbleibs in der Wissenschaft *„selber in der Hand“* (Hausfeld, A.:85) zu haben. In den Augen der Interviewten dieses Typus können die Chancen des eigenen

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

wissenschaftlichen Werdegangs durch eigene Leistungsfähigkeit und strategische Pläne verbessert werden. So stellt Herr Hausfeld fest:

„Ehm ja, die Sicherheit ist natürlich hier, wie ich das eingangs schon erläutert hatte aufgrund der Beschäftigungsverhältnisse eigentlich nicht gegeben. Ehm, die Sicherheit kommt mehr oder weniger daher, dass ich das momentan ja selbst in der Hand habe, Forschungsprojekte anzustoßen, Drittmittel einzuwerben und dementsprechend so lange mir das gelingt, wird natürlich auch der Arbeitsvertrag sich immer wieder verlängern“ (ebd.).

Auch Frau Super sieht die Finanzierung ihrer Stelle in der eigenen Verantwortung und der eigenen Leistungsfähigkeit.

„Also ich muss genügend forschen, um die Ergebnisse zu haben, um einen neuen Antrag zu schreiben. So geht das Prozedere weiter“ (Super, A.:97).

Entlang dieses Zitates wird deutlich, was grundlegend für den Typus Postdocs im Maschinenbau zu sein scheint. Durch die Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft nehmen die Interviewten biographische Unsicherheit als Risiko wahr. Durch die eigene Leistungsfähigkeit sehen sie sich jedoch in der Lage, diesem Risiko entgegenzuwirken. Dieser Aspekt spricht gegen eine Gefahrenlogik in diesem Typus. Mit dem Hinweis, dass es in seinen Augen im Maschinenbau auch eher möglich sei Geld einzuwerben, als in den Geisteswissenschaften (vgl. ebd., A.:69), unterstreicht Herr Hausfeld seine Wahrnehmung, durch eigene Leistung Absicherung schaffen zu können, gleichsam. Bei Frau Seiler wird dies deutlich über genaue Pläne für die Habilitation und der Teilnahme an einem Förderprogramm für Nachwuchswissenschaftlerinnen (vgl. Seiler, A.:24), bei Frau Super und Frau Ihsen ist es der Verweis auf die bereits erfüllten Anforderungen wie beispielsweise einen Auslandsaufenthalt (vgl. Super, A.:33; Ihsen, A.:53), die die Chancen in der Wissenschaft vermeintlich erhöhen. Vielleicht kann man hier noch nicht direkt von strategischer Karriereplanung sprechen, es ist jedoch ein Trend zu erkennen, die eigene Situation durch gezielte Leistungen zu festigen. Dies steht für mich nicht in Konflikt zu dem bereits herausgearbeiteten *biographischen Gesamtzusammenhang*. Die Postdocs dieses Typus sind zwar alle über Gelegenheiten an ihre jetzigen Stellen gelangt, dies schließt jedoch nicht aus, dass sie Strategien entwickeln, um dem empfundenen Risiko aktiv entgegen zu wirken. Dieses Bestreben, in der Wissenschaft als Forschende dauerhaft verbleiben zu wollen, lässt mich die Interviewten dieses Typus als Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit charakterisieren. Hinzu kommt auch die eindeutige

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Selbstwahrnehmung als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Diesen Aspekt werde ich unter der Analysekategorie *biographisches Handeln* genauer beleuchten.

Eine Besonderheit, die sich im gesamten Material nur bei Frau Seiler finden ließ, besteht darin, dass sie nicht, wie bei anderen Typen, auf die gute Ingenieurausbildung als Sicherheit verweist, sondern auf die gute Ausbildung zum „Dr. Ing.“. Diese spezielle Perspektive kann damit zusammenhängen, dass sie ursprünglich Physik studiert hat und so auch Einblicke in diese Disziplin erlangte. Sie resümiert, dass es sich um „*eine viel umfassendere Ausbildung als bei den Naturwissenschaftlern*“ (Seiler, A.:20) handele und sie auch sehr glücklich sei, den „Dr. Ing.“ erworben zu haben.

Eine weitere Form der Sicherheit spricht Frau Ihsen an. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie an einer außeruniversitären Forschungseinrichtung beschäftigt.

„*KLAR, natürlich würden die Herren – (außeruniversitäre Stelle) schon einige Hebel haben, die sie in Bewegung setzen können, damit man doch irgendwie bleiben kann, das ist ja schon mal n Stück besser, als jetzt an der Uni, da stelle ich es mir noch schwieriger vor*“ (Ihsen, A.:71).

In ihren Augen ist die Beschäftigungssituation an außeruniversitären Forschungseinrichtungen, zumindest an jener, an der sie ist, sicherer als an Universitäten. Weshalb genau, bleibt sehr vage. Entscheidend ist an dieser Stelle jedoch, dass sie sich mit ihrer Beschäftigungssituation, obwohl sie die gleichen äußeren Voraussetzungen hat wie die anderen Postdocs dieses Typus, im Vorteil gegenüber Universitätsangestellten sieht. Trotz der Befristung vertraut sie darauf, dass im Notfall auch dort eine Weiterbeschäftigung möglich wäre. Diese Möglichkeit scheint jedoch auch Hausfeld für sich zu sehen („*Aber genauso gut ist es auch denkbar, dass ich vielleicht noch längere Zeit hierbleibe [...]*“ (Hausfeld, A.:77)). Somit kann ich hier nicht darauf schließen, dass der Ort der Beschäftigung innerhalb der Wissenschaft (Universität oder Forschungseinrichtung) allein ausschlaggebend für diese Wahrnehmung ist.

5.5.3.3 Konstruktion von Zukunft

Herr Hausfeld nimmt seine Zukunft als offen wahr. Dies ist sicherlich in Zusammenhang mit seiner Stellensituation zu bringen. Er sieht für sich jedoch mehrere Optionen, wie es mit seinem beruflichen Werdegang weitergehen könnte. Wie die Darstellung des *biographischen Gesamtzusammenhangs* bereits vermuten lässt, verfolgt er keinen konkreten Karriereplan. Er kann sich eine Professur vorstellen, die Arbeit in der Industrie scheint

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

als Rettungsanker zu dienen. Auch seine jetzige Stelle verbindet er nicht mit festen längerfristigen Plänen. Er sagt, er „*mache das jetzt erst mal*“ und schaue, „*wie das alles funktioniert*“ (Hausfeld, A.:77). Folgendes Zitat verdeutlicht die prinzipielle Offenheit seiner beruflichen Zukunft:

„*Und wie das jetzt aber ansonsten weitergeht, kann ich jetzt schlecht beantworten. Das hängt natürlich dann wieder davon ab, würde ich in die Industrie gehen, was ich da mache, wie mir das gefällt. Möglicherweise würde ich dann schnell das Handtuch werfen und sehen, dass ich irgendwo eine Professur bekommen kann. Aber genauso gut ist es auch denkbar, dass ich vielleicht noch längere Zeit hierbleibe [...]*“ (Hausfeld, A.:77).

Diese Offenheit widerspricht nicht prinzipiell der Selbstwahrnehmung als Wissenschaftler. Es kann sich hier um eine Reaktion auf das wahrgenommene Risiko der biographischen Unsicherheit handeln, die durch den *wilden Hasard* in der Wissenschaft entsteht. Die Ungewissheit, mit der der eigentliche Wunsch, dauerhaft in der Wissenschaft bleiben zu können, verbunden wird, macht eine geschlossene Sinndeutung der eigenen Zukunft nicht möglich.

An dieser Stelle möchte ich nochmals auf die Strategie eingehen, die in der Analysekatégorie *Basissicherheit* herausgearbeitet wurde. Auch hier sehe ich wieder keinen Widerspruch zwischen der prinzipiellen Offenheit der Zukunft und dem Versuch, durch gezielte Leistungen die eigene Situation zu festigen. Vielmehr spiegelt sich hierin abermals der wahrgenommene Hasard der Wissenschaft in der Praxis der Postdocs wieder. Sie entsprechen mit ihren Leistungen den gedeuteten Anforderungen an eine wissenschaftliche Karriere. Gleichzeitig wissen sie jedoch nicht, ob es reichen wird, um eine dauerhafte Position in der Wissenschaft zu erlangen. Dadurch bleibt die Zukunft trotz aller Bemühungen offen.

Diese prinzipielle Offenheit kann auch bei Frau Seiler festgestellt werden, auf Grund der vorherrschenden Situation sicherlich besonders deutlich.

„*Ich kann es momentan, ich kann es schlichtweg nicht sagen, was aus mir wird. Ich kann es natürlich steuern durch meine Bewerbungen oder entsprechend aber auch Zusagen, aber ich bin momentan eigentlich offen für beide Wege [...]*“ (Seiler, A.:91).

Die *Zukunftskonstruktion* von Frau Ihsen und Frau Super sind ebenfalls durch Offenheit geprägt, mit der Einschränkung, dass sie ihren Weg in der Wissenschaft sehen, die Industrie für sich ausschließen. Frau Super macht dies im Interview explizit deutlich, bei Frau Ihsen besitzt der außerwissenschaftliche Arbeitsmarkt in den Erzählungen schlicht keine Relevanz. Letztere sieht die Offenheit ihres Werdegangs ganz klar bedingt durch die Strukturen innerhalb der Wissenschaft und nicht durch die Vielfalt der Optionen

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

gegeben. Entscheidend ist, dass sie sich in der Wissenschaft sieht. Dadurch wird abermals deutlich, weshalb ich die Interviewten dieses Typus als Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit bezeichne.

„Ja, das ist eben die schwierige Frage, kann man das überhaupt selbst beeinflussen, also klar man kann viel tun, am eigenen Lebenslauf, die Sachen zu erfüllen, im Ausland gewesen sein, sonstige Dinge, aber letztendlich entscheidet ja doch die Berufungskommission, da spielen ja doch dann sehr viele andere Dinge noch ne Rolle, ob man es dann letztendlich wird“ (Ihsen, A.:53).

Frau Ihsen geht hier erneut auf die bereits beschriebene *Basissicherheit*, die Möglichkeiten durch die eigene Leistungsfähigkeit und strategische Pläne zu vergrößern, ein. Aber sie verdeutlicht auch den Hasard der hinter allem steht. Am Ende sind es *„sehr viele andere Dinge“* die noch entscheiden, ob die Berufung klappt oder nicht. Dadurch bleibt, wie bereits beschrieben, die Zukunft trotz aller Bemühungen offen. Diese Offenheit, im Sinne von Uneindeutigkeit, scheint lediglich im Hinblick auf die Strukturen zu bestehen. Inhaltlich zeichnet sich über den Wunsch des dauerhaften Verbleibs in der Wissenschaft Eindeutigkeit ab.

Auch für Frau Super spielen die äußeren Bedingungen der Wissenschaft bei ihrer *Zukunftskonstruktion* eine Rolle. Sie möchte jedoch gerade vermeiden, Professorin zu werden, da sie das Aufgabenspektrum der Lehre für sich nicht interessant findet – sie möchte nur forschen (vgl. Super, A.:101). Somit sieht sie auch ihre Zukunft dergestalt offen, dass sie machen wird, was nötig ist, um ihre Interessen – die Forschung – umzusetzen.

„[...] mein Bestreben ist, eher nicht in die Lehre zu kommen, also ich würde gerne in der Forschung bleiben, habe auch nichts gegen die Universität, nur wenn das unbedingt notwendig wird, dass ich habilitiere oder eine Professur anstreben muss, werde ich mir einen Weg überlegen, wie das anders geht“ (ebd., A.:69).

Im Unterschied zu den anderen Interviewten, die die Professur als *Kann-Option* wahrnehmen, bringen Frau Super und Frau Ihsen zwei weitere Perspektiven mit ein. Frau Ihsen sieht auch die Schwierigkeiten, die mit dem Anstreben einer Professur verbunden sein können. Ein Grund, der zu dieser Perspektive führen könnte, besteht darin, dass durch die persönliche Einschränkung auf den innerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt, die damit verbundenen Schwierigkeiten wie der Flaschenhalspolitik oder unklarer Berufungsanforderungen (vgl. Forschungsstand) akuter in den Fokus geraten. Frau Super sieht ihre eigenen Forschungsinteressen durch eine universitäre Professur eingeschränkt und sucht nach einem Weg, in der Wissenschaft zu bleiben, ohne ein hohes Lehrdebutat

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

erfüllen zu müssen. Dies erinnert an Herrn Teis, der durch seine Position in der „*luxuriösen Situation*“ (Teis, A.:50) ist, keine Professur anstreben zu müssen und so ungeliebten Managementaufgaben entgehen kann. Dennoch habe ich mich dazu entschieden, Frau Super diesem Typus der Postdocs im Maschinenbau zuzuordnen. Der Grund hierfür besteht darin, dass sie sich als Wissenschaftlerin in der Wissenschaft sieht, etwaige Koordinations- und Managementposten in der Wissenschaft oder der Industrie für sie nicht in Frage kommen. Dies wird mit den Ausführungen zur nächsten Analysekatgorie noch deutlicher. Im Hinblick auf diese Analysekatgorie ist beiden Perspektiven, der von Frau Super und der von Frau Ihsen, gemein, dass die *Zukunftskonstruktion* in Bezug auf äußere Bedingungen offenbleibt, auf einer inhaltlichen ebene jedoch eindeutig ist. Dies kann insgesamt für diesen Typus festgehalten werden.

Im Unterschied zu anderen Typen mit offener *Zukunftskonstruktion* ist die Offenheit hier nicht freiwillig, sondern auf Grund der äußeren Bedingungen in der Wissenschaft durch Ungewissheit gekennzeichnet. Die *Postdocs im Maschinenbau* haben schlicht noch keine Anschlussstellen. Die Interviewten auf entfristeten Stellen wüssten prinzipiell, wie die berufliche Zukunft aussehen könnte, wenn sie dies forcierten. Dort kann die Offenheit als Möglichkeit gesehen werden, die selbst gewählt wird. An dieser Stelle ist sie durch die Befristungen obligatorisch.

Zu bedenken ist allerdings auch, dass die Interviewten dieses Typus auch bei einer entfristeten Stelle nach einer Professur streben würden. Auch in diesem Fall wären die *Zukunftskonstruktionen* offen und es wäre nicht sicher, ob das anvisierte Ziel erreicht werden kann. Einzig die Unsicherheit auf einer materiellen Ebene wäre nicht vorhanden.

5.5.3.4 Biographisches Handeln

Das biographische Handeln dieses Typus zeichnet sich durch eine Konzentration auf *Bezüge zu Normalitäten in der Wissenschaft* aus. Dies bedeutet nicht, dass *Bezüge zum Normallebenslauf* nicht stattfinden. Die nachstehenden Ergebnisse zeigen, dass hier die Bezüge zum Normallebenslauf, aber vor allem im Hinblick auf Unvereinbarkeiten mit dem wissenschaftlichen Werdegang unter den gegebenen äußeren Bedingungen der Interviewten dieses Typus angeführt werden.

Herr Hausfeld geht im Zuge seiner Erzählungen auf diverse *Normalitäten in der Wissenschaft* ein – einerseits auf die Anforderungen und andererseits auf die zumeist

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

prekären Beschäftigungsverhältnisse. Insgesamt fällt auf, dass der Großteil dieser Äußerungen von ihm in Form von Kritik angebracht wird. Dies lässt darauf schließen, dass Herr Hausfeld nicht sonderlich zufrieden mit den Strukturen in der Wissenschaft ist. So führt er im Hinblick auf die Anforderungen an, dass verlangt werde, eine Promotion in drei Jahren zu absolvieren. Den Mehrwert hinter dieser Anforderung hinterfragt er zugleich mit der Anmerkung, dass man dies nur schaffen könne, wenn man sich nur auf die Dissertation konzentriere und keine weiteren Aufgaben und Herausforderungen im wissenschaftlichen Betrieb in dieser Zeit wahrnehme (vgl. Hausfeld, A.:44). Zudem schildert er, dass Kooperationen von universitären Instituten mit Industrieunternehmen zwar finanzielle Vorteile bieten, aus wissenschaftlicher Sicht jedoch nicht unbedenklich seien. Durch die Problematik des Betriebsgeheimnisses haben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Schwierigkeiten zu publizieren. Publikationen seien jedoch wichtig, um die Sichtbarkeit des Wissenschaftlers in der Scientific Community zu gewährleisten. Dies lässt sich durch den Forschungsstand bestätigen (vgl. Kapitel 3.2), wird in dieser Deutlichkeit jedoch zunächst ausschließlich vom Typus *Postdocs im Maschinenbau* angesprochen⁶⁷.

„Allerdings unter sehr schwierigen Umständen, denn die Firmen möchten das natürlich immer möglichst exklusiv haben, sodass man kaum ein Recht zur Veröffentlichung der Ergebnisse hat. Was aber wiederum für diejenigen die promovieren möchten oder... ist es bedenklich einzustufen. Denn man hat keine Chance irgendwie auf seine Arbeit aufmerksam zu machen [...]“ (ebd.)

Insgesamt zeigt sich bei den Postdocs im Maschinenbau eine größere Präsenz der Anforderungen der wissenschaftlichen Werdegänge allgemein, ohne dabei die Besonderheiten des akademischen Maschinenbaus vornehmlich herauszustellen. Auslandserfahrungen und peer reviewed articles werden mehr in den Vordergrund gestellt als die Notwendigkeit der Industrieerfahrung. So antwortet Herr Hausfeld beispielsweise auf die Frage nach der idealen Karriere zwar auch mit Ausführungen zu Weg eins, verweist aber ebenso wieder auf Aspekte, die in seinen Augen nicht nur positiv für die Wissenschaft zu betrachten sind. Im Gegenteil zu den *wissenschaftlichen Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* stellt er seinen akademischen Werdegang nicht ins schlechte Licht. Bei ihnen wurde der rein akademische Weg als nicht dem Königsweg im akademischen Maschinenbau entsprechend wahrgenommen. Hier, bei den *Postdocs im Maschinenbau*, scheint Weg zwei (vgl. Graphik 1) als angemessener Weg

⁶⁷ Vgl. hierzu auch Typus *Postdocs in der Soziologie*.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

in der Wissenschaft wahrgenommen zu werden. Zumindest wird deutlich, dass der rein akademische Weg nicht als minderwertiger Werdegang empfunden wird.

„Das klassische Modell wäre, man promoviert zunächst erst mal. Früher musste man noch habilitieren, mittlerweile...ist es eher selten [...]. Ehm im Wesentlichen war das, was ich beobachtet habe in den vergangenen 15 Jahren so, dass Leute berufen wurden, die vor allen Dingen [...] die Chance hatten viele Drittmittel mitzubringen. Also im Wesentlichen waren das Leute, die [...] Forschungs- und Entwicklungsleiter in größeren Firmen waren. [...] das hat einen bestimmten Nachteil, und zwar, solche Leute denken natürlich immer sehr, sehr erfolgsorientiert [...]. Und daher ist es natürlich schwierig oder man sieht dann eben, dass oftmals sich solche Leute schwer getan haben damit dann eben auch sehr gute Forschungs- oder vergleichbare, bewertbare Forschungsergebnisse zu liefern. Also insbesondere eben zum Beispiel peer-review Veröffentlichungen [...]“ (Hausfeld, A.:69).

Die übrigen Postdocs dieses Typs verweisen von vornherein lediglich auf den rein akademischen Weg (vgl. Ihsen), schildern sehr abwertend eine Industriekarriere (vgl. Super) oder machen deutlichen, dass es klare Unterschiede zwischen den üblichen Werdegängen im Maschinenbau und anderen wissenschaftlichen Disziplinen gibt (vgl. Seiler).

„Aus meiner Perspektive bin ich ja eher im Forschungsbereich Maschinenbau...würde mir schon wünschen, dass ich noch ne Habilitation anhängen kann“ (Ihsen A.:41).

„[...] ich hätte auch einfach nur an meiner Hochschule studieren können [...] bei Airbus bewerben und dort für den Rest meines Lebens Arbeiten können [...] 4000 Euro netto im Monat kassieren für eine 36-Stunden-Woche“ (Super, A.:65).

„Also die Maschinenbauer, die eine Professur innehaben, haben normalerweise auch eine Industriekarriere hinter sich. Also in den Naturwissenschaften ist es ja eher so, dass die Habilitation durchaus gang und gäbe ist“ (Seiler, A.:85).

Alles in allem lässt sich hier eine Konzentration auf den rein akademischen Weg und somit wahrscheinlich auch auf die eigene Präferenz der Interviewten feststellen. Neben der Selbstwahrnehmung als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler könnte ein Grund hierfür darin liegen, dass alle Interviewten dieses Typus in eher naturwissenschaftlich geprägten, der Industrie weniger nahen Fachbereichen des Maschinenbaus tätig sind. Dies entspricht zum einem dem Forschungsstand, dass in diesen Teilbereichen vor allem Frauen tätig sind (vgl. Ihsen et al. 2014), gibt aber auch einen Hinweis darauf, dass die *Normalitäten in der Wissenschaft* bezüglich der Anforderungen und wissenschaftlicher Praxis in industrienahen Fachbereichen andere Gewichtungen zu haben scheinen als jene, die thematisch näher an den Naturwissenschaften denn an den Technikwissenschaften sind.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

„[...] die meisten machen Projekte und treten bei Tagungen auf, aber sozusagen dieses in Erscheinung treten in den akademischen Kreisen mit den jeweiligen Instrumenten findet da weniger stark statt“ (Hausfeld, A.:69).

Dies ist sicherlich ein sehr interessanter Ansatz, eine weitere wissenschaftssoziologische Auseinandersetzung mit diesem Aspekt würde jedoch über das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit hinausgehen. Hier wäre eine weiterführende Studie denkbar, die sich speziell diesem Thema zuwendet. Für die vorliegende Untersuchung kann festgehalten werden, dass Postdocs mit Forschungsambitionen offenbar bestimmte Fachbereiche wählen. Dies kann sich auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auswirken. Zumindest für mein Sample gilt, dass es jene Bereiche sind, die stärker von prekären Beschäftigungsbedingungen betroffen sind, als die industrienahen Fachgebiete. In Bezug auf die Planungssicherheit der eigenen Werdegänge wird biographische Unsicherheit hier also als Risiko wahrgenommen. Wie genau die prekären Beschäftigungsverhältnisse wahrgenommen werden, verdeutlichen die Schilderungen von Hausfeld. Tonangebend in seinen Erzählungen ist die Betonung der als sehr hinderlich wahrgenommenen Befristungspraktiken in der Wissenschaft und seinen Folgen für den Einzelnen – auch für ihn.

Besonders den Punkt der steigenden Drittmittelbeschäftigung hält er für problematisch, da damit nicht nur befristete Verträge einhergehen, sondern auch die Übernahme von Mehrarbeit, in Form von Lehre, die nicht bezahlt, aber erwartet werde (vgl. Hausfeld, A.:36). Später in seinen Ausführungen verweist er darauf, dass diese Mehrarbeit dann als Mehrwert für den eigenen Lebenslauf gesehen werden solle (*„[...] und hier ist natürlich immer das Argument, dass man natürlich auch was für sich tut [...] seine eigene berufliche Zukunft“* (ebd., A.:64)). Zudem kritisiert er das doppelte Abhängigkeitsverhältnis von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern zu Professorinnen und Professoren. Die Gebundenheit an ein Thema und eine Person ermögliche so *„sklavenähnliche Verhältnisse“* (ebd., A.:48). Schließlich geht er darauf ein, dass prekäre Beschäftigungsverhältnisse auf viele Lebensbereiche einen Einfluss haben. Mit dem Beispiel der eigenen kurzfristigen Kettenverlängerungen (*„Aber ich habe jetzt mittlerweile meinen, ich weiß nicht, 18. oder 19. Arbeitsvertrag mit der Universität“* (ebd., A.:54)) macht er deutlich, dass so nicht an Dinge wie *„ein Haus bauen, einen Kredit kriegen“* (ebd.) zu denken sei, es sogar die Wohnungssuche erschwere. Insgesamt zeichnet er ein sehr negatives Bild nach, das durch die äußeren Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft bestimmt ist.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Sicherlich ist dies geprägt durch seine persönlichen Erfahrungen. Aber auch die weiteren Interviewpartnerinnen dieses Typus gehen auf diese Punkte ein. Sie haben allerdings nicht die Erfahrung der Kettenverlängerungen in dieser extremen Form gemacht, was der Grund dafür sein könnte, dass ihre Schilderungen nicht in der Strenge negativ ausfallen wie bei Herrn Hausfeld. Was ihnen jedoch allen gemein ist, dass sie diese negativen Aspekte, wie bereits beschrieben, als eine Art Opfer sehen, um Wissenschaft machen zu können. Die Vorteile der Wissenschaft liegen für sie in spannenden und abwechslungsreichen Tätigkeiten mit großer inhaltlicher Freiheit sowie zeitlicher Flexibilität.

„[...] in großen Firmen hat man häufig ein sehr, sehr, sehr begrenztes Aufgabenfeld [...] und das wäre mir zu langweilig“ (ebd., A.:66).

„An der Hochschule hat man schon den gewissen Vorteil, dass man sich damit oftmals etwas herauswinden kann und man vielleicht nicht ganz 100 Prozent den Zeitplan einhalten muss“ (ebd., A.:62).

„[...] also deshalb bin ich auch in der Forschung jetzt letztendlich geblieben, das ist das freie Arbeiten, dass man ein bisschen ne Freiheit noch behält und ein bisschen selbst entscheiden kann, was die Forschungsinteressen sind [...]“ (Ihsen, A.:31).

„Also mein Schwager arbeitet für Firma 1 [...]. Er langweilt sich zu Tode. Also bei mir ist jeden Tag was Anderes, jeden Tag was Aufregendes. Also weil es ist ja immer mit ... Menschen arbeite, in gewisser Weise, mit Gleichgesinnten, die ebenfalls mit Denken, mit Lernen, neue Sachen ausprobieren, die hier jeden Tag gestalten und so ist das halt immer irgendeiner Form von Kreativität ausgesetzt“ (Super, A.:93).

Diese Punkte konnten schon bei den vorherigen Typen herausgearbeitet werden und auch hier werden sie als Argumente angebracht, weshalb man nicht in die Industrie gewechselt hat. Den Unterschied bei diesem Typus macht jedoch aus, dass damit die gesamte prekäre Beschäftigungssituation gerechtfertigt wird und nicht nur die Frage, weshalb man sich für das eine und nicht das andere Beschäftigungsfeld entschieden hat. In der Wahrnehmung von Hausfeld, Ihsen, Super und Seiler muss man die prekären Beschäftigungssituationen auf sich nehmen, wenn man als Wissenschaftlerin bzw. Wissenschaftler in der Wissenschaft bleiben möchte. Die eigene Beschäftigungssituation wird somit als belastende Aufwendung begriffen, die für die dargelegten Vorteile erbracht wird. Dieser Aspekt spielte in den bisherigen Typen noch keine Rolle. Dies kann zum einen an den entfristeten Stellen der anderen Interviewten liegen, aber auch, und ich vermute hauptsächlich daran, dass die Postdocs im Maschinenbau die einzigen Interviewten im Maschinenbau sind, die ihre Tätigkeit als Wissenschaftlerinnen und

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Wissenschaftler über die Planungssicherheit der Stellensituation stellen. Biographische Unsicherheit wird auf einer materiellen Ebene als Risiko wahrgenommen, zu Gunsten der Wissenschaft jedoch in Kauf genommen.

„Aber das ist eben der Preis, den man zahlt für die Freiheit, dass man forschen kann, was man möchte, oder zumindest in Grenzen was man möchte“ (Ihsen, A.:67).

Dies soll nicht bedeuten, dass die Interviewten prekäre Beschäftigungssituationen entfristeten Stellen vorziehen würden. Vor allem die Ausführungen zum Referenzfall Hausfeld haben bereits deutlich gemacht, dass die Postdocs nicht zufrieden mit den Umständen sind. Die Wahrnehmung der äußeren Verhältnisse als Opfer für die Wissenschaft unterstreicht an dieser Stelle die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Risiko. Sie gehen die äußeren Verhältnisse zu Gunsten einer wissenschaftlichen Tätigkeit wissentlich ein und versuchen zudem, das Risiko durch die bereits beschriebenen Strategien zu mindern (vgl. *Basissicherheiten*).

Insgesamt lässt sich für diesen Typen festhalten, dass die Bezüge zu *Normalitäten in den Wissenschaften*, bis auf die Ausnahme der Freiheit und Flexibilität, negativ betrachtet werden. Im Unterschied zu den anderen Typen werden diese negativen Aspekte im Hinblick auf die Beschäftigungsverhältnisse auch mit der eigenen Situation in Verbindung gebracht – daraus resultierende biographische Unsicherheit wird auch persönlich als Risiko wahrgenommen. Es konnte darüber hinaus festgestellt werden, dass die Postdocs dieses Typus vor allem den rein akademischen Weg als Referenzfolie für ihre Schilderungen nutzen.

Bezüge zum Normallebenslauf werden von den *Postdocs im Maschinenbau* nur wenige hergestellt. Die Ergebnisse zu den einzelnen Interviewten sind zudem sehr unterschiedlich. Beim Referenzfall Hausfeld sind keine expliziten Bezüge festzustellen, einzig seine Erzählungen zu anderen Aspekten lassen indirekt eine Anknüpfung erahnen. So gehe ich davon aus, dass der negativen Beurteilung der äußeren Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft das Normalarbeitsverhältnis als Referenzfolie zugrunde liegt. Ebenso lässt seine recht spontane Studienentscheidung und Studienfachwahl darauf schließen, dass eine Unterbrechung in seinem Werdegang zu Ungunsten eines lückenlosen Lebenslaufs keine Option für ihn darstellte.

Bei Frau Ihsen sind ebenfalls keine direkten Bezüge zu erkennen. Wie Herr Hausfeld verweist auch sie lediglich darauf, dass die Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft problematisch für die eigene Lebensführung sein können. Dies stellt sie vor allem im Hinblick auf „*Familienplanung und sonstige Dinge*“ dar, „dann ist man halt

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

nicht sooo sicher in der Planung, wie wenn man jetzt in der Industrie arbeiten würde“ (Ihsen, A.:67). Sie verbindet Planungssicherheit ebenfalls mit dem Normalarbeitsverhältnis in der Industrie. Wie die Ausführungen zu den *Normalitäten in der Wissenschaft* gezeigt haben, sieht sie dies allerdings als *„Preis, den man dann zahlt für die Freiheit, dass man forschen kann“* (ebd.).

Frau Super stellt Aspekte des Normallebenslaufs, insbesondere des Normalarbeitsverhältnisses nur dar, um sich selber davon abzugrenzen.

„Also Standard ist eher...ähm ausstudieren und bei einer guten Firma wie Airbus oder Mercedes... also einen Permanentvertrag bekommen und 4000 Euro netto im Monat kassieren für 36 Stunden die Woche.... Das ist an der Uni nicht der Fall (lachen)“ (Super, A.:65).

Sie verortet eine *Standard-Karriere* in der Industrie in einem Normalarbeitsverhältnis. Dazu deutet sie sich mit ihrem Werdegang in der Wissenschaft entgegengesetzt. Bis auf diese Abgrenzung sind auch bei ihr keine weiteren Bezüge zum Normallebenslauf auszumachen. Im Unterschied zu Herrn Hausfeld scheinen hier aber auch Schilderungen zu anderen Aspekten keine indirekten Bezüge freizulegen.

Bei Frau Seiler konnten die meisten Bezüge zum Normallebenslauf herausgearbeitet werden. Hier ist allerdings nicht ganz klar, ob dies nicht auch an der Situation liegt, in der Frau Seiler zum Zeitpunkt des Interviews war. Es ist denkbar, dass die bevorstehende Phase der Arbeitssuche ihre Erzählungen in Richtung Planungssicherheit verstärkt haben. So wird deutlich, dass auch sie, ähnlich wie Herr Hausfeld, einen lückenlosen Weg im Kopf hatte. Dieser kann nun nicht realisiert werden.

„Ja, es hat sich eine Verzweigung aufgetan. Ich muss sagen, andere, ich hatte ja vorher diesen, eigentlich diesen festen Weg, sage ich mal, und muss jetzt einfach offen sein für Neues und der Weg verzweigt sich eben. Es ist einfach eine neue Möglichkeit, ein anderer Weg“ (Seiler, A.:142).

Offensichtlich führt der empfundene Bruch in ihrem Werdegang dazu, dass sie auf die Planungssicherheit potenzieller neuer Stellen achtet. Sie betont, dass sie jetzt schon etwas suche, *„was [sie] dann dauerhaft ausüben möchte“* (ebd., A.:119), und dass sie sich vorstellen kann, die nächste Arbeit bei Gefallen *„ruhig bis zur Rente aus[zu]üben“* (ebd.). Sie strebt also offenbar ein Normalarbeitsverhältnis an.

„Ich hätte gerne eine unbefristete, sichere Stelle. Und dann würde ich auch Einbußen beispielsweise im Verdienst in Kauf nehmen“ (ebd., A.:124).

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Aber auch schon im Zuge ihres akademischen Werdegangs hatte sie den Plan, „dauerhaft an der Hochschule zu bleiben“ (ebd., A.:24). Ein hohes Sicherheitsbedürfnis scheint also schon immer verankert gewesen zu sein. Es wird erkennbar, dass Frau Seiler stärker als die übrigen Interviewten dieses Typus auf das Erreichen einer planungssicheren Beschäftigungssituation im Sinne eines Normalarbeitsverhältnisses hinarbeitet. Dieses scheint für sie das Ziel zu sein, während es für Hausfeld und Ihsen zwar erstrebenswert, aber vermutlich mit dem wissenschaftlichen Interesse nicht vereinbar scheint, und für Frau Super sogar in Konflikt mit ihrer Form des wissenschaftlichen Arbeitens steht.

„Also, daher Sicherheit im Beruf ist zwar ...nett, aber nicht notwendig...weil...wenn man sagen wir mal, sich auf seinem Beamtenstatus ausruhen kann...also zumindest geht es mir so, wenn ich mich zu sehr auf irgendwas verlassen kann, verliere ich die Flexibilität...also auch die Kreativität [...]“ (Super, A.:107).

So kann im Hinblick auf das *biographische Handeln* für diesen Typus also festgehalten werden, dass mehrheitlich Normalitäten in der Wissenschaft als Referenzfolie für eigene biographische Sinndeutungen angelegt werden.

5.5.3.5 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit

Wie schon mehrfach für diesen Typus festgehalten, nehmen Hausfeld, Ihsen, Super und Seiler biographische Unsicherheit als Risiko wahr. Dieses wird als Preis dafür interpretiert, Wissenschaft betreiben zu können.

Der biographische Gesamtzusammenhang ist geprägt von einigen wenigen Entscheidungen, insbesondere im Hinblick auf die Studienfachwahl, und dem Ergreifen von passenden Gelegenheiten. Dieses Muster konnte auch schon bei den Typen *Managern* und *Forschenden in der Industrie* und den *wissenschaftlichen Koordinatoren* festgestellt werden. Für diesen Typus ergibt sich aus dem Zusammenhang mit den eigenen Stellenmodalitäten, den *Basissicherheiten*, der *Konstruktion von Zukunft* und dem *biographischen Handeln* jedoch eine völlig andere Wahrnehmung biographischer Unsicherheit. Als hauptsächliche *Basissicherheit* dieses Typus konnte die eigene Leistungsfähigkeit und Eigenverantwortlichkeit herausgearbeitet werden. Durch gezielte Leistungen wird versucht, die biographische Unsicherheit, die vornehmlich auf Grund der äußeren Voraussetzungen der eigenen Stellenmodalitäten wahrgenommen wird, zu relativieren.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Die *Zukunftskonstruktionen* der Postdocs im Maschinenbau sind durch eine prinzipielle Offenheit im Hinblick auf äußere Bedingungen geprägt. Gleichzeitig scheinen sie auf einer inhaltlichen Ebene eindeutig. Hier drückt sich die Form der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit besonders aus. Auf einer durch die äußeren Bedingungen gegebenen materiellen Ebene nehmen die Postdocs biographische Unsicherheit als Risiko wahr. Dieses versuchen sie durch bestimmte Strategien (vgl. *Basissicherheiten*) zu minimieren. Auf einer immateriellen Ebene nehmen sie jedoch keine biographische Unsicherheit wahr. Sie wollen Wissenschaft betreiben und streben einen dauerhaften Verbleib an. Dies entspricht den institutionellen Erwartungen an ihre Stellen.

Entlang der dargestellten Ergebnisse wurde deutlich, dass die *Postdocs im Maschinenbau* die prekären Beschäftigungsverhältnisse zu Gunsten der wissenschaftlichen Tätigkeit in Kauf nehmen. Hierdurch erscheinen sie gleichwohl als gedeutete *Normalität in der Wissenschaft*, die für das Erreichen einer Professur ausgehalten werden müssen. Die materielle Sicherheit über Planungssicherheit ist vielleicht teilweise erwünscht – ein Fehlen dieser Sicherheit wird jedoch nicht als Ausstiegsgrund wahrgenommen. Entscheidender ist, im Gegenteil zum Typus *wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen*, dass hier eine Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen herrscht. Hausfeld, Super und Ihsen sehen sich als Wissenschaftler, wollen forschen und sich für den dauerhaften Verbleib in der Wissenschaft qualifizieren. Dies entspricht offenbar auch den institutionellen Erwartungen an sie, dementsprechend kommt es hier nicht zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene. Im Gegenteil, durch die kongruente Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen scheint es ihnen möglich, die Aspekte ihrer Beschäftigungssituationen, die sie biographische Unsicherheit als Risiko wahrnehmen lassen, als Aufwendung für ihren eigenen biographischen Entwurf zu deuten. Zusammen mit der unter *Basissicherheit* besprochenen Strategie, durch eigene Leistungen die persönliche berufliche Situation zu festigen, kann hierin der für diesen Typus gängige Umgang mit biographischer Unsicherheit festgestellt werden. Der Umgang mit der hier beschriebenen biographischen Unsicherheit der Postdocs im Maschinenbau zeichnet sich also durch eine Mischung aus Ertragen und versuchtem Gegenarbeiten aus.

Bei Frau Seiler stellt es sich durch das Scheitern des rein akademischen Werdegangs komplexer dar – sie ist als Ausnahmefall im Typ zu betrachten. Dennoch, ohne den vermeintlichen Bruch, war es ihr Plan Professorin zu werden, um dauerhaft wissenschaftlich arbeiten zu können.

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Auf Grund der dargelegten Aspekte komme ich überdies zu dem Schluss, die Interviewten dieses letzten Typus im Maschinenbau unzweifelhaft als Postdocs zu bezeichnen.

5.6 Zwischenfazit – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei Postdocs im Maschinenbau

Die Darstellung der fünf herausgearbeiteten Typen hat bis jetzt gezeigt, dass es sehr unterschiedliche Formen der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei den Interviewten im Maschinenbau gibt. Zudem können zwischen den Typen neben klaren Abgrenzungen auch Gemeinsamkeiten festgestellt werden. An dieser Stelle sollen die Ergebnisse nochmals in Kürze zusammengefasst werden. Dies geschieht zum einem, um die sehr umfangreichen Ausführungen zum besseren Verständnis wiederholt in geraffter und abstrakterer Form vor Augen zu haben. Zum anderen werde ich hier besonders auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Typen im Maschinenbau eingehen, bevor ich im zweiten Empirieteil mit den Interviewten aus der Soziologie fortfahren werde.

Der Typus *Manager in der Industrie* zeichnet sich dadurch aus, dass die Einzelfälle keine biographische Unsicherheit wahrnehmen. Als grundlegend hierfür konnte ein Zusammenspiel der einzelnen Analysekatoren herausgearbeitet werden. Der *biographische Gesamtzusammenhang* dieses Typus ist bestimmt durch eine Mischung aus aktiven Entscheidungen und der Wahrnehmung von Gelegenheiten. Diese werden jedoch nicht einfach ergriffen, sondern gegen die eigenen Interessen abgewogen. Als entscheidende *Basissicherheiten* konnten das Vertrauen auf die eigenen Kompetenzen sowie die sehr positiv eingeschätzte Arbeitsmarktlage außerhalb der Wissenschaft für Ingenieurinnen und Ingenieure herausgearbeitet werden. Letzteres wird wiederum verstärkt durch das Vertrauen in eigene Kompetenzen. Anhand des Materials wurde deutlich, dass die Interviewten sich nicht als Wissenschaftler wahrnehmen, sondern als Ingenieure im Management. Diese Selbstsicht stimmt auch mit den an sie gestellten institutionellen Erwartungen überein. Zwar wurden sie unter den Kriterien der Sampleauswahl als möglicher wissenschaftlicher Nachwuchs identifiziert, durch die Arbeit am Material komme ich jedoch zu dem Schluss, sie in der Lesart der vorliegenden Arbeit nicht als solche zu bezeichnen. Dies bedeutet nicht, dass ihr Werdegang sie nicht

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

auch an eine Universität zurückführen kann. Die *Zukunftskonstruktionen* in diesem Typus variieren von offen bis geschlossen. Entscheidend ist, dass sowohl eine Offenheit als auch eine Geschlossenheit auf Freiwilligkeit beruht, nicht durch äußere Verhältnisse vorgegeben ist. Zu *Normalitäten in der Wissenschaft* werden keine Bezüge hergestellt. Prekäre Beschäftigungsbedingungen und Anforderungen in diesem Feld besitzen in den Erzählungen der *Manager in der Industrie* keine Relevanz. Ausschlaggebend sind Bezüge zur Industrie, genauer zur Industriekarriere und somit zum Normalarbeitsverhältnis als Teil des Normallebenslaufs. Da keine Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit in diesem Typus festgestellt werden konnte, konnte dementsprechend auch kein Umgang damit herausgearbeitet werden.

Der Typus *Forschende in der Industrie* ist dadurch geprägt, dass biographische Unsicherheit in der eigenen universitären Zukunft antizipiert und deshalb ein anderer Weg eingeschlagen wurde. Dadurch ist der Umgang mit biographischer Unsicherheit hier wörtlich zu nehmen – als Umgehen einer zu erwartenden Gefahr. In der Empirie stellte sich dies so dar, dass alle Postdocs auf Grund der äußeren Voraussetzungen in der Wissenschaft biographische Unsicherheit auf ihrem eigenen Werdegang auf sich haben zukommen sehen. Sie waren nicht bereit, diese zu tragen, und haben deshalb in die Industrie gewechselt. Der *biographische Gesamtzusammenhang* ist sehr ähnlich zum Typus Manager in der Industrie. Für den Werdegang relevante Entscheidungen werden aktiv getroffen, Gelegenheiten reflektiert ergriffen. Auch die *Basissicherheiten* ähneln jenen des vorangegangenen Typus. Bei jeder Weichenstellung im Werdegang scheinen mehrere adäquate Optionen verfügbar zu sein. Zusätzlich besteht ein Wissen um und Vertrauen in die eigenen Kompetenzen. Hinzu kommt eine als gut wahrgenommene Arbeitsmarktlage für Ingenieurinnen und Ingenieure auf dem außerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt. Auch hier konnte wieder eine Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen festgestellt werden. Die Interviewten dieses Typus sehen sich als Forscher in der Industrie. Sie wollen forschen, jedoch in sicheren Verhältnissen. Hierfür sind sie bereit, einen Teil der wissenschaftlichen Freiheit aufzugeben. Eine Rückkehr an die Universität kann sich einzig Herr Ittig vorstellen. So sehe ich in ihm zwar generell einen Postdoc, insgesamt charakterisiere ich die Interviewten dieses Typus jedoch als *Forschende in der Industrie*, da der unbedingte Wille, dauerhaft in der Wissenschaft zu bleiben, nicht gegeben ist.

Wie bei den *Managern in der Industrie* variiert hier ebenfalls die Konstruktion von Zukunft. Dafür ist auch hier die Freiwilligkeit der Geschlossenheit oder Offenheit der

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

individuellen *Zukunftskonstruktion* entscheidend. Anders als bei den *Managern in der Industrie* werden jedoch Bezüge sowohl zu *Normalitäten in der Wissenschaft* als auch zum Normallebenslauf hergestellt. Das *biographische Handeln* des zweiten Typus zeichnet sich durch eine Verknüpfung der Vorteile der Wissenschaft mit den Vorteilen der Stellenmodalitäten des Normalarbeitsverhältnisses außerhalb der Wissenschaft aus. Die Vorteile der Wissenschaft werden dabei in der inhaltlichen Freiheit und Flexibilität der Forschung gesehen, die Vorteile des Normalarbeitsverhältnisses in langfristig planbaren Beschäftigungsverhältnissen. Gleichsam werden die Bezüge zum Normallebenslauf als vermeintlich *normal*, jene die äußeren Verhältnisse in der Wissenschaft betreffend als *unnormal* dargestellt. Für die Werdegänge der Vertreter dieses Typus scheint, ebenso wie bei Typen zuvor, der Normallebenslauf mit Normalarbeitsverhältnis und teilweise auch traditionellem Familienbild obligatorisch.

Die Werdegänge der Interviewten dieses Typus entsprechen durchgängig dem Wechselstatus. Dieser Gleichheit spreche ich jedoch, wie bereits beschrieben, wenig Bedeutung zu, da die Werdegänge insgesamt sehr unterschiedlich sind und das Fehlen anderer Sequenzmuster somit zufällig erscheint. Ebenso sehe ich an dieser Stelle eher die Einflussnahme der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit auf den Werdegang, als umgedreht. In dem aktiven Wechsel von einer universitären auf eine industrielle Stelle kann hier der Umgang mit biographischer Unsicherheit gesehen werden.

Die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit *der wissenschaftlichen Koordinatoren* zeichnet sich dadurch aus, dass diese als Gefahr durchaus bekannt ist, für die Vertreter dieses Typus selber jedoch nicht akut wahrgenommen wird. Der *biographische Gesamtzusammenhang* ist eher passiv, mit wenigen Ausnahmen werden Gelegenheiten wahrgenommen. Der Unterschied zu den *Managern* und *Forschenden in der Industrie* besteht darin, dass die Gelegenheiten weniger reflektiert wahrgenommen und zudem nachträglich sinndeutend zu Plänen und Zwecken erhoben werden. Weder werden Alternativen geprüft noch wird sich auf Grund eigener Interessen aktiv gegen eine Gelegenheit entscheiden. Die *Basissicherheiten* ähneln sich dafür wieder sehr. Abermals sind es die eigenen Kompetenzen in Form der Ingenieursausbildung sowie die außerwissenschaftliche Arbeitsmarktlage, die als Sicherheiten herangezogen werden. Hier konnte ich herausarbeiten, dass die Interviewten sich als wissenschaftliche Koordinatoren in der Wissenschaft wahrnehmen, und dass diese Wahrnehmung auch mit den an sie gestellten institutionellen Erwartungen übereinstimmt. So komme ich auch hier zu dem Schluss, die Interviewten dieses Typus nicht als Postdocs zu bezeichnen. Für ihre

biographischen Sinndeutungen ist eine weitere wissenschaftliche Qualifizierung nicht relevant – sie wollen keine Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sein und das wird auch nicht von ihnen erwartet. Dies bietet ihnen biographische Sicherheit auf einer immateriellen Ebene. Hinzu kommt die materielle Sicherheit über die entfristeten Stellen der Interviewten. Im Gegensatz zu den Interviewten aus der Industrie konnte in den Interviews mit den *wissenschaftlichen Koordinatoren* in der Wissenschaft eine Relevanz der Entfristung der eigenen universitären Stelle als Sicherheit in den Erzählungen festgestellt werden. Einen Grund für diesen Unterschied vermute ich in den jeweiligen Feldern der Beschäftigung. Während die Entfristung in der Industrie vermutlich als gängige Praxis angesehen wird, wird sie in der Wissenschaft als Glücksfall wahrgenommen (vgl. *Basissicherheit* und *biographisches Handeln* bei *wissenschaftlichen Koordinatoren*). Dies ändert die Form der Kommunikation über die eigene Stellensituation. Die *Zukunftskonstruktion* dieses Typus ist geschlossen. Diese Geschlossenheit wird als Vorzug angesehen. Beim *biographischen Handeln* werden die positiven Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* in den Vordergrund gestellt. Insgesamt sind jedoch die Bezüge zum Normallebenslauf auch hier ausschlaggebend. Der Kern, der an dieser Stelle herausgearbeitet werden konnte, besteht darin, dass biographische Unsicherheit als Gefahr zwar bekannt ist, für sie persönlich jedoch nicht relevant. Dies liegt zum einen, wie die Ausführungen verdeutlicht haben, an den äußeren Bedingungen. Zum anderen aber auch an der Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen. Bedingt durch die zusätzliche Optionenvielfalt außerhalb der Wissenschaft (vgl. *Basissicherheit*) wird biographische Unsicherheit persönlich allenfalls als Risiko wahrgenommen. Ein direkter Umgang mit biographischer Unsicherheit kann hier durch die nicht akute Lage nicht bestimmt werden. Vielmehr handelt es sich um ein glückliches Wissen um die Gefahr im Kontext der Wissenschaft mit dem doppelten Boden möglicher Ausstiegsoptionen außerhalb der Wissenschaft. Bei den Sequenzmustern der Interviewten, die diesem Typus zugeordnet werden konnten, handelt es sich ausnahmslos um Fortsetzungsstatus. Anders als bei den *Forschenden in der Industrie* ähneln sich die dahinterliegenden Werdegänge sehr. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass diese Sequenzmuster gemeinsam mit den sehr stetigen Werdegängen einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit haben. Wahrscheinlicher scheint mir jedoch, dass diese Werdegänge von bestimmten Personen aufgesucht werden. Die Interviewten des Typus *wissenschaftliche Koordinatoren* sehen sich nicht als Wissenschaftler. Die Tätigkeit, der sie nachgehen, ist nicht zwangsläufig an

die Wissenschaft gebunden. Sie selber sehen sogar weitere Optionen für sich in der Industrie. Dies alles deutet darauf hin, dass sie die Wissenschaft als Nicht-Wissenschaftler verlassen würden, wenn sich die Stetigkeit ihrer Werdegänge nicht fortsetzen ließe. Beispielsweise wie die *Forschenden in der Industrie*. Somit gehe ich davon aus, dass es zu kurz gedacht wäre, dass ausschließlich die Form der Beschäftigungsverhältnisse Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hat. Vielmehr scheinen die individuellen Sinndeutungen der Werdegänge und persönliche Bezugnahmen zum Normallebenslauf und/oder zur Wissenschaft ausschlaggebend zu sein.

Eine sehr besondere Form der biographischen Unsicherheit kann beim Typus *wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* zusammengefasst werden. Hier konnte eine fehlende Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen bezüglich der Werdegänge der Interviewten herausgearbeitet werden. Die biographische Unsicherheit bezieht sich also auf das Nicht-Erfüllen der vermeintlichen Normalität antizipierter Werdegänge. Im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit steht somit nicht die Planungssicherheit im Fokus, sondern eine biographische Unsicherheit in Bezug auf die eigenen biographischen Sinndeutungen. Abermals nehmen sich die Interviewten nicht als Wissenschaftler, sondern als wissenschaftliche Koordinatoren auf Dauerstellen wahr. Von ihnen wird aber offenbar erwartet, die wissenschaftliche Karriere bis zur Professur anzustreben und die eigene Stelle somit nicht als Dauerstelle, sondern als „Karriere-Zwischenkategorie“ (Kreckel 2008:2) zu deuten. Um ihre Biographien dennoch sinnhaft deuten zu können, greifen die *wissenschaftlichen Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* auf Begründungen zurück, die ihren Verbleib in der Wissenschaft erklären sollen. Herr Xavas und Herr Immler begründen ihren Verbleib mit der vermeintlich besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Bei Frau Bär stellt es sich etwas anders dar. Sie sieht sich zwar als Wissenschaftlerin, aber auch bei ihr konnte eine fehlende Passung zwischen eigenen Erwartungen und den von ihr angenommenen institutionellen Erwartungen herausgearbeitet werden. Sie befindet sich auf dem rein akademischen Weg (Weg zwei), nimmt den außeruniversitären Weg (Weg eins) (vgl. Graphik 1) jedoch als Königsweg im akademischen Maschinenbau wahr. Um eine kongruente Passung herzustellen, versucht sie durch zusätzliche Qualifikationen auf eine andere Disziplin auszuweichen, in der sie ihren Weg als gängiger deutet. So ist Frau Bär zwar, im Gegensatz zu Immler und Xavas, als Postdoc zu bezeichnen, auf Grund der fehlenden Passung und der daraus

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

resultierenden Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer sinndeutenden Ebene aber ebenfalls diesem Typus zuzuordnen.

Ungeachtet dieser Differenz konnte für die übrigen Analysekategorien ein homogeneres Bild aufgezeigt werden. Der *biographische Gesamtzusammenhang* stellt sich als zunächst aktiv geplanter Werdegang dar, der zusehends passiver wird. Als *Basissicherheiten* wurden hier vor allem die eigene entfristete Stelle und, im Unterschied zu allen anderen Typen, das eigene Ansehen am Institut herausgearbeitet. Der außerwissenschaftliche Arbeitsmarkt scheint für diesen Typus keine Relevanz zu besitzen – außerwissenschaftliche Optionen werden nicht in die Erzählungen aufgenommen. Dementsprechend erscheint auch die *Konstruktion der Zukunft* in diesem Typ eher geschlossen. Diese Geschlossenheit ist offenbar jedoch selbst auferlegt, da jegliche Veränderung des Werdegangs in sehr enge Rahmenbedingungen passen müsste. Auch dies könnte der Strategie zugerechnet werden, den eigenen Verbleib in der Wissenschaft zu begründen, zumal diese engen Rahmenbedingungen zumeist im Kontext familialer Arrangements stehen.

Auch hier weisen die Werdegänge der Interviewten, wie bei den *wissenschaftlichen Koordinatoren*, ausnahmslos das Sequenzmuster des Folgestatus im Zusammenhang mit sehr steten Werdegängen auf. Bei diesem Typen gehe ich ebenfalls davon aus, dass nicht ausschließlich die Form der Beschäftigung zu der speziellen Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit geführt hat, sondern das Interesse der Interviewten, ihren stetigen Werdegang über „träge Übergänge“ (Sackmann 2013:63) weiterzuverfolgen. Die zunehmende Passivität des *biographischen Gesamtzusammenhangs* scheint dabei dazu geführt zu haben, dass eigene und institutionelle Erwartungen auseinanderdrifteten. Der letzte Typus bei den Interviewten aus dem Maschinenbau zeichnet sich durch die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene als Risiko aus. Der Umgang, der damit in Verbindung gebracht wird, besteht darin, dieses Risiko als Preis für die erwünschte Tätigkeit, die Forschung in der Wissenschaft, anzusehen und zudem zu versuchen, die eigene Situation innerhalb der Wissenschaft durch eigene Leistungen abzusichern (vgl. *Basissicherheit* bei *Postdocs im Maschinenbau*). Das dies in Kauf genommen wird, hängt damit zusammen, dass die Interviewten sich als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wahrnehmen und Wissenschaft auch innerhalb der universitären Forschung und nicht in der Industrieforschung betreiben wollen. In dem Sample der vorliegenden Arbeit sind die Interviewten dieses Typus, mit Ausnahme von Frau Bär und Herrn Ittig, die Einzigen, die gänzlich als Postdocs

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

bezeichnet werden können. Auch wenn Frau Seiler als vermeintlich gescheiterte Postdoc angesehen werden müsste. Neben den formalen Voraussetzungen konnte bei ihnen herausgearbeitet werden, dass sie eine wissenschaftliche Karriere anstreben. Dafür sind sie bereit, auf Aspekte wie Planungssicherheit zu verzichten. Dies bedeutet nicht, dass sie sich die Beschäftigungssituationen teilweise nicht anders wünschen würden. Aber die Ausführungen zur Analysekategorie *biographisches Handeln* haben verdeutlicht, dass vor allem die Wissenschaft und nicht der Normallebenslauf als Referenzfolie für die eigenen biographischen Sinndeutungen dient.

Im Gegensatz zu den *wissenschaftlichen Koordinatoren mit Postdoc-Anforderung* herrscht bei den *Postdocs im Maschinenbau* eine kongruente Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen. Biographische Unsicherheit wird nicht auf einer immateriellen Ebene wahrgenommen, sondern bedingt durch die befristeten Beschäftigungsverhältnisse als Risiko auf einer materiellen Ebene. Dadurch sind die *Zukunftskonstruktionen* in diesem Typus auch prinzipiell offen, inhaltlich jedoch eher geschlossen. Durch die *Basissicherheiten* wird die Offenheit auf der Ebene der äußeren Verhältnisse zwar nicht gänzlich negativ gesehen, sie ist jedoch ungewiss. Dies ist ein Unterschied zu den offenen *Zukunftskonstruktionen* der anderen Typen – die Offenheit bei den Postdocs hier ist nicht freiwillig, sondern durch die Stellenmodalitäten der Beschäftigungssituation bedingt. Ebenso wie beim Typus *wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* ist auch in diesem Typus das vorherrschende Sequenzmuster der Folgestatus, mit ähnlicher Stetigkeit im Werdegang, jedoch mit dem Unterschied der Befristung. Den Schilderungen der Interviewten zufolge ergibt sich das Sequenzmuster des Werdegangs aus dem Interesse an der Forschung. Auch hier sehe ich wieder einen Hinweis darauf, dass nicht einzig die Beschäftigungsform die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bedingt. Entscheidend ist zudem, dass institutionelle und eigene Erwartungen übereinstimmen. Die Ergebnisse der *wissenschaftlichen Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* und den *Postdocs im Maschinenbau* zeigen, welchen Unterschied dies ausmachen kann. Postdocs, die unbedingt in der Wissenschaft bleiben möchten, sind bereit, die damit teilweise prekären Bedingungen und üblichen Werdegänge in Kauf zu nehmen. Die Befristung der Stellen wirkt sich, wie sich zeigte, jedoch deutlich auf die Wahrnehmung der Form von biographischer Unsicherheit aus. Einzig jene Postdocs, die dauerhaft in der Wissenschaft bleiben wollen, aber keine Dauerstelle innehaben, nehmen biographische Unsicherheit auf dieser materiellen Ebene für sich persönlich auch als Risiko wahr.

Neben den Ergebnissen für die einzelnen Typen konnten noch typenübergreifende Erkenntnisse gewonnen werden. So haben bereits die Ausführungen zu den einzelnen Typen gezeigt, dass sich in allen Typen jeweils die gleichen Beschäftigungsformen und Orte der Beschäftigung finden lassen. Dies habe ich nicht forciert. So habe ich beispielsweise nicht alle in der Industrie tätigen Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer in einem Typus zusammengefasst und erst anschließend untersucht, ob und wie sie biographische Unsicherheit wahrnehmen. Ausschlaggebend für die Typenbildung war die Art der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit. Die Sortierung der Beschäftigungsverhältnisse hat sich durch die subsumptive Kodierung des empirischen Materials ergeben. Dies erklärt auch, dass Herr Zabel auf einer befristeten universitären Stelle dem Typus *wissenschaftliche Koordinatoren* zugeordnet wurde, in dem sich ansonsten nur an Universitäten entfristet beschäftigte Postdocs befinden. Die Sortierung scheint dennoch einen Hinweis darauf zu geben, dass die Stellenmodalitäten einen Teil der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit bedingen. Interessanterweise konnte aber, wie bereits angeklungen, ein weiterer einflussreicher Aspekt im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit erkannt werden. Neben den materiellen Aspekten konnte ich auch herausarbeiten, dass die Form der Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen im Hinblick auf den eigenen Werdegang Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hat. So hat sich gezeigt, dass auch biographische Unsicherheit wahrgenommen werden kann, wenn die äußeren Voraussetzungen zwar sicher sind, diese Passung jedoch nicht gegeben ist. In den Ausführungen zum Typus *wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* wurde deutlich, dass genau jenes Spannungsverhältnis bei fehlender Passung zu einer Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer sinndeutenden, immateriellen Ebene führen kann. Gleichzeitig kann auch eine vermeintlich richtige Passung der genannten Aspekte nicht zur Negierung biographischer Unsicherheit führen, wenn die äußeren Verhältnisse durch befristete Beschäftigungsverhältnisse prekär sind (*Postdocs im Maschinenbau*). Es hat sich jedoch herausgestellt, dass genau jene Passung entscheidend zur Akzeptanz der prekären Beschäftigungsverhältnisse beiträgt.

Eine Gemeinsamkeit, die über verschiedene Typen hinweg erkannt wurde, besteht darin, dass die Wahrung biographischer Sicherheit durch eine Strategie des Karriereverzichts in einem gewissen Rahmen realisiert wird. Die *Basissicherheit* der eigenen Kompetenz wird von Frau Christ (*Manager in der Industrie*), Herrn Klein (*Forschende in der Industrie*) und Herrn Tölle (*wissenschaftliche Koordinatoren*) durch den Verzicht auf die

nächste Karrierestufe bzw. auf den Verzicht eines als zu früh empfundenen Karriereschrittes gewahrt. Hier ist anzumerken, dass diese Strategie nur bei jenen Interviewten festgestellt werden konnte, die auf entfristeten Stellen beschäftigt sind und ihre eigene Kompetenz auch als *Basissicherheit* wahrnehmen. Dadurch komme ich zu der Annahme, dass diese Strategie nur einsetzen kann, wer sich seiner Stelle sicher ist.

Im Hinblick auf geschlechterdifferente Wahrnehmungen kann festgehalten werden, dass es bei den Interviewten im Maschinenbau keine vermeintlich typisch männliche oder typisch weibliche Wahrnehmung biographischer Unsicherheit zu geben scheint. Bis auf die *Forschenden in der Industrie* sind in allen Typen beide Geschlechter vertreten. Hier sehe ich jedoch eher die Verteilung der Geschlechter auf die Werdegänge als ursächlich, als darin eine geschlechterdifferente Wahrnehmung zu vermuten.

Eine Auffälligkeit die Geschlechterdifferenz betreffend konnte in der Überrepräsentanz der weiblichen *Postdocs im Maschinenbau* festgestellt werden. Dies erkläre ich mir über inhaltliche Disziplinzusammenhänge. Alle Vertreterinnen dieses Typus, und auch sein Vertreter, sind in Fachgebieten des Maschinenbaus angesiedelt, die näher an den naturwissenschaftlichen Disziplinen zu verorten sind, als an den technikkwissenschaftlichen. Somit gehe ich davon aus, dass hier nicht die Wahrnehmung geschlechtsspezifisch ist, sondern die Beschäftigungssituation. Der Forschungsstand hat gezeigt, dass Frauen in der Wissenschaft häufiger befristet beschäftigt (vgl. Enders 1996; Enders/ Bornmann 2001) und im akademischen Maschinenbau vermehrt in naturwissenschaftlich geprägten Fachbereichen vertreten sind (Ihsen et al. 2014). Beides trifft auch auf das Sample der vorliegenden Untersuchung zu. Es zeichnet sich eine besondere Form der strukturellen Benachteiligung der Frauen im Maschinenbau ab. Offenbar sind es genau jene Fachbereiche, die vermehrt von Frauen aufgesucht werden, die im akademischen Maschinenbau weniger entfristete Stellen ermöglichen als beispielsweise in sehr männerdominierten Fachbereichen wie der Konstruktionstechnik (vgl. ebd.).

Dies ist ein spannender Ansatz, jedoch sehe ich die weiterführende Analyse dieses Aspektes in einer anderen Untersuchung. Für die vorliegende Arbeit kann festgehalten werden, dass die Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit nicht geschlechterdifferente zu sein scheint, sondern sich dies über die geschlechterdifferente Verteilung innerhalb der wissenschaftlichen Teildisziplinen im akademischen Maschinenbau ergibt. Weitere vermeintliche Geschlechterdifferenzen innerhalb der Typen können durch das Material selbst relativiert werden. So entscheidet sich Frau

Von Managern, Koordinatoren und Postdocs - Wahrnehmung biographischer Unsicherheit bei promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern

Christ (*Manager in der Industrie*) zu Gunsten der Familienplanung die Wissenschaft zu verlassen, aber auch Herr Ittig (*Forschende in der Industrie*) verlässt die Wissenschaft zu Gunsten seiner familialen Situation. Einzig die besondere Form der biographischen Begründung bei den *wissenschaftlichen Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* (Verbleib in der Wissenschaft wird über die Vereinbarkeit mit der Familie begründet) muss für dieses Sample als geschlechtsspezifische festgehalten werden. Wie bereits beschrieben, kann sich dies aber über das Einbeziehen weiterer Fälle ergeben.

Die Herkunft der Interviewten aus dem Maschinenbau scheint im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit keine Rolle zu spielen. Die elterlichen Lehr- oder Studienberufe wurden lediglich in Bezug auf die Studienfachwahl angebracht, wenn die Berufe der Eltern technische Bezüge aufwiesen. Was den eigenen Werdegang und die damit verbundenen Wahrnehmung biographischer Unsicherheit anbelangt, wurden von den Interviewten keine Verknüpfungen hergestellt. Keiner der Eltern ist Wissenschaftler oder promoviert.

Die Typen, die aus dem empirischen Material mit den Interviewten aus dem Maschinenbau gebildet wurden, weisen eine Varianz der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf. Diese erstreckt sich von „keine Wahrnehmung biographischer Unsicherheit“ bis hin zu „biographische Unsicherheit als Risiko“. Dass die Gefahrenlogik bei den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem Maschinenbau insgesamt keine größere Relevanz besitzt, scheint zum einen an den vorwiegend günstigen äußeren Verhältnissen zu liegen. Lediglich fünf Interviewte dieser Teilgruppe sind befristet an Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen beschäftigt. Hinzu kommt, dass fast alle Interviewpartnerinnen und Interviewpartner dieser Fallgruppe eine hohe *Basissicherheit* aus der individuell gut empfundenen Arbeitsmarktsituation außerhalb der Universitäten ziehen. Selbst bei den Interviewten auf entfristeten Stellen wird diese Sicherheit als eine Art Netz und doppelter Boden betont, für den unwahrscheinlichen Fall, dass die entfristete Stelle aufgehoben werden sollte.

Insgesamt kann hier also festgehalten werden, dass die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Gefahr bei den Interviewten im Maschinenbau im Hinblick auf die eigene Lebensführung wenig Relevanz besitzt. Wie sich dies bei Interviewten in der Soziologie darstellt, wird das nächste Kapitel zeigen. Da dort ausschließlich befristet beschäftigte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Sample vertreten sind und diese die Arbeitsmarktchancen außerhalb der Wissenschaft vermutlich als geringer

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

einschätzen, müsste biographische Unsicherheit insgesamt, und vor allem als Gefahr, eine größere Relevanz besitzen.

Die Analysen haben zusätzlich gezeigt, dass ich anhand der Interviews nur eingeschränkt Aussagen darüber treffen kann, wie Postdocs im Maschinenbau biographische Unsicherheit wahrnehmen. Dies liegt keinesfalls an der Qualität der Interviews, sondern daran, dass ich im Zuge meiner Arbeit einschränkend feststellen musste, dass nicht alle Interviewten gleich Postdocs sind, auch wenn sie es nach den äußeren Kriterien der Sampleauswahl zu sein schienen. Die Ergebnisse des ersten empirischen Teils dieser Arbeit haben gezeigt, dass auch das Selbstverständnis der eigenen Tätigkeit und die eigenen Vorstellungen und Wünsche im Hinblick auf den eigenen Werdegang entscheidend bei der Verortung innerhalb der Typen waren. Der zunächst heuristisch verwendete Rahmen des Begriffes Postdoc kann so in einem ersten Schritt einer spezifischeren Lesart für die vorliegende Untersuchung angepasst werden. Auch bei den Soziologinnen und Soziologen wird sich erst am Material zeigen, welche Interviewten mit dieser differenzierteren Lesart als Postdocs in dieser Arbeit bezeichnet werden können.

6. Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Wie im Analyseteil zu den Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern stellt sich auch bei den Soziologinnen und Soziologen heraus, dass sich Fälle mit gleicher oder ähnlicher Wahrnehmung biographischer Unsicherheit zusammenfassen lassen, dabei teilweise aber unterschiedliche Ausprägungen in den weiteren vier Analysekatégorien aufweisen. In der Teilgruppe der Soziologinnen und Soziologen habe ich 14 Einzelfälle analysiert, aus welchen ich wiederum vier Typen herausarbeiten konnte. Diese Typen weisen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede zu den Typen im Maschinenbau auf, die als mögliche Disziplinspezifika diskutiert werden können. Beide Aspekte werde ich im Zuge dieses Kapitels an den entsprechenden Stellen anmerken. Eine ausführliche Betrachtung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede wird im Folgekapitel (vgl. Kapitel 7.1) stattfinden.

Der Aufbau dieses zweiten empirischen Kapitels entspricht dem des vorherigen. Mittels eines Referenzfalls werde ich eine Typencharakterisierung entlang der Analysekategorien *biographischer Gesamtzusammenhang*, *biographisches Handeln*, *Basissicherheit*, *Konstruktion von Zukunft* und schließlich *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit* vornehmen. Auch hier weisen die Einzelfälle innerhalb der Typen unter den Kategorien Heterogenität auf, so dass wieder ein fortlaufender Fallvergleich entlang der jeweiligen Typencharakterisierung vorgenommen wird. Die Betrachtung der Sequenzmuster wird in gleicher Form beibehalten.

6.1 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Gefahr – Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg

Diesem ersten Typus in der Soziologie konnten die vier Einzelfälle Frau Stehler, Herr Chon, Frau Corte und Frau Nies zugeordnet werden. Alle sind befristet an Universitäten beschäftigt. Die Ausführungen zu den einzelnen Analysekategorien werden jedoch zeigen, dass hier nicht einzig die Form der Anstellung ausschlaggebend für die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit zu sein scheint.

Als Referenzfall habe ich Stefanie Stehler gewählt, da sich durch die inhaltliche Dichte ihres Interviews die Typencharakteristika besonders anschaulich darstellen lassen.

6.1.1 Kurzportrait Stefanie Stehler

Frau Stehler hat nach dem Realschulabschluss zunächst eine kaufmännische Lehre absolviert. Im Anschluss hat sie wegen verschiedener Anregungen aus ihrem Umfeld eine Aufnahmeprüfung an einer Universität gemacht – diese gelang. Aus Nähe zum erlernten Beruf wollte sie zunächst Betriebswirtschaftslehre studieren. Auf Grund ihrer Interessenlagen wurde daraus jedoch nach mehrfachem Wechsel Soziologie. Während ihres Studiums arbeitete sie bereits als wissenschaftliche Hilfskraft. Diese Stelle wollte sie zunächst ablehnen, hat sie auf Anraten ihres Umfeldes aber doch angenommen. Sie selbst sieht sich durch diese Stelle und ihr Studium in die Wissenschaft hineingewachsen. Zu Hause gibt es keine Berührungspunkte zum wissenschaftlichen Feld. Die Mutter hat einen technischen Beruf und der Vater ist selbständiger Kaufmann.

Nach dem Studium hat ihr Diplombetreuer ihr die Promotion nahegelegt. Diese hat sie stipendienfinanziert absolviert. Mit dem Abschluss der Dissertation merkte sie mit Blick auf den wissenschaftlichen wie außerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt, dass sie sich sehr spezialisiert hatte. Durch einen Zufall gelangte sie auf eine einjährige Postdocstelle. Darauf folgte ein halbes Jahr der Arbeitssuche. In dieser Zeit schrieb sie einen Forschungsantrag, der bewilligt wurde. Zum Zeitpunkt des Interviews hat sie eine befristete Postdocstelle in diesem Projekt.

Bis zu ihrer ersten Postdocstelle hat sie stundenweise parallel zum Studium und zum Promotionsstipendium noch in ihrem Lehrberuf gearbeitet, welcher inhaltlich nicht in Verbindung mit ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit stand.

6.1.2 Sequenzmuster im Typus Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg

Ausgehend vom Studienabschluss entspricht der Werdegang von Frau Stehler dem Sequenzmuster des Fortsetzungsstatus mit halbjähriger Arbeitslosigkeit und der Besonderheit des Parallelstatus⁶⁸ bis zur ersten Postdocstelle. Auch die Werdegänge von Frau Corte und Frau Nies entsprechen dem Fortsetzungsstatus. Mit dem Parallelstatus weist Frau Stehlers' Werdegang in diesem Typus zwar ein Alleinstellungsmerkmal auf, gemeinsam ist den Werdegängen in diesem Typus jedoch, dass sie innerhalb des Fortsetzungsstatus viele Stellenwechsel oder auch sehr prekäre Phasen haben. Ähnlich verhält es sich auch bei Herrn Chon. Zwar ist sein Werdegang dem Wechselstatus zuzuordnen, da seine außerwissenschaftliche Stelle nach der Promotion jedoch nur ein halbes Jahr dauerte, konzentriere ich mich hier vor allem auf die universitären Stellen. So hat Herr Chon auf einem Stipendium promoviert, davor jedoch ein Jahr, je nach Finanzlage des Institutes, entweder auf halben Mitarbeiterstellen oder auf studentischen Hilfskraftstellen verbracht, welche er mit Harz IV aufstockte. Frau Corte hat schon während ihrer Promotionsphase einmal die Stelle gewechselt und macht nun auf ihrer Postdocstelle ganz deutlich, dass sie auf dieser mindestens schon den dritten Vertrag unterschrieben hat. Einzig Frau Nies (auch sie hat wie Stehler und Chon auf einem Stipendium promoviert), scheint einen vergleichsweise ruhigen Verlauf eines Fortsetzungsstatus zu haben, in dem die Stellen sich nahtlos aneinanderfügten, ohne größere Schwierigkeiten oder gar Phasen der Arbeitslosigkeit.

⁶⁸ Vgl. Ausführungen zu unterschiedlichen Status im Anhang (vgl. Kapitel 8.1).

Es scheint sich dennoch eine Tendenz bei diesem Typus abzuzeichnen, dass der Status des Werdegangs nicht einzig als solcher einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hat, sondern die Ausprägungen innerhalb dieses Status. Genauer: Es ist offenbar relevant, wie kompliziert oder auch unkompliziert sich die Übergänge im Werdegang jeweils für die einzelnen Personen gestalten. Die weiteren Ausführungen werden jedoch auch zeigen, dass es nicht einzig die Stellenmodalitäten sind, die bei den hier betrachteten Einzelfällen zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit führen – sie scheinen jedoch dazu beizutragen.

6.1.3 Typencharakterisierung entlang der Analysekatoren

6.1.3.1 Biographischer Gesamtzusammenhang

Der *biographische Gesamtzusammenhang* von Frau Stehler wirkt auf den ersten Blick aktiv. Immerhin bedarf es gezielter Entscheidungen, nach einer erfolgreichen Berufsausbildung eine Aufnahmeprüfung an einer Universität zu absolvieren, ein Studium zu beginnen und auch hier bedingt durch eigene Interessen zweimal das Fach zu wechseln. Jedoch zeigt sich bei der Analyse des Materials, dass die vermeintlichen Entscheidungen von Frau Stehler, die ihren Werdegang betreffen, oftmals durch Fremderwartungen von außen an sie herangetragen werden.

„Es gab einfach viele, viele Impulse, also über meine Ausbildung hinweg, wo dann Leute meinten: „Du musst an die Universität gehen, du gehörst dahin“ ...ähm, Impulse von außen, die mich dann irgendwie dahingebacht haben [...] und so ähnlich wars dann auch bei der Promotion, dass eigentlich der Impuls von außen kam, also dass es nicht so richtig mit Studienbeginn geplant war, also auch der Einstieg in die Soziologie war nicht geplant [...]“ (Stehler, A.:22).

Erst einmal durch die von ihr so genannten „*äußeren Impulse*“ (ebd.) im Studium angelangt, sind es auch wieder Anregungen von außen, durch ihre Freunde, die sie dazu bringen, die zunächst abgesagte Stelle als studentische Hilfskraft doch anzunehmen. Hier sieht sie ihren Einstieg in die Wissenschaft. Durch diese Stelle haben sich für sie „*Möglichkeitsräume*“ (ebd., A.:30) eröffnet, die sie genutzt habe. Aber auch hier kann nicht festgestellt werden, dass sie neben den sich ihr bietenden Möglichkeiten zudem aktiv nach Alternativen gesucht, bzw. sich aktiv für die Gelegenheiten entschieden hätte.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

„[...] und ja, so hat sich das dann irgendwie ergeben, dass ich in diese Stelle reingekommen bin“ (ebd., A.:40).

In ihren Erzählungen artikuliert sie erst dann eine aktive Entscheidung, als bereits ihre erste einjährige Postdocstelle auslief.

„Also ich hatte dann eigentlich beschlossen, ok, ich will diese befristeten Stellen für ein Jahr oder HALBE Stellen auch zum Teil für ein Jahr, das will ich nicht, ich will raus aus der Wissenschaft [...]“ (ebd., A.:44).

Diesen Plan hat sie auch in Teilen forciert. Nach ihrer ersten Postdocstelle war sie ein halbes Jahr arbeitssuchend. In dieser Zeit hat sie eine Fortbildung besucht, um sich besser auf dem außerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt zu positionieren. Aber wieder waren es Impulse von außen, an denen sie ihr weiteres Vorgehen orientierte. Ihre damalige Chefin ermunterte sie, in der Zeit der Arbeitslosigkeit einen Forschungsantrag zu schreiben, „auf ihre Initiative hin“ (ebd., A.:46). Dieser wurde bewilligt, so dass ihr eigentlich gewollter „Ausstieg aus der Wissenschaft (lachen) natürlich gescheitert“ (ebd., A.:48) ist.

Hierbei kommt auch zum Tragen, dass auf keine außerwissenschaftliche Bewerbung eine positive Rückmeldung kam.

Insgesamt zeigt die Analyse des Materials bei Frau Stehler im Hinblick auf den *biographischen Gesamtzusammenhang*, dass sie an verschiedenen Stellen Ansätze für aktive Entscheidungen im Werdegang hat. Offenbar überwiegen aber Gelegenheiten, die sie häufig ergreift. Es scheint auch, als ergreife sie lieber die sich bietenden Möglichkeiten, als von Arbeitslosigkeit betroffen zu sein. Dies kann ein erster Hinweis auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf materieller Ebene, im Hinblick auf finanzielle Absicherung sein.

Im *biographischen Gesamtzusammenhang* von Herrn Chon lassen sich Parallelen zum Referenzfall finden. Auch sein Werdegang ist eher passiv und an Gelegenheiten orientiert. Ähnlich wie Frau Stehler hatte er vor, zunächst ein anderes Fach zu studieren, hat sich dann jedoch aus der eigenen Interessenlage heraus doch für Soziologie entschieden. Er hat ebenfalls vor seinem Studium außerwissenschaftlich gearbeitet, allerdings handelt es sich bei ihm um eine Tätigkeit, die inhaltlich in den Kontext seines späteren Studiums passte. Seinen Einstieg in die Wissenschaft sieht er mit der Beschäftigung als wissenschaftlicher Mitarbeiter/ studentische Hilfskraft (vgl. Kapitel 6.1.2). Diese Stelle hat sich für ihn jedoch als Gelegenheit ergeben. Es gibt keine Hinweise darauf, dass er aktiv nach einer Stelle in der Wissenschaft gesucht hätte. Ob er

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

sein Promotionsstipendium als Teil einer Gelegenheitsstruktur beantragte, kann anhand des Materials nicht geklärt werden. Aber wie Frau Stehler, spricht auch er zum ersten Mal von einer aktiven *Entscheidung* an dem Punkt in seinem Werdegang, an dem es darum geht, die Wissenschaft zu verlassen.

„Und da hab ich [...] dann die Entscheidung gefällt, dass ich hier nicht vertreten werde und das zum (Zeitangabe) tatsächlich auslaufen lasse“ (Chon, A.:38).

Auf Grund der von ihm als schlecht wahrgenommenen Stellenlage außerhalb der Wissenschaft bewirbt er sich zwar auch weiterhin auf wissenschaftliche Mitarbeiterstellen, dies würde für ihn jedoch nur ein *„Aufschieben des Absprungs“* (ebd., A.:97) bedeuten. Wie Frau Stehler würde auch er lieber eine weitere Gelegenheit ergreifen als arbeitslos zu werden.

In dem Zusammenspiel vom passiven Wahrnehmen von Gelegenheiten und der Entscheidung, kein wissenschaftlicher Mitarbeiter mehr an einer Universität sein zu wollen, liegt offenbar die Grundstruktur des *biographischen Gesamtzusammenhangs* dieses Typus. Auch bei Frau Corte und Frau Nies konnte ähnliches herausgearbeitet werden, obwohl hier eine graduelle Abstufung bei der Form des *Ausstiegs* gemacht werden muss. Wollen Stehler und Chon, wenn möglich, ganz aus der Wissenschaft raus, so möchten Corte und Nies lediglich in die außeruniversitäre Forschung wechseln. Der *biographische Gesamtzusammenhang* ändert sich hierdurch in seinen Grundzügen jedoch nicht. Beide haben sich in ihrem bisherigen Werdegang eher passiv an Zufällen und Gelegenheiten orientiert. Frau Nies hat zwar noch aktiv den Einstieg in die Wissenschaft gesucht, indem sie sich extra auf ein Promotionsstipendium bewarb, ihr weiterer Verbleib in der Wissenschaft mutet jedoch weitaus passiver an.

„[...] und wo mir auch klar war, ich mach‘ das jetzt, auch wenn ich zum Beispiel an diesem Lehrstuhl keine Stelle bekomme und das war auch immer klar [...] dann war mir irgendwie in dem Moment klar, ich will das machen und es gab ne Ausschreibung [...] wo ich mir das vorstellen konnte und da hab ich mich einfach mal drauf beworben [...]“ (Nies, A.:17).

Für ihre weiteren Schritte nach der Promotion hält sie sinndeutend fest: *„Und dann passte das grad so wunderbar hintereinander und ja, dann hab ich nicht nein gesagt (schmunzeln)“* (ebd., A.:41). Zum Zeitpunkt des Interviews schaut sie sich wieder sehr aktiv nach Stellen um, die zwar wissenschaftlich sind, aber nicht solch prekäre äußeren Bedingungen vorweisen wie einige wissenschaftliche Mitarbeiterstellen an Universitäten. Diese Voraussetzungen vermutet sie in der außeruniversitären Forschung.

Frau Corte muss im Hinblick auf den *biographischen Gesamtzusammenhang* als Ausnahme im Typus angesehen werden, da sich bei ihr kein insgesamt passiver Werdegang feststellen ließ, der nur durch wenige Entscheidungen, speziell jene zum Ausstieg, geprägt ist. Der Werdegang von Frau Corte ist insgesamt von Entscheidungen geprägt. Inhaltlich wusste sie, was sie wollte, und so hat sie sich nach dem Studium nach Promotionsstellen umgeschaut.

„*Also ich wollte, ich wusste immer, ich will irgendwas machen mit [Thema]*“ (Corte, A.:43).

Als die Betreuung ihrer Promotion nicht sonderlich förderlich verlief, entschied sie sich auch hier aktiv für einen Betreuungswechsel, um die Promotion nicht zu gefährden. Alles in allem stellt sie in ihren Erzählungen mehrfach heraus, was sie will.

„*Aber, ähm, für mich ist völlig klar, ich möchte wissenschaftlich arbeiten*“ (ebd., A.:43).

Dennoch versucht sie nun, von den für sie sehr unsteten Bedingungen an der Universität auf eine außeruniversitäre Stelle zu gelangen, mit der Hoffnung, dass es dort bessere, vor allem stetigere Perspektiven für sie gibt. Dieser Aspekt wird im Zuge der Analysekatgorie *biographisches Handeln* und *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit* noch weiter beleuchtet. An dieser Stelle ist relevant, dass auch sie die aktive Entscheidung getroffen hat, zwar nicht die Wissenschaft, aber zumindest die Universität verlassen zu wollen.

„*Im Moment ganz konkret warte ich quasi auf einen Anruf von einer Stelle [...] und werde möglicherweise jetzt tatsächlich die Uni verlassen*“ (ebd., A.:67).

Entscheidend für den *biographischen Gesamtzusammenhang* in diesem Typus ist zusammenfassend, dass die Werdegänge der Interviewpartnerinnen und des Interviewpartners dieses Typus, mit einer Ausnahme, von wenigen aktiven Entscheidungen als vielmehr von dem Ergreifen von Gelegenheiten geprägt sind. Gemeinsam haben sie alle, dass sie die Universität, oder gar die Wissenschaft, verlassen wollen.

Es kann an dieser Stelle bereits angebracht werden, dass zumindest Chon und Stehler eindeutig nicht als Postdocs im Sinne der vorliegenden Arbeit bezeichnet werden können, da sie augenscheinlich nicht an einem dauerhaften Verbleib in der Wissenschaft interessiert sind, sich selber auch nicht als Wissenschaftler wahrnehmen.

6.1.3.2 Basissicherheit

Entsprechend den unterschiedlichen Wünschen des Ausstiegs gestalten sich auch die *Basissicherheiten* der Soziologinnen und des Soziologen. Bei Frau Stehler, dem Referenzfall dieses Typus, dient der kaufmännische Lehrberuf, der zumindest vor mehrjähriger Arbeitslosigkeit schützen würde, als *Basissicherheit*. Weshalb an dieser Stelle auf das Konjunktiv zurückgegriffen wird, wird an anderer Stelle näher betrachtet (vgl. S. 230).

„[...] aber es ist ein sehr guter Kontakt noch in dieses Unternehmen, ich könnte jederzeit irgendwie da anfangen, wenn es denn ausreichend Kapazitäten hätte mich zu beschäftigen“ (Stehler, A.:60).

Auf weitere absichernde Aspekte geht Frau Stehler nicht ein. Herr Chon hat zwar keine außerwissenschaftliche Ausbildung, auf die er zurückgreifen könnte, aber auch er hat, wie bereits besprochen, berufliche Erfahrung in einem außerwissenschaftlichen Bereich gesammelt und hofft, dort wieder anknüpfen zu können.

„Ja ich guck halt schon was ich ähm. Also ich meinte ja, dass ich schon mal im Bereich [außerwissenschaftlicher Teilbereich] gearbeitet habe und da suche ich auch und schaue ich auch“ (Chon, A.:71).

Auffällig ist hier, dass beide Personen, die aus der Wissenschaft raus wollen, im Hinblick auf ihre *Basissicherheit* ganz deutlich auf ihre außerwissenschaftliche Berufserfahrung setzen. Bei Frau Nies und Frau Corte konnten weniger spezifische *Basissicherheiten* herausgearbeitet werden. Frau Corte erzählt, dass sie ständig nach verschiedenen Stellenausschreibungen Ausschau halte. Es scheint, als versuche sie darüber die Sicherheit gewinnen zu wollen, dass es auch mögliche andere Stellen für sie gibt. Wie bereits beschrieben, wartet sie zum Zeitpunkt des Interviews auch auf einen Rückruf für eine außeruniversitäre Stelle.

„Aber wie gesagt, zwischendurch packt es mich und ich bin eigentlich laufend in Bewerbungsverfahren. Also, oder was heißt in Bewerbungsverfahren, aber ich bin seit Jahren dabei mich zu bewerben und dann immer wieder abzuwägen, ist es jetzt die bessere Stelle oder nicht?“ (Corte, A.:67).

Die Basissicherheit von Frau Nies ist noch hypothetischer. Sie verlässt sich darauf, dass das Wissenschaftssystem groß genug ist, so dass immer irgendwo eine Stelle frei sein wird. Ferner vertraut sie darauf, dass es schlicht irgendwie weitergehen wird. Hier schließt sie von der Vergangenheit auf die Zukunft (vgl. Rosenthal 2014). Von den vier

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Einzelfällen in diesem Typus hat sie den stetigsten Werdegang. Sie berichtet weder von Phasen der Arbeitslosigkeit noch von sehr prekären Phasen. Somit scheint sie nun bezugnehmend auf ihre Erfahrungen darauf zu vertrauen, dass es auch weiterhin gut für sie funktionieren wird.

„[...] ich habe immer so ein bisschen das Gefühl...es hat bis jetzt alles hingehauen und es wird irgendwas kommen, es wird irgendwas passieren, weil das System ist natürlich auch so aufgebaut, dass immer irgendwo Stellen offen sind, es ist natürlich immer in nem riesigen Umlauf“ (Nies, A.:107).

Insgesamt fällt auf, dass sich bei Frau Stehler und Herrn Chon, jene Interviewpartner, die aus der Wissenschaft aussteigen wollen, *Basissicherheiten* in den Erzählungen herausarbeiten lassen, die deutlich einen Bezug auf den außerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt nehmen. Jene Interviewpartnerinnen, die zumindest über die außeruniversitäre Forschung in der Wissenschaft bleiben möchten, bzw. wissenschaftsnahe Tätigkeiten anstreben, weisen weitaus hypothetischere *Basissicherheiten* auf, die jedoch eindeutig Bezug auf die Wissenschaft nehmen. Beispielsweise der Verweis auf die Größe des wissenschaftlichen Feldes mit den damit gedeuteten verbundenen Möglichkeiten. Diese Unterscheidung lässt sich auch in der Analysekategorie *biographisches Handeln* feststellen.

6.1.3.3 Konstruktion von Zukunft

Im Hinblick auf diese Analysekategorie ist den Soziologinnen und dem Soziologen dieses Typus gemein, dass ihre *biographischen Zukunftskonstruktionen* offen im Sinne von uneindeutig sind. Auch hier lässt sich innerhalb des Typus wieder die Unterscheidung machen zwischen jenen, die aus der Wissenschaft heraus wollen (Stehler, Chon) und jenen, die wissenschaftlich oder zumindest wissenschaftsnah arbeiten möchten (Corte, Nies).

Für erstere kann am Beispiel des Referenzfalls von Frau Stehler aufgezeigt werden, dass völlige Uneindeutigkeit bezüglich des zukünftigen Werdegangs besteht. Zwar hat sie sich entschlossen, die Wissenschaft zu verlassen, ist aber ebenfalls einer weiteren Anschlussstelle nicht abgeneigt. Dies lässt somit auch die vermeintliche Entscheidung für den Ausstieg wieder offen erscheinen.

„Das kann ich nicht beantworten. Das weiß man einfach nicht...also, entweder in der Wissenschaft, oder draußen“ (Stehler; A.:143).

Ganz ähnlich wie bei Herrn Chon handelt es sich hier offenbar bei einer Weiterbeschäftigung in der Wissenschaft lediglich um ein Aufschieben des Ausstiegs. Mittelfristig erscheint dadurch die Zukunft dieser beiden Interviewpartner als offen. Sehr eindrücklich macht Herr Chon dies daran deutlich, dass er befürchtet, „[...] *dass es schon sein kann, jetzt die nächste Zeit, jetzt das nächste Jahr*“ (Chon, A.:99) arbeitssuchend zu sein.

An dieser Stelle möchte ich auf den verwendeten Konjunktiv (S.228) zurückkommen. Die offene Zukunftskonstruktion von Frau Stehler ist nicht einzig durch strukturelle, sprich äußere Voraussetzungen bedingt, sondern auch durch eine fehlende Passung zwischen den eigenen biographischen Wünschen und Erwartungen und institutionellen Erwartungen wie auch Fremderwartungen aus dem privaten Umfeld. Sie könnte sich für sich einen Ausstieg über den einstigen Lehrberuf vorstellen. Dies scheint für sie jedoch an institutioneller wie an privater Stelle nicht legitimierbar zu sein.

„[...] *auf jeden Fall kommen dann halt sone Impulse von außen, die einen dann doch immer wieder überzeugen, dass man bleibt, dass man gut ist*“ (Stehler, A.:98).

Hierdurch wird biographische Unsicherheit nicht nur auf einer materiellen Ebene wahrgenommen, sondern auch auf einer immateriellen, die Sinndeutungen der jeweiligen Erwartungen betreffenden Ebene. Dies wird in der Analysekategorie *biographisches Handeln* nochmals verdeutlicht.

Durch den Entschluss nur die Universität, nicht aber das Wissenschaftssystem in Gänze verlassen zu wollen, wirkt die *Zukunftskonstruktion* der anderen beiden Soziologinnen in diesem Typus weniger uneindeutig. Diese relative Geschlossenheit bezieht sich jedoch nur auf eine inhaltliche Ebene. Strukturell sind auch hier die zukünftigen Werdegänge offen, da auch sie beide befristet beschäftigt sind und nicht sagen können, wo der Weg hinführen wird.

Im Hinblick auf die Thematik des wissenschaftlichen Nachwuchses im eigentlichen Sinne (vgl. Kapitel 1 und 4) kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass sowohl Stehler als auch Chon keine wissenschaftliche Karriere anstreben. In ihren Sinndeutungen begründen sie dies mit einer fehlenden Passung zwischen institutionellen Anforderungen und individuellen Einstellungen.

„*So müsste man vielleicht sein, so müsste man vielleicht ticken, um irgendwie erfolgreich zu sein in der Wissenschaft. Ich weiß es nicht genau. Ich weiß nur, ich ticke nicht so*“ (Stehler, A.:137).

„Und deshalb glaube ich auch, also ich möchte mich jetzt nicht so klein machen, aber ich glaube, ich habe jetzt das Zeug nicht so, um die wissenschaftliche Karriere oder die professorale Karriere zu machen“ (Chon, A.:97).

Beide sind nicht an einem dauerhaften Verbleib in der Wissenschaft interessiert und somit auch nicht als Postdocs im Sinne der Lesart der vorliegenden Arbeit anzusehen. Bei Frau Stehler führt dies auf Grund der bereits beschriebenen Ambivalenz im Hinblick auf die eigenen und die institutionellen Erwartungen zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene. Bei Herrn Chon kann dies in dieser Deutlichkeit im Material nicht festgestellt werden. Da aber auch er zunächst eine weitere wissenschaftliche Stelle annehmen würde, bevor er gar keine Arbeit hat, kann dieser Aspekt auch bei ihm zumindest unterstellt werden.

Die Einstellungen zur Professur von Nies und Corte sind etwas weniger stark ausschließend, aber auch sie forcieren diesen Karriereschritt nicht, sondern vielmehr den Ausstieg über den Weg an einer außeruniversitären Forschungseinrichtung.

„Es ist für mich überhaupt nicht klar zu sagen: Ich will Professorin werden. Also das ist so, es ist eine Option [...]. Die andere Option gibt es aber auch, ähm...ja, Wissenschaftlerin zu sein. Wo auch immer (lachend)“ (Corte, A.:89).

„[...] ähm, ich kann das gar nicht sagen, ich bin im Moment in so einem Prozess und ich habe da glaube ich auch ne lange Zeit gebraucht, um dahin zu kommen, wo ich denke: wenn es ne Professur ist, ok, wenn es keine ist, bin ich damit auch total einverstanden [...]“ (Nies, A.:147).

Diese beiden Interviewausschnitte verdeutlichen für diese beiden Soziologinnen, dass der dauerhafte Verbleib in der Wissenschaft über eine Professur nicht explizit angestrebt wird. Vielmehr würden sie eine Professur nicht ausschlagen, wenn sie sich über eine Gelegenheit ergäbe. Die Ausführungen in Einleitung und Forschungsstand haben verdeutlicht, dass dies jedoch eher nicht der Fall sein wird. Ich gehe davon aus, dass Nies und Corte ein generelles Ausschlagen der Option einer Professur in der Interviewsituation schlicht nicht für angemessen hielten. Ich komme somit zu dem Schluss, dass auch Corte und Nies gemäß dem hiesigen Verständnis des Begriffes nicht als Postdocs bezeichnet werden können. Wie im Typennamen bereits angebracht, handelt es sich hier um Soziologinnen und Soziologen, die auf der Suche nach einem Ausweg aus der universitären Forschung sind, nach einer Möglichkeit die mehr Stetigkeit verspricht. Dies bringt mich überdies zu der Annahme, dass Nies und Corte nach Stellen an dienstleistungsorientierten außeruniversitären Forschungseinrichtungen sind, an denen

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

der Weg auf eine Professur nicht zwingend zu den institutionellen Erwartungen gehört, dafür auch die Beschäftigungsverhältnisse stabiler sind, als in rein forschungsorientierten Einrichtungen. Dies wird mit der folgenden Analysekategorie eingehender beleuchtet.

6.1.3.4 Biographisches Handeln

Obwohl die Interviewten dieses Typus, wie beschrieben, einen Ausweg aus der universitären Forschung oder auch aus der Wissenschaft suchen, lassen sich im empirischen Material zunächst vermehrt Hinweise auf Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* herausarbeiten, weniger hingegen zum Normallebenslauf. Beim Referenzfall von Frau Stehler enthüllt ein genauerer Blick jedoch, dass die Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* oftmals als Kontrastfolie aufgestellt werden, somit der Normallebenslauf als eigentliche Reflexionsfolie für die Sinndeutungen der eigenen Biographie genutzt wird.

Familiär gab es keine Bezüge zur Wissenschaft. Sie erzählt, dass alles in diesem Kontext neu für sie war und sie sich erst damit auseinandersetzen musste. Dies passt zu ihrem *biographischen Gesamtzusammenhang*, in dem schon deutlich wurde, dass sie oftmals erst durch äußere Impulse biographische Veränderungen in Angriff genommen hat.

Ihren bisherigen wissenschaftlichen Werdegang ist sie, wie bereits beschrieben, nicht strategisch angegangen. Dies sieht sie als Manko ihres Lebenslaufs, nicht nur im Hinblick auf die Wissenschaft, sondern auch in Bezug auf ihre außerwissenschaftliche Anschlussfähigkeit.

„Was natürlich dann auch dazu führen kann, dass man am Ende des Studiums dasteht, oder am Ende der Promotion und sich fragen muss: „Was, was hab ich denn jetzt gemacht? Wie kommt man hier jetzt weiter damit?“ Ne? Ich habe eine sehr theoretische Soziologie verfolgt [...], das ist nun nicht so unbedingt, was so arbeitsmarktkompatibel ist, zumindest nicht jenseits der Wissenschaft“ (Stehler, A.:32).

Für die Wissenschaft sieht sie eine strategische Ausrichtung jedoch als notwendig an. Damit verbindet sie unter anderem auch Normalitäten wie eine gute Netzwerkbildung und hohe Mobilitätsanforderungen. Gleichzeitig macht sie deutlich, dass sie zu beidem nicht unbedingt bereit ist.

„[...] ich mag Netzwerke nicht so gerne und ich dachte: „Ok ähm, eigentlich wäre es wichtig, aber ich netzwerke heute nicht, ich gehe zum Kongresskonzert [...]“ (ebd., A.:36).

„Ne, ich fange auf keinen Fall in [Ort 1] an, ich wohne in [Ort 2] und will in [Ort 2] bleiben“ (ebd., A.:38).

Dies sind nicht die einzigen Anforderungen in der Wissenschaft, die sie wohl wissentlich benennt, sich jedoch explizit konträr dazu positioniert. Sie stellt fest, dass „*Wissenschaft was Prekäres [ist]*“ (ebd., A.:44). Unter solchen Voraussetzungen möchte sie nicht arbeiten. Sie benennt zudem Anforderungen an eine hohe Flexibilität, eine hohe Publikationsquote, Vortrags- und Lehrerfahrung (vgl. ebd. A.:76). Gleichzeitig macht sie mit dem Verweis auf befristete halbe Stellen und Auslandsaufenthalten auf wahrgenommene Normalitäten des wissenschaftlichen Werdegangs aufmerksam (vgl. ebd.). Zudem benennt Frau Stehler neben den von ihr so genannten „*objektiven Kriterien*“ auch „*noch andere Faktoren*“ wie „*Beziehungen, Netzwerke, Sympathie*“ (ebd., A.:82)⁶⁹. Sie resümiert diese sehr detaillierte Aufzählung an formellen wie informellen Anforderungen mit dem Satz: „*Also mein eigener Werdegang erfüllt momentan die Bedingungen überhaupt nicht*“ (ebd., A.:86) und fügt wenig später sinndeutend hinzu: „*[...] und ähm, ich spüre in mir halt nicht so den Willen oder Ehrgeiz, ich weiß nicht wie man's bezeichnen will, nämlich diesen Vorgaben mich so beugen*“ (ebd., A.:87). Hieran wird deutlich, dass sie die aufgezählten Anforderungen als *Normalitäten in der Wissenschaft* wahrnimmt, welche auch durchaus Druck auf sie ausüben.

Sie sieht sich einem wissenschaftlichen Normallebenslauf gegenüber. In Bezug auf diesen nimmt sie biographische Unsicherheit wahr, da sie diesem nicht entsprechen will oder kann. Biographische Unsicherheit entsteht hier durch die befristeten Arbeitsverträge sowohl auf einer materiellen Ebene, als auch auf einer immateriellen Ebene, durch die Vielzahl an Anforderungen, denen sie nicht entsprechen kann und/oder möchte. Dieser Aspekt wird in der nächsten Analysekategorie nochmals genauer betrachtet. Entscheidend für die Analyse dieser Kategorie ist, dass sie die Bezüge zur Wissenschaft nutzt, um ein ausschließlich negatives Bild dieses Feldes nachzuzeichnen und um ihre eigenen Wünsche konträr zu den vermeintlich geforderten Aspekten darzustellen. Dies wird dadurch verstärkt, dass sie mit Bezügen im Hinblick auf einen Normallebenslauf oder auch speziell auf ein Normalarbeitsverhältnis ihre biographischen Wünsche unterstreicht.

⁶⁹ An späterer Stelle im Interview fügt sie auch noch die Entgrenzung der Arbeit (vgl. ebd., A.:129) und den Druck, für eine gute Sichtbarkeit in der Scientific Community ständig unterwegs sein zu müssen (vgl. ebd., A.:137) hinzu.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

„[...] es [gemeint sind hier Anforderungen in der Wissenschaft] passt auch gar nicht in mein Leben gerade rein, ich stehe an nem anderen Punkt, ich denke eher darüber nach, ob ich nicht irgendwie Kinder haben will in nächster Zeit. Wenn ich gucke, diese ganzen Leute, die mit mir zur Schule gegangen sind, die haben schon Kinder, die sind zehn oder acht“ (ebd., A.:86).

„Ja. Also wenn es was wäre, also Aussicht auf Planbarkeit. Ich glaube, ich würde auch Kompromisse machen“ (ebd., A.:125).

Sehr ähnlich verhält es sich bei Herrn Chon im Hinblick auf die Kategorie *biographisches Handeln*. Er geht noch viel ausführlicher auf spezielle informelle Anforderungen in der Wissenschaft ein, die er selber nicht erfüllen möchte. Nach einem kurzen Hinweis auf die formale Anforderung der Veröffentlichungen in referierten Journals (vgl. Chon, A.:44), verweist er sofort ausführlich auf die Bereitschaft, leidensfähig zu sein, Unsicherheiten und *„Vagheiten nach der Promotion auch auszuhalten“* (ebd.). Wie bereits beschrieben, ist er dazu nicht bereit.

„Da bin ich erstmal bei meinem Chef, bei meinem Lehrstuhlinhaber ein bisschen auf Unverständnis gestoßen ne, weil die das dann immer so als Durststrecke dann interpretieren. Da mussten sie ja auch durch und die Geschichten und das. Man muss nur ordentlich sich da durchbeißen und dann klappt das schon irgendwann. So, das ist die Erwartung“ (ebd.).

An diesem Interviewausschnitt wird deutlich, dass er offenbar institutionelle Erwartungen im Hinblick auf den Umgang mit Prekarität wahrnimmt, die nicht zu seinen eigenen Wünschen und Erwartungen passen. Es lassen sich noch weitere Punkte herausarbeiten, an denen eine fehlende Passung zwischen institutionellen Erwartungen in der Wissenschaft und den eigenen Wünschen und Erwartungen existiert. Als Beispiel soll hier ein Abschnitt zur Selbstdarstellung in der Wissenschaft dienen.

„Und ich kann das nicht [gemeint ist Selbstdarstellung]. Ich glaube mir fehlt da das Selbstbewusstsein im öffentlichen Auftreten und die Überzeugung von dem, was ich mache, dass auch so darstellen zu können, dass das [...] die Wissenschaft bestimmen kann [...]. Ja und ich habe das Gefühl, das nicht zu können oder vielleicht auch nicht zu wollen [...]. Und ich sehe aber oder ich denke, dass genau das notwendig ist, für den Weg zum Professor“ (ebd., A.:133).

Diese fehlende Passung führt, wie bei Frau Stehler, auch bei ihm zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit nicht nur auf einer materiellen, sondern auch auf einer immateriellen Ebene. Vermeintliche Anforderungen werden als Duck wahrgenommen, denen man nicht entsprechen kann oder möchte. Deutlich wird dies z.B. auch dadurch, dass Chon seinen eigenen Lebenslauf als einen *„gebrochenen Lebenslauf“* (Chon, A.:29)

wahrnimmt. Dies bezieht er jedoch gar nicht, wie man vielleicht zunächst vermuten möchte, auf einen Normallebenslauf, sondern auf einen von ihm antizipierten wissenschaftlichen Normalwerdegang, dem er durch die Unterbrechungen in seinem Lebenslauf nicht entsprechen kann.

Dadurch, dass Frau Corte und Frau Nies die Wissenschaft nicht ganz verlassen wollen, sind ihre Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* nicht ausschließlich negativ. So wird hier durch die Abgrenzung zu einigen *Normalitäten in der Wissenschaft* deutlich, dass sie mehr und mehr auf der Suche nach verstetigten Strukturen sind, die dem Normalarbeitsverhältnis des Normallebenslaufs entsprechen.

Bei Frau Nies scheint sich eine biographische Veränderung auf die Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* auszuwirken. Nach ihrer ersten Postdocstelle, die keine reine wissenschaftliche Ausrichtung zu haben schien, resümiert sie noch sinndeutend für sich: „*Rückblickend würde ich sagen, für mich war das in der Situation gut, um für mich noch einmal festzuhalten, ich will eigentlich nicht in diesen Managementbereich, ich will nicht in diesen Koordinationsbereich [...]*“ (Nies, A.:74). An dieser Stelle ist sie in ihren Erzählungen jedoch ambivalent. Obwohl sie, wie das Zitat zeigt, festgestellt hat, dass sie gerne in der Wissenschaft bleiben möchte, macht sie mehrfach darauf aufmerksam, dass auch nur Wissenschaft bisher immer funktioniert hat. Hierin kann, wie bereits in der Kategorie *biographischer Gesamtzusammenhang* beschrieben, ein wenig aktiver Verbleib in der Wissenschaft abgelesen werden. Gleichzeitig lässt sich hier aber ebenfalls vermuten, dass auch ein Ausstieg aus der Wissenschaft in Ordnung wäre, wenn dieser genauso durch einen trägen Übergang funktionieren würde.

„*[...] also ich kann noch nicht mal sagen, dass ich irgendwann für mich endgültig, abschließend diese Frage geklärt habe – ich mache jetzt immer Wissenschaft – [...]. Also, bis heute auch nicht [...] ich habe nur immer mal wieder probiert auch ein bisschen was anderes zu machen und so und es war immer so, auch von den Stellen die ich so bekommen habe, es war einfach immer so, dass die Wissenschaft immer funktioniert hat [...]*“ (ebd., A.:20-24).

Erst zum Ende des Interviews macht sie dies auch ganz explizit deutlich, dergestalt, dass sie sich zu diesem Zeitpunkt nun doch wissenschaftsnahe Koordinationsstellen vorstellen kann. Konkret spricht sie von Aufgaben in der Hochschuldidaktik (vgl. ebd., A.:161) und der Studiengangskoordination (vgl. ebd., A.:152).

Als Gründe hierfür können im Material zweierlei Aspekte herausgearbeitet werden. Zum einen scheint bei ihr offenbar der Wunsch nach mehr materieller Sicherheit zuzunehmen. Sehr bildhaft macht sie dies deutlich mit dem Ausruf „*[...] oh Gott, es wird alles ganz*

furchtbar werden und du hättest Gymnasiallehrerin werden sollen“ (ebd., A.:107). Dass materielle Sicherheit für sie zunehmend an Relevanz gewinnt, wird auch an anderen Stellen deutlich. So macht sie rückblickend auf finanzielle Einbußen bei Sozial- und Rentenversicherung sowie die Einstufung in Entgeltgruppen im öffentlichen Dienst aufmerksam, die durch ein Stipendium zustande kommen (vgl. ebd., A.:73). Und über ihren finanziell sehr gut ausgestatteten Auslandsaufenthalt berichtet sie, dass „tatsächlich das Geld an sich ne unglaubliche Seelenzufriedenheit auslöst“ (ebd., A.:83).

Aber auch Anforderungen, die sie in der Wissenschaft wahrnimmt, scheinen bei ihr dazu geführt zu haben, dass sie eine Professur nicht anstrebt.

„[...] es gibt aber auch Prozesse und Zeitschriften, die das furchtbar machen, wo man wirklich da sitzt nachher mit den Reviews und am Boden zerstört ist und auf so was...habe ich sehr wenig Lust und ich merke, dass das ein Grund sein könnte, wo ich mich vielleicht irgendwann rauskegel [...]“ (ebd., A.:111).

„[...] und es hat ja bis jetzt auch gut funktioniert, ich habe ja trotzdem Stellen bekommen so, aber wenn es dann irgendwann nicht mehr funktioniert und es wird vermutlich irgendwann bei den Professuren der Fall sein [...]“ (ebd., A.:113).

Die Interviewausschnitte machen deutlich, dass ein wesentlicher Bezug zu *Normalitäten in der Wissenschaft* von Frau Nies darin besteht, dass sie feststellt, den zunehmenden institutionellen Anforderungen an eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere nicht mehr entsprechen zu können oder zu wollen. Hierdurch entsteht neben biographischer Unsicherheit auf materieller Ebene auch biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene. Um der nächsten Analysekategorie vorzugreifen, sei an dieser Stelle gesagt, dass in ihrem Bestreben, zumindest die universitäre Forschung zu verlassen, ihr Umgang mit der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit besteht. Gleichzeitig ist hier auch wiederaufzunehmen, dass sich die Vermutung bestätigt, dass sie nach außeruniversitären Stellen an eher dienstleistungsorientierten Einrichtungen Ausschau hält. An stark forschungsorientierten Einrichtungen wäre sie mit der gleichen fehlenden Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen konfrontiert.

Frau Corte ist in ihren Erzählungen ebenfalls so ambivalent wie Frau Nies. Ihre biographischen Bezüge scheinen zunächst fast ausschließlich bei den Normalitäten in der Wissenschaft zu liegen. So erzählt sie von ihrem wissenschaftlichen Werdegang, der einen Betreuungswechsel mit Stellenwechsel in der Promotionsphase, eine kurze Phase der Arbeitslosigkeit und einer Postdocphase, die bisher ausschließlich in Form von Elternzeitvertretungen und anderer Zwischenfinanzierungen zustande kam. Diesen prekären Weg schien sie jedoch für die Wissenschaft in Kauf genommen zu haben. Alles

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

in allem macht der bisherige Werdegang deutlich, dass sie Wissenschaft bis zu einem bestimmten Punkt wirklich machen will.

„[...] also ich weiß nicht, wie lange ich hier noch sitzen werde. Aber für mich ist völlig klar, ich möchte wissenschaftlich arbeiten“ (Corte, A.:43).

Die äußeren Bedingungen in der Wissenschaft scheinen bei ihr jedoch zu einer Art Frustration geführt zu haben, dass die anfängliche Toleranz gegenüber den äußeren Bedingungen in den Wunsch nach mehr Stetigkeit umschlägt. An diesem Punkt werden die Verweise zu *Normalitäten in der Wissenschaft* von ihr genutzt, um auf Aspekte hinzudeuten, die ihr missfallen.

„Es sind jetzt ungefähr vier Jahre wahrscheinlich schon ja, doch vier oder fast fünf, keine Ahnung, Verträge, die glaube ich noch nie länger als ein dreiviertel Jahr gingen. Und es gibt Phasen, in denen macht mich das völlig fertig [...]“ (ebd., A.:67).

Ähnlich wie bei Frau Nies hat es auch bei Frau Corte bisher immer *„geklappt“* (ebd.) mit dem bisherigen wissenschaftlichen Werdegang. Zum Zeitpunkt des Interviews hat sie, bedingt durch die äußeren Bedingungen, eine Grenze erreicht – sie ist aktuell nicht mehr bereit, die prekären Bedingungen zu Gunsten der Wissenschaft mitzutragen. Dies scheint offenbar mit einem Kinderwunsch zusammenzuhängen. Auf die Frage, wo sie sich in sechs Jahren sieht, endet sie mit: *„[...] idealerweise habe ich dazu auch noch ein Kind“* (ebd., A.:89). Entlang des Materials kann an dieser Stelle keine Geschlechtsspezifik ausgemacht werden, da die Ausführungen von Frau Corte zu diesem Thema nicht aussagekräftig genug sind. Denkbar wäre, dass sie durch den Kinderwunsch den normativen Druck eines geschlechtsspezifischen Normallebenslaufs nach Krüger (vgl. Krüger 1995, 2009) verspürt, was in ihr den Wunsch nach mehr Stetigkeit aufkommen lässt.

Die bisher herausgearbeiteten Aspekte beziehen sich vor allem auf biographische Unsicherheit im Hinblick auf eine materielle Ebene. Wie bei Frau Nies kommen jedoch auch bei Frau Corte Unsicherheiten im Hinblick auf institutionelle Erwartungen hinzu, die offenbar auch zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf immaterieller, biographisch sinndeutender Ebene bei ihr führt.

Sie zählt formale und informelle Anforderungen in der Wissenschaft zwar auf, diese werden von ihr jedoch als sehr hoch und auch verunsichernd geschildert: *„[...] keine Ahnung, ich hoffe, es ist irgendwo dazwischen“* (ebd., A.:47). Dennoch versucht sie noch in Teilen den angenommenen institutionellen Anforderungen zu entsprechen.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

„[...] also ich habe jetzt gerade einen Artikel geschrieben für [international anerkannte Zeitschrift für Soziologie]. Solche Sachen sind dann schon eher gefragt, als der Sammelband, der aus irgendeiner kleinen Tagung hervorgegangen ist“ (ebd., A.:49).

Insgesamt spitzt sie ihre Erzählung jedoch darauf zu, dass sie den Weg auf eine Professur an Universitäten als Druck empfindet, wenn man im Grunde lediglich entfristet forschen möchte.

„Also wenn ich sagen würde, ich möchte Uni machen, dann heißt das, ich muss Professorin werden wollen, weil es hier einfach keine anderen Stellen gibt“ (ebd., A.:71).

Wie bei Frau Nies konnte also auch in dem Interview mit Frau Corte ein Wechsel der Relevanzen der Bezüge entlang der biographischen Entwicklung der Soziologinnen herausgearbeitet werden. Wurden *Normalitäten in der Wissenschaft*, über äußere Bedingungen oder auch institutionelle Erwartungen, zu einem früheren Zeitpunkt der Biographie noch als Risiko in Kauf genommen, so werden Bezüge zum Normallebenslauf mit der fortlaufenden Biographie immer relevanter. Sei es über direkte Bezüge, oder auch indirekt, über den Wunsch nach mehr Stetigkeit im eigenen Werdegang.

Insgesamt kann so für die Analysekategorie *biographisches Handeln* in diesem Typus festgehalten werden, dass die Bezüge zum Normallebenslauf einen starken Einfluss auf die Biographien der Interviewten haben. Bei Frau Stehler und Herrn Chon bereits sehr offensiv, bei Frau Nies und Frau Corte noch eher perspektivisch.

6.1.3.5 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit

Bereits die Betrachtung der Sequenzmuster der Werdegänge der Interviewten dieses Typus hatte verdeutlicht, dass diese hier insgesamt sehr unstetig sind. Die Vermutung liegt also nahe, dass dies einen Einfluss auf die Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit in diesem Typus hat. Erst die Analysen der weiteren Typen in der Soziologie werden ergeben, ob diese Vermutung bestätigt wird.

Drei der vier Interviewten dieses Typus haben auf Stipendien promoviert. Es wäre denkbar, dass die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit in diesem Typus mit einer fehlenden institutionellen Anbindung in der Promotionsphase in Verbindung steht. Dies kann in der vorliegenden Arbeit nicht geklärt werden. Hier ergibt sich jedoch ein Ansatzpunkt für weiterführende Forschungsansätze.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Die Analyse des *biographischen Gesamtzusammenhangs* ergab eine Grundstruktur in diesem Typus, die sich durch ein Zusammenspiel vom passiven Wahrnehmen von Gelegenheiten und dem Entschluss, zumindest die universitäre Forschung verlassen zu wollen, ergibt. Der bisher eher passive Verbleib in der Wissenschaft hat Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit. Wie in der Kategorie *biographisches Handeln* herausgearbeitet wurde, nehmen die Interviewten biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene wahr, da sie sich den Anforderungen und *Normalitäten in der Wissenschaft* nicht gewachsen sehen oder diesen nicht entsprechen wollen. Der passive Verbleib scheint einen Einfluss auf die spezielle Bewertung der Anforderungen zu haben.

„Also ich bin eigentlich immer recht hh also sagen wir mal kurzsichtig durch die Welt gelaufen, nicht so richtig strategisch [...] man merkt dann irgendwann, dass man sich sehr stark spezialisiert hat und sich daraus eben auch Probleme ergeben können“ (Stehler, A.:28-34).

Diesen Fokus auf die Inhalte der eigenen Forschungsarbeiten bringt auch Chon an.

„Das mag jetzt an dem liegen, was ich in der Soziologie und im Studium und in der wissenschaftlichen Ausbildung gemacht habe. Aber ich habe das Gefühl, das ist sehr speziell ne und da kann man eben was gesucht, was häufig gesucht wird, häufig nicht bedienen. Und deshalb ist das Segment dann sehr schmal“ (Chon, A.:75).

Die vermeintlich richtige inhaltliche Ausrichtung innerhalb des Faches wird als eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg einer wissenschaftlichen Karriere in der Soziologie angesehen. Die vermeintlich falsche inhaltliche Ausrichtung führt dann zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf immaterieller Ebene. Dieser Aspekt war bisher in den Erzählungen der Maschinenbauer nicht relevant. Dort war es mehr auf das Label *Ingenieurausbildung* angekommen. Ob sich hier eine disziplinspezifische Wahrnehmung biographischer Unsicherheit abzeichnet, wird sich mit der Analyse der weiteren Fälle klären.

Im Hinblick auf die *Basissicherheiten* der Interviewten fällt auf, dass Frau Stehler und Herr Chon auf ihre außeruniversitären und auch außerwissenschaftlichen Arbeitserfahrungen setzen, während Frau Nies und Frau Corte hypothetische und mehr an die Wissenschaft gebundene *Basissicherheiten* anbringen. Insgesamt lässt sich festhalten, dass es sich bei den herausgearbeiteten *Basissicherheiten* nicht um eindeutige Sicherheiten im Sinne klarer finanzieller Absicherungen handelt. Dies kann die

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

wahrgenommene biographische Unsicherheit auf einer finanziellen Ebene durch die Interviewten dieses Typus erklären.

Die Analysekategorie *Konstruktion von Zukunft* hat verdeutlicht, dass Stehler, Chon, Nies und Corte ihre jeweilige Zukunft offen, im Sinne von uneindeutig sehen. Bei Stehler und Chon ist diese Offenheit sehr stark, bei Corte und Neis ein wenig eingeschränkter, insofern, dass sie zumindest das Feld abstecken, in dem sie tätig sein wollen. Vor allem durch die Ausführungen zum Referenzfall Stehler wurde deutlich, dass durch die generelle und ungewollte Offenheit der Zukunft biographische Unsicherheit auf materieller und immaterieller Ebene entstehen kann. Materiell eindeutig durch drohende Arbeitslosigkeit, immateriell durch eine fehlende Passung zwischen den eigenen Wünschen und Erwartungen und Fremderwartungen. So hat Frau Stehler sich zwar gegen die Wissenschaft entschieden, scheint aber den Ausstieg teilweise auch deshalb nicht zu schaffen, da mögliche Exitoptionen (Lehrberuf) nicht legitimierbar gegenüber institutionellen Erwartungen, aber auch gegenüber privaten Fremderwartungen erscheinen.

Hinzu kommt es vor allem bei Stehler und Chon, aber auch bei Corte und Nies, zur zusätzlichen Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene, über den Ausschluss der Professur als persönliche Karriereoption.

Das *biographische Handeln* der Interviewten bezieht sich in diesem Typus hauptsächlich auf den Normallebenslauf. Zwar werden zusehends Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* hergestellt, diese dienen jedoch eher als Kontrastfolie. Der Normallebenslauf wird dadurch als eigentliche Referenzfolie für die eigene Biographie gedacht. Vor allem bei Stehler und Chon finden sich diese Negativbezüge zur Wissenschaft in ihren Erzählungen. Wie bereits beschrieben, nehmen sie so biographische Unsicherheit vornehmlich auf einer immateriellen Ebene wahr, die sich auf eine fehlende Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen bezieht. Sie wollen oder können den wahrgenommenen Anforderungen in der Wissenschaft nicht entsprechen. Frau Nies und Frau Corte bringen diese Negativbezüge nicht in der Deutlichkeit an, aber auch hier wurde klar, dass sie insbesondere auf der Suche insbesondere nach Stetigkeit in ihren jeweiligen Lebensläufen sind. Dies entspricht einer stärkeren Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer materiellen Ebene.

Insgesamt kann so zum *biographischen Handeln* in diesem Typus festgehalten werden, dass Frau Stehler und Herr Chon auf beiden Ebenen stark biographische Unsicherheit

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

wahrnehmen, bei Frau Corte und Frau Nies ist die materielle Ebene etwas stärker gewichtet.

Gemein ist allen Interviewten dieses Typus, dass sie die wahrgenommene biographische Unsicherheit als Gefahr deuten. Frau Stehler versucht *„rauszukommen aus diesem System der Unplanbarkeit“*, findet für sich aber nicht *„den richtigen Weg“* (Stehler, A.:109). Perspektivisch sieht sie die Gefahr in der Wissenschaft für sich sogar noch vergrößert.

„Und man weiß aber, ja älter man wird, desto prekärer wird es, desto gefährlicher wird es für die eigene Berufsbiographie“ (ebd., A.:102).

Herr Chon nimmt es sehr ähnlich wahr.

„[...] also der Flaschenhals von dem immer die Rede ist, ist tatsächlich sehr eng [...]. Ich möchte nicht mit 45 Jahren dann dastehen ohne wirklich Erfahrung auf dem Arbeitsmarkt außerhalb der Uni zu haben. Das ist ne große Angst [...]“ (Chon, A.:48).

Frau Nies spitzt es auf die plakativen Metapher *„wir tanzen hier natürlich alle so ein Stück auf dem Vulkan“* (Nies, A.:102) zu. Um diesen gefährlichen Tanz zu beenden, der wahrgenommenen Gefahr, die dem wissenschaftlichen Werdegang an Universitäten innewohnt, zu entgehen, wählen alle Interviewten dieses Typus einen ähnlichen Umgang damit. Sie versuchen durch einen Ausstieg aus der Wissenschaft, oder zumindest der universitären Forschung, diese Gefahr zu umgehen. Hier kann in Anklängen eine Parallele zu Typ zwei im Maschinenbau gesehen werden. Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass alle durch diese Strategie nicht als Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit anzusehen sind. Es sind, wie im Typennamen bereits vermerkt, *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*. Dieser kann sowohl weiterhin in der Wissenschaft als auch gänzlich außerhalb der Wissenschaft sein. In der Wissenschaft bezieht sich hier jedoch auf das Feld des Tätigkeitskontextes und nicht auf die inhaltlichen Ziele der Interviewten. Die Ausführungen haben gezeigt, dass Corte und Nies offenbar an Stellen in dienstleistungsorientierten außeruniversitären Forschungseinrichtungen interessiert sind. Dies bestätigt mein Ergebnis, sie trotz Interesse an einer wissenschaftlichen Tätigkeit nicht als Postdocs im Verständnis der vorliegenden Arbeit zu betrachten.

6.2 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit allenfalls als Risiko – außeruniversitär Forschende in der Soziologie

Worauf die Interviewten des Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg* teilweise noch hinarbeiten und hoffen, haben der Vertreter und die Vertreterinnen dieses Typus bereits erreicht. Sie sind alle an außeruniversitären Forschungseinrichtungen beschäftigt. Jedoch auch alle befristet tätig. Wie bereits in der Sampleauswahl angemerkt, handelt es sich hier ausschließlich um Personen, die an dienstleistungsorientierten und nicht forschungsorientierten außeruniversitären Forschungseinrichtungen beschäftigt sind. Welchen Einfluss dies auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hat, werden die Ausführungen zu diesem Typus aufzeigen.

Die Typen sind in der gesamten vorliegenden Untersuchung entlang der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit gebildet wurden. Dass die Stellenmodalitäten der Interviewten hier übereinstimmen, ist somit als Indiz für einen Einfluss auf die Wahrnehmung von biographischer Unsicherheit zu lesen, nicht aber als konstitutives Typenmerkmal. Diesem Typus konnten Lothar Querfeld, Doris Tust und Emma Zimmermann zugeordnet werden. Als Referenzfall wurde Frau Zimmermann gewählt. Entlang ihrer Erzählungen wird der Grund für die Form der hier herausgearbeiteten Form der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit am besten verdeutlicht.

6.2.1 Kurzportrait Emma Zimmermann

Frau Zimmermann hat nach dem Studium zunächst für ein dreiviertel Jahr verschiedene Werksaufträge für jenes außeruniversitäre Institut bearbeitet, an dem sie auch zum Zeitpunkt des Interviews tätig ist. An diesem war sie zuvor auch studentische Hilfskraft. Durch einen Aufbaustudiengang keimte ihr Interesse an der Wissenschaft auf. Nach dem Abschluss des Aufbaustudiums bewarb sie sich also auf verschiedene wissenschaftliche Mitarbeiterstellen. Ihre erste wissenschaftliche Mitarbeiterstelle an einer Universität war projektgebunden und dauerte zweieinhalb Jahre. In dieser Zeit hat sie ihre Promotion begonnen und diese auf der nächsten universitären wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle fortgeführt. Aus verschiedenen Gründen entschloss sie sich, sich nach ihrer Promotion wieder an außeruniversitären Forschungsinstituten zu bewerben. Die Gründe hierfür werden im Laufe der Analyse eingehender betrachtet. Eine ihrer Bewerbungen war

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

erfolgreich. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet Frau Zimmerman bereits seit zwei Jahren an dem schon angesprochenen außeruniversitären Forschungsinstitut.

6.2.2 Sequenzmuster im Typus außeruniversitär Forschende in der Soziologie

Alle Interviewten dieses Typus haben eine wissenschaftliche Mitarbeiterstelle in außeruniversitären Forschungseinrichtungen inne. Dies führt jedoch nicht zwangsweise zu einer Homogenität der Sequenzmuster. Ab dem Aufbaustudium als Studienabschluss, entspricht der Werdegang von Frau Zimmermann dem Wechselstatus. Der innewohnende Wechsel wurde von ihr herbeigeführt.

Die Werdegänge von Herrn Querfeld und Frau Tust entsprechen dem Fortsetzungsstatus. Anders als in vorherigen Typen jedoch nicht auf einem rein universitären Weg, sondern ausschließlich in außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Herr Querfeld hat vor seiner Promotion an einem außeruniversitären Forschungsinstitut gearbeitet, danach an ein anderes außeruniversitäres Forschungsinstitut gewechselt. Bei Frau Tust verhält es sich ebenso. Die Ausführungen zu den einzelnen Analysekatoren werden zeigen, dass unter anderem durch die verschiedenen Status Unterschiede in den einzelnen Kategorien bestehen, die Einzelfälle durch die Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit jedoch geeint sind.

6.2.3 Typencharakterisierung entlang der Analysekatoren

6.2.3.1 Biographischer Gesamtzusammenhang

Die unter *Sequenzmuster* angeführten Unterschiede innerhalb der Analysekatoren finden gleich in dieser ersten Kategorie ihre Entsprechung. Hier stellt sich heraus, dass durch die Einzelfälle in diesem Typus ein sehr aktiver (Frau Zimmermann) und anfänglich passive, aber zusehends aktivere (Herr Querfeld und Frau Tust) *biographische Gesamtzusammenhänge* vertreten sind. Ich beginne die Ausführungen mit den Ergebnissen zum Referenzfall von Frau Zimmermann.

Der Werdegang von Frau Zimmermann ist nicht entlang von Gelegenheiten und trägen Übergängen ausgerichtet, sondern entlang aktiver biographischer Entscheidungen, die sich stets an ihren Interessen orientieren. So hat sie nach ihrem Studium aktiv nach

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Forschungsstellen gesucht. Nach der Promotion stellte sie regelrechte Karriereüberlegungen an, die wiederum zu einer aktiven Entscheidung führten.

„[...] und musste mich dann entscheiden, ob ich jetzt in der Uni bleibe oder nicht. Also einerseits hätte ich dann habilitieren müssen als nächsten Schritt nach der Promotion, so ist es in Deutschland, oder mich auf eine Juniorprofessur bewerben. Oder aber raus aus der Universität in eine außeruniversitäre Forschungseinrichtung, um mich langfristig vielleicht für eine FH-Professur auszurichten [...]. Und hab mich dann fürs [außeruniversitäre Stelle] beworben und bin hier genommen wurden“ (Zimmermann, A.:48).

Der Interviewausschnitt lässt erahnen, dass es an der Universität eine Anschlussstelle für sie gegeben hätte. Für die außeruniversitäre Stelle musste sie sich jedoch erst bewerben. Dies unterstreicht die Aktivität ihres Werdeganges.

Die *biographischen Gesamtzusammenhänge* von Tust und Querfeld erinnern an jene des vorherigen Typus (*Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*). Ihre Werdegänge sind bis zu einem gewissen Punkt durch das Wahrnehmen von Gelegenheiten geprägt, führen dann jedoch auf eine biographische Entscheidung zu. Im Unterschied zum vorherigen Typus, wurde diese Entscheidung hier schon in die Tat umgesetzt.

Herr Querfeld beschreibt, wie er durch Zufälle und Gelegenheiten an seine erste Mitarbeiterstelle nach dem Studium gelangte. Deutlich wird hier die Trägheit der Übergänge dadurch, dass er es in Form vermeintlicher Normalitäten in der Wissenschaft beschreibt, wonach aus einer Hilfskraftstelle fast automatisch eine Mitarbeiterstelle zu werden scheint.

„[...] ich habe meine Diplomarbeit im Oktober abgegeben [...], bin dann aber bei meinem ehemaligen..., also meinem ehemaligen, also ich war ja HiWi, und dann wird man Mitarbeiter [...] und dann drei Wochen später als Mitarbeiter im Projekt angefangen und von da dann eigentlich nahtlos ohne Unterbrechung in so Projekt und projektartige Arbeit“ (Querfeld, A.:40).

Im Zuge seiner Schilderung macht er deutlich, dass ihm zu Beginn seines Werdegangs „nicht so klar“ (ebd., A.:90) war, was „das bedeutet“ (ebd.). Hier spielt er auf Anforderungen in der Wissenschaft an. Dieser Aspekt wird in der Analysekategorie *biographisches Handeln* noch weiter betrachtet. An dieser Stelle ist wichtig festzuhalten, dass er an einem Punkt in seinem Werdegang beschloss, keine Professur anzustreben, er habe sich das „auch früh abgeschminkt“ (ebd., A.:70). Auf seiner jetzigen Stelle hat er die Chance auf eine Entfristung. Darauf arbeitet er aktiv hin (vgl. ebd., A.:132). Die

Entfristung wird von ihm also nicht als ein sich erbendes Ereignis wahrgenommen, sondern als ein Karriereschritt, der eine aktive Entscheidung und Zuarbeit bedarf.

Ähnlich wie Herr Querfeld, startete auch Frau Tust ihren wissenschaftlichen Werdegang zunächst eher passiv.

„Also ich habe im Anschluss an mein Studium und schon während der Diplomphase in einem Forschungsprojekt mitgearbeitet und habe dann auch nach dem Studienabschluss da in dem Kontext etwas weitergearbeitet und dann ergab sich gewissermaßen das Eine aus dem Anderen“ (Tust, A.:39).

Die äußeren Voraussetzungen ihrer Promotionsstelle, die auch zu ihrer ersten Postdocstelle wurde, hat sie als sehr belastend wahrgenommen. Hinzu kam, dass auch sie sich bewusst wurde, was das Erreichen einer Professur im Hinblick auf Anforderungen bedeuten würde. Sie entschied sich also aktiv, die Stelle zu wechseln. Wiederum eine befristete Mitarbeiterstelle in einem außeruniversitären Forschungsinstitut, aber eine, von der sie sich mehr Perspektive und weniger Belastung verspricht.

Gemein ist somit allen Interviewten dieses Typus, dass sie einen geplanten Wechsel zu Gunsten der eigenen Erwartungen und Wünsche an ihre persönlichen Werdegänge vollzogen haben. Dieser aktive Wechsel fand immer zu einem Zeitpunkt statt, an dem den Soziologinnen und dem Soziologen deutlich wurde, welchen Anforderungen sie für das Erreichen einer Professur entsprechen müssen. Offenbar spielt hier der Aspekt einer zunehmenden wissenschaftlichen Sozialisation eine Rolle. Es ist zu erkennen, dass die Beschäftigung an einem dienstleistungsorientierten außeruniversitären Forschungsinstitut mit weniger prekären äußeren Bedingungen in Verbindung gebracht wird. Die Fortführung der wissenschaftlichen Karriere rückt nicht nur in den Hintergrund, sondern wird mit dem Wechsel der Stelle sogar vorsätzlich nicht weiter fortgesetzt. Die Interviewten dieses Typus sind daher nicht als Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit zu bezeichnen.

6.2.3.2 Basissicherheit

Einer der Gründe für den Stellenwechsel der drei Interviewten dieses Typus liegt in der vermeintlich besseren Arbeitssituation verbunden mit besseren Perspektiven. Genau dies konnte auch bei Zimmermann, Tust und Querfeld als *Basissicherheit* herausgearbeitet werden. Sie scheinen sich einig darüber zu sein, dass ihre wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen an außeruniversitären Forschungseinrichtungen perspektivisch mehr

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Optionen auf Weiterbeschäftigung und Verstetigung bieten. Hierin kann erkannt werden, dass sie vorher offenbar biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene wahrgenommen haben.

„[...] und für mich war das auch ein Grund dafür, hier ans [außeruniversitäres Forschungsinstitut] zu wechseln, weil das Projekt in dem ich momentan arbeite schon längere Zeiten einfach hat“ (Tust, A.:53).

„Ähm, es ist gut in einem größeren Institut zu sein, was diesbezüglich auch mehr Möglichkeiten bietet“ (ebd., A.:63).

„Und da bin ich optimistisch, dass das klappt und in drei Jahren wird mein Vertrag vielleicht entfristet“ (Querfeld, A.:132).

„Weil ich jetzt hier an einem außeruniversitären Institut bin. Ehhhm, in dem es schon längerfristige Optionen gibt beschäftigt zu bleiben. Das ist einfach eine andere Situation an so einem Forschungsinstitut außerhalb der Uni“ (Zimmermann, A.:72).

Dass lediglich Frau Zimmermann einen Vergleich zu Beschäftigungssituationen an Universitäten zieht, liegt vermutlich daran, dass, wie die Sequenzmuster und das Kurzportrait gezeigt haben, nur sie auch einmal an einer Universität beschäftigt war. Interessant ist jedoch festzustellen, dass es zu ähnlichen Wahrnehmungen trotz dieses Unterschiedes kommt. Es kann ein Hinweis darauf sein, dass Weiterbeschäftigungschancen an außeruniversitären Forschungseinrichtungen zum einen durch die Größe der Institute determiniert wahrgenommen werden, offenbar aber auch bedingt durch erlebte Strukturen innerhalb der Institute. So hat Frau Tust über zehn Jahre auf ihrer vorherigen Stelle gearbeitet und sieht ihre Verbleibechancen nun dennoch besser.

Querfeld und Tust fügen zu der *Basissicherheit* der besseren Weiterbeschäftigungschancen, die eine Absicherung auf einer materiellen Ebene bedeutet, noch eine weitere hinzu. So verweisen beide darauf, dass sie sich das Risiko ihrer Werdegänge „leisten“ (Tust, A.:63) könnten, da sie sich gegen die Familiengründung entschieden hätten (vgl. Tust ebd. und Querfeld A.:118). Auf diesen Aspekt werde ich in der Analysekategorie *biographisches Handeln* nochmals eingehen.

Aspekte, die auf *Basissicherheiten* hinweisen, die eher eine biographische Unsicherheit auf der immateriellen Ebene betreffen, werden auch angebracht. Interessanterweise betreffen diese jedoch lediglich das soziale Umfeld. Frau Zimmermann erzählt, dass sie neben den äußeren Verhältnissen auch aus Gründen des sozialen Umfeldes „wieder zurückgekommen ist an den Ort, wo Freunde und Familie“ (Zimmermann, A.:68) leben.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Herr Querfeld berichtet sogar, dass es ihm wichtig sei, dass seine Lebensgefährtin außerhalb der Wissenschaft tätig ist, um durch sie auch soziale Kontakte zu pflegen, die außerhalb der Wissenschaft liegen.

„Ansonsten, wenn dann die Karriere am Ende wäre, dann hätte man ja gar nichts mehr. Dann würde man ja alle Freunde verlieren und so weiter“ (Querfeld, A.:128).

Wie die weiteren Ausführungen zeigen werden, haben alle Interviewten dieses Typus die Stellen auch wegen fehlender Passungen zwischen eigener und institutioneller Erwartungen gewechselt. Der Weiterführung einer wissenschaftlichen Karriere im Sinne eines Erreichens einer Professur wird in den Deutungen der Interviewten keine Relevanz beigemessen. Durch die Stellenwechsel konnten eigene und institutionelle Erwartungen an dienstleistungsorientierten außeruniversitären Forschungseinrichtungen überein gebracht werden. Vormalig dadurch wahrgenommene biographische Unsicherheit auf immaterieller Ebene konnte damit umgangen werden. Bedingt durch die befristete Stellensituation bleibt jedoch ein Restrisiko auf materieller Ebene.

Es fällt auf, dass auch hier, wie bereits beim Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*, die herausgearbeiteten *Basissicherheiten* keine festen Größen darstellen. Die Stellen sind nicht entfristet, bessere materielle Absicherung wird lediglich vermutet.

6.2.3.3 Konstruktion von Zukunft

Die Zukunftskonstruktionen der Interviewten dieses Typus stimmen darin überein, dass sie inhaltlich relativ eindeutig scheinen, durch die äußeren Bedingungen der Stellenmodalitäten jedoch uneindeutig und somit eher offen sind.

Frau Zimmermann weiß, in welchem Bereich sie zukünftig gerne arbeiten würde, sie kann sich verschiedene Optionen für sich vorstellen. Eine Möglichkeit sieht eine FH-Professur vor, eine andere den Verbleib in dem außeruniversitären Forschungsinstitut, in dem sie zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet.

„Also entweder hier, im selben Institut, oder an einer Fachhochschule, das fände ich noch ganz spannend“ (Zimmermann, A.:82).

Auch Herr Querfeld und Frau Tust haben verschiedene Optionen vor Augen, die sie sich für ihre berufliche Zukunft vorstellen können. Wie bereits beschrieben, ist Herr Querfeld optimistisch, dass er eine entfristete Stelle an seinem jetzigen Institut bekommen wird.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Aber auch wenn nicht, liegt seine Präferenz auf der wissenschaftlichen Arbeit, die er nicht gänzlich aufgeben würde. Entscheidend bleibt dennoch, dass er keine wissenschaftliche Karriere anstrebt – ihm geht es um die Art des wissenschaftlichen Arbeitens (vgl. Querfeld, A.:142).

Frau Tust sieht sich inhaltlich anschlussfähig für die Politikberatung oder für die Zusammenarbeit mit internationalen Organisationen. Ähnlich wie Frau Zimmermann sieht sie aber auch die FH-Professur als eine Möglichkeit für sich bzw. den Verbleib an ihrem jetzigen Institut (vgl. Tust, A.:83).

Wichtig ist es ihr zu betonen, dass sie auch zukünftig wissenschaftlich oder wissenschaftsnah arbeiten möchte.

„...für eine unbefristete Stelle würde ich alles liegen lassen? Ähm, nee würde ich nicht (lachen). Nein, also ich meine (räuspern), ich würde bestimmte..., ähm, also wenn ich eine unbefristete Stelle hätte, bei der ich auch das machen kann, was mir Spaß macht; nämlich Forschung, vielleicht auch Lehre oder so, klar“ (Tust, A.:69).

Diese Zukunftskonstruktionen ähneln in ihrer Grundstruktur jenen der zuvor besprochenen Soziologinnen Nies und Corte (*Typus Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*). Der Unterschied hier liegt darin, dass auch ein Verbleib auf den jetzigen Stellen denkbar ist, die Offenheit der Zukunft also noch etwas mehr eingeschränkt erscheint. Durch die inhaltliche Klarheit nehmen Zimmermann, Querfeld und Tust keine biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene wahr. Wie in der Analysekatgorie *Basissicherheit* schon besprochen, wird durch eine Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen biographische Unsicherheit lediglich auf einer materiellen Ebene, im Sinne steter und sicherer Arbeitsverhältnisse, wahrgenommen.

6.2.3.4 Biographisches Handeln

Im Hinblick auf die Analysekatgorie *biographisches Handeln* haben die Interviewten dieses Typus gemein, dass ihre biographischen Bezüge mehrheitlich *Normalitäten in der Wissenschaft* ansprechen. Entlang des Materials kann aber herausgearbeitet werden, dass es auch hier wieder bei den Verweisen auf die Wissenschaft gleichsam um Hinweise auf den Normallebenslauf handelt. Frau Zimmermann, Frau Tust und Herr Querfeld sind an einer wissenschaftlichen Tätigkeit interessiert, die sich mit Strukturen des

Normallebenslaufs vereinen lässt. Hierin kann eine Parallele zu den Maschinenbauern in Typ zwei (die Forschenden in der Industrie) gesehen werden.

Beim Referenzfall dieses Typus stellt sich dies wie folgt dar. Frau Zimmermann unterstreicht zunächst deutlich, dass sie inhaltlich an der Forschung interessiert ist. Wie bereits in der Analysekategorie *biographischer Gesamtzusammenhang* beschrieben, hat sie aktiv nach Stellen gesucht, auf denen sie forschen kann. Die Universität als Arbeitsplatz stand dabei nicht im Fokus, sondern die inhaltliche Ausrichtung ihrer Aufgabe.

„[...] und hab dann geguckt, was kann ich in diesem Forschungsfeld machen, wie kann ich in Deutschland dazu arbeiten, wie kann ich irgendwie forschen?“ (Zimmermann, A.:43)

Wie das Kurzportrait bereits zeigte, war die Promotionsstelle von Frau Zimmermann aber schließlich an einer Universität angesiedelt. Entlang ihrer Erzählung kann herausgearbeitet werden, dass sie diese institutionelle Anbindung aus verschiedenen Gründen „als sehr belastend“ (ebd., A.:80) empfand. Auf die Frage nach den Erwartungen in der Soziologie (vgl. Kapitel 8.6, Frage 2) beginnt sie zunächst zügig mit einer Aufzählung formaler Anforderungen. So müsse man viel publizieren, über Projekt- und Lehrerfahrung verfügen, auf Tagungen fahren, Vorträge halten, sich an Ausschreibungen beteiligen und Drittmittel einwerben (vgl. ebd., A.:52). Sie spricht aber auch informelle Anforderungen an, wie die Erfordernis nach Flexibilität, Netzwerken und „Widerstandsfähigkeit“ (ebd.). Auf keinen dieser Aspekte geht sie gesondert ein, vielmehr wirkt es wie das Aufzählen eines selbstverständlichen Portfolios. Lediglich der letzte Punkt wird von ihr erläutert.

„.hh weil man immer befristete Verträge hat und halt mit dem Umgehen muss, dass man .hh nie weiß, wo man in den nächsten fünfzehn Jahren sein wird“ (ebd.).

Diese besondere Erklärung eines einzelnen Aspektes aus einer Liste von *Normalitäten in der Wissenschaft* verweist auf eine Wahrnehmung biographischer Unsicherheit angesichts der Unplanbarkeit wissenschaftlicher Werdegänge. Diese Unsicherheit spezifiziert sie zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews nochmals.

„[...] und eine Habilitation, da hätte ich irgendwie ein möglichst theoretisches Werk erstellen müssen, um eben auch in der Soziologie eine adäquate Stelle zu finden. Das ist auch ein sehr enger Markt an Bewerbern und ich bin ja sehr spezialisiert mit der [Fachbereich] ähm, war immer an [Fachbereich] tätig und nicht an soziologischen. Und

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

wenn ich jetzt habilitiert hätte, hätte ich eine sehr soziologisch orientierte Arbeit schreiben müssen“ (ebd., A.:88).

Anhand dieses Interviewausschnittes werden verschiedene Dinge deutlich. Für den Kontext ist festzuhalten, dass Frau Zimmermann hier die Anforderungen beschreibt, die sie hätte erfüllen müssen, wenn sie an der Universität geblieben wäre. Für den universitären Werdegang hält sie die Habilitation als Normalität und obligatorisch. Dieser Anforderung sieht sie sich auf Grund ihrer inhaltlichen Ausrichtung nicht gewachsen. Hier schien sie also an einem Punkt in ihrem Lebenslauf biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene wahrzunehmen. Gleichzeitig bezieht sie sich auf die Normalität des Flaschenhalses in der Wissenschaft. Somit hat sie also auch biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene wahrgenommen.

Interessant ist hier, dass die eigene inhaltliche Ausrichtung als entscheidend für den Erfolg einer wissenschaftlichen Karriere angesehen wird und darin offenbar viel Unsicherheitspotenzial liegt. Mit der vermeintlich falschen Spezialisierung meint Frau Zimmermann nicht in der Lage zu sein, den rein universitären Weg bestreiten zu können. Wahrgenommene institutionelle Anforderungen stimmen hier nicht mit dem eigenen Werdegang überein, das Ergebnis scheint wiederum biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene sein.

Mit dem Wechsel auf eine außeruniversitäre Stelle hat sich für sie im Hinblick auf biographische Unsicherheit offenbar einiges verbessert. Der folgende Interviewausschnitt macht deutlich, dass es nun zu einer Passung zwischen institutionellen Anforderungen und eigenen Wünsche und Erwartungen gekommen ist. Frau Zimmermann hatte zu den bereits beschriebenen Anforderungen offensichtlich auch Probleme mit Verfügbarkeitserwartungen, die sie an der Universität als Normalität wahrgenommen hat.

„Und ich lese in meiner Freizeit schon auch Texte die irgendwie arbeitsrelevant sind, aber ich muss das nicht mehr. Also, das wird nicht erwartet. Und das finde ich, also ich bin jetzt eben auch an einer Stelle wo ich mir das selbst einteilen kann und eben wirklich auch dadurch, dass es ja ein Thema ist, das mich einfach voll umfänglich interessiert, beschäftige ich mich auch in der Freizeit damit, ohne dass es mich belastet“ (ebd., A.:80).

Wie bereits unter der Analysekategorie *Basissicherheit* beschrieben, empfindet sie auch bessere Weiterbeschäftigungs- und Verbleibechancen an dem außeruniversitären Institut ihrer jetzigen Beschäftigung. Insgesamt sind es also Gründe wahrgenommener biographischer Unsicherheit auf materieller wie immaterieller Ebene, die Frau Zimmermann zum Ausstieg aus der universitären Forschung gebracht haben, weil sie den

Anforderungen und den dort wahrgenommenen Normalitäten nicht entsprechen wollte oder konnte. Dass sie eine Stelle an einem dienstleistungsorientierten außeruniversitären Forschungsinstitut hat, begünstigt diese Passung. An einer stark forschungsorientierten Einrichtung hätten die Anforderungen im Hinblick auf den Werdegang weiterhin bestanden – die wissenschaftliche Karriere hätte im Mittelpunkt der institutionellen Erwartungen gestanden.

Durch ihre positiv konnotierten Schilderungen, dass ihre jetzige Stelle „*sehr betriebsförmig organisiert*“ (ebd.) sei, wird erkennbar, dass sie für ihren eigenen Werdegang Strukturen des Normallebenslaufs bevorzugt und als persönliche Reflexionsfolie ansetzt. Gleichzeitig wird deutlich, dass sie die Normalitäten, die sie an der Universität empfunden hat, als gegenteilig zu den jetzigen Anforderungen an der außeruniversitären Forschungseinrichtung entwirft. Man muss in diesem Typus also unterscheiden zwischen Bezügen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* allgemein und jenen speziell zum rein universitären Weg, der durch die Wahrnehmung eines normativen Drucks im Hinblick auf die wissenschaftliche Karriere, oder auch speziell auf die Professur geprägt zu sein scheint.

Diese Unterscheidung in den Sinndeutungen der Interviewten kann in dieser deutlichen Form sicherlich nur stattfinden, wenn auch ein Wechsel von einer universitären Stelle auf eine außeruniversitäre Stelle stattgefunden hat. Frau Tust und Herr Querfeld haben ihre Stellenwechsel hingegen innerhalb außeruniversitärer Stellen vollzogen. Aber auch bei ihnen kann herausgearbeitet werden, dass sie Strukturen des Normallebenslaufs für die eigene Biographie bevorzugen, inhaltlich jedoch nicht auf eine wissenschaftliche Arbeit verzichten möchten.

So sind Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* auch bei Herrn Querfeld in zwei Richtungen zu denken. Auf der einen Seite Bezüge zur Wissenschaft allgemein, auf der anderen Seite eine rein akademische, meist universitäre Karriere mit Druck auf die Professur. Letztere schließt er für sich aus. Um dies zu verdeutlichen, stellt er heraus, welche als Normalitäten angenommenen Anforderungen er im Hinblick auf eine professorale Karriere nicht erfüllen kann oder will. So ist er nicht bereit, die Mobilitätsanforderungen für eine wissenschaftliche Karriere zu erfüllen (vgl. Querfeld, A.:70) oder lange Zeit immer wieder nur projektförmig über Drittmittel angestellt zu sein (vgl. ebd., A.:150). Gleichzeitig bezieht er sich auf die Publikationsanforderungen an den wissenschaftlichen Nachwuchs und macht deutlich, dass er dies nicht leisten kann. Schließlich hält er selber sinndeutend seiner Stelle entsprechend fest, dass er sich gar

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit:
zwischen Gefahr und Risiko

nicht als Postdoc wahrnimmt („[...] *ich glaube, dann würde ich mich auch mehr als so ein Postdoc begreifen*“ (ebd., A.:52). Entlang der institutionellen Anforderungen an eine Karriere, die auf eine Professur führen soll, nutzt er die Bezüge also, um sich entgegen diesem professoralen Weg darzustellen. Wie bei Frau Zimmermann spricht für ihn zudem auch seine eigene inhaltliche Spezialisierung gegen diesen Weg.

„[...] *ich kann mich jetzt nicht ernsthaft für, also ich bin jetzt hier in der [Fachgebiet 1], ein bisschen in der [Fachgebiet 2], was könnt ich jetzt noch verkaufen? Ich werde jetzt kein [Fachgebiet 3], ich werde kein [Fachgebiet 4], da sind viele Dinge da draußen, da wird mich keiner nehmen*“ (ebd., A.:108).

Diese Interviewauszüge lassen gleichsam erkennen, dass Herr Querfeld einen sehr begrenzten Arbeitsmarkt für sich wahrnimmt, den er speziell mit seiner Fachdisziplin in Verbindung bringt. Am Beispiel der Naturwissenschaften macht er deutlich, dass Forschende hier die Möglichkeit haben, wie auch die Maschinenbauer in Typ zwei der vorliegenden Arbeit, wissenschaftsnahe Tätigkeiten in der privaten Wirtschaft vorzufinden.

„*Ich meine, wenn ich jetzt Ingenieur wäre, oder Naturwissenschaftler, [...] dann kann ich ja zu den Unternehmen gehen und kann da Naturwissenschaften machen, da gibt's ja Abteilungen. [...] für Sozialwissenschaften wird uns ja keine Privatwirtschaft Geld bezahlen, für das was wir tun*“ (vgl. ebd., A.:86).

Hierdurch wird der Kern seiner Bezüge zur Wissenschaft abermals klar. Er möchte gerne wissenschaftlich arbeiten, aber zu Bedingungen, die dem Normalarbeitsverhältnis eines Normallebenslaufs entsprechen. Dass dieser seine eigentliche Reflexionsfolie ist, wird auch daran erkennbar, dass er mehrfach die wissenschaftliche Arbeit in ihrer Projektförmigkeit als *unnormale* darstellt, indem er sie zu „*normalen Jobs*“ (ebd., A.:96, 114) kontrastiert.

Schließlich wird auch bei Frau Tust der Wunsch nach wissenschaftlicher Arbeit in *geregelten Bahnen* durch ihre speziellen Bezugnahmen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* deutlich. Auf Grund sehr kurzer und kurzfristiger Kettenverlängerungen hat Frau Tust ihre vorherige außeruniversitäre Stelle verlassen. Nun „*kann [sie] mit dem Arrangement hier ganz gut leben, weil es gewissen Sicherheiten bietet*“ (Tust, A.:85). Der Aspekt der inhaltlichen Ausrichtung ihrer Arbeit bzw. Probleme, Erwartungen und Anforderungen in dieser Hinsicht tauchen in ihrer Erzählung nicht auf. In diesem Zusammenhang scheint sie, im Gegensatz zu Zimmermann und Querfeld, keine Bedenken zu haben.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Die Ausführungen zu dieser Analysekategorie haben gezeigt, dass Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* auch in zweierlei Hinsicht gedacht werden können. Zum einen rein auf den universitären Weg bezogen, zum anderen auf die Wissenschaft insgesamt. Diese Unterscheidung ist vor allem vor dem Hintergrund des normativen Drucks einer wissenschaftlichen Karriere an Universitäten und forschungsorientierten außeruniversitären Einrichtungen von Belang. Dieser Druck wird von den Interviewten dieses Typus nicht wahrgenommen, da sie an dienstleistungsorientierten Forschungsinstituten beschäftigt sind, dementsprechend institutionelle und eigene Erwartungen kongruent sind. Im Hinblick auf das *biographische Handeln* in diesem Typus konnte herausgearbeitet werden, dass Bezüge zum rein universitären Weg als Kontrastfolie zur eigenen Biographie gedeutet werden. Wissenschaftliches Arbeiten in anderen institutionellen Kontexten wird damit jedoch nicht ausgeschlossen – die wissenschaftliche Karriere hingegen schon.

6.2.3.5 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit

Die Analyse des *biographischen Gesamtzusammenhangs* in diesem Typus hat gezeigt, dass die Interviewten entweder sehr aktive Werdegänge aufwiesen (Frau Zimmermann) oder zusehends aktiver werdende Werdegänge (Frau Tust und Herr Querfeld). Auch bei den zunächst passiven Werdegängen finden biographische Entscheidungen an jenen Punkten im Werdegang statt, an denen mehr biographische Sicherheit hergestellt werden soll. Dies ähnelt dem Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*, mit dem Unterschied, dass hier die entsprechenden Entscheidungen bereits in die Tat umgesetzt wurden. Der jeweilige aktive Wechsel der Interviewten dieses Typus ist ein Hinweis darauf, dass sie biographische Unsicherheit auf den vorherigen Stellen wahrgenommen haben. In welcher Form, dies wurde bei der Analyse deutlich.

Schon in der Analysekategorie *Basissicherheit* konnte herausgearbeitet werden, dass die Interviewten dieses Typus mit den Stellen zum Zeitpunkt der Interviews (hier benannt als jetzige Stellen) bessere Arbeitssituationen sowie mehr berufliche Perspektiven verbinden. Wie bereits beschrieben, kann daran erkannt werden, dass sie zuvor offenbar biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene als Gefahr wahrgenommen haben. Durch den jeweiligen Stellenwechsel und die damit verbundene Wahrnehmung besserer Optionen auf Weiterbeschäftigung und Verstetigung wird diese Gefahr augenscheinlich auf ein wahrgenommenes Risiko verringert. Lediglich riskant und nicht

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

mehr gefährlich deshalb, da die Interviewten sich nun in die Lage versetzt sehen, selber an ihrer Situation arbeiten zu können.

„Also ich plane und tue alles dafür und ich...rechne damit, dass ich hier die, also es gibt hier im Haus entfristete Stellen“ (Querfeld, A.:132).

Insgesamt kommt dies dem bereits für den Maschinenbau besprochenen Typus *Forschende in der Industrie* nahe. Auch die Soziologinnen und der Soziologe dieses Typus haben die wahrgenommene Gefahr einer biographischen Unsicherheit auf sich zukommen sehen, durch einen Stellenwechsel jedoch umgangen. Der Unterschied besteht darin, dass die Maschinenbauer auf entfristete Stellen in der Industrie zurückgreifen konnten, ohne dafür die forschende Tätigkeit aufgeben zu müssen. Die Interviewten dieses Typus sind durchweg befristet beschäftigt, dennoch ähneln sich die Formen wahrgenommener biographischer Unsicherheiten. Hier scheint die perspektivische Besserstellung der jetzigen Stellen einen großen Einfluss zu haben. Die Einzelfälle von Frau Stehler und Herrn Chon (*Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*) haben bereits gezeigt, welchen gegenteiligen Einfluss schlechte perspektivische Optionen haben können.

Die *Zukunftskonstruktionen* in diesem Typus sind eindeutig im Hinblick auf inhaltliche Ausrichtung, bedingt durch die Stellenmodalitäten in den äußeren Bedingungen jedoch eher offen. Dies führt bei den Interviewten wiederum zu einer Wahrnehmung biographischer Unsicherheit, die mehr auf einer materiellen, denn auf einer immateriellen Ebene zu verorten ist.

Dass aber auch biographische Unsicherheit auf dieser Ebene für Zimmermann, Tust und Querfeld relevant ist, bzw. zumindest war, konnte anhand der Analysekategorie *biographisches Handeln* herausgearbeitet werden. Ich konnte entlang des Materials zeigen, dass alle Interviewten dieses Typus an einer wissenschaftlichen Tätigkeit interessiert sind, die sich mit den Strukturen des Normallebenslaufs vereinen lässt. Dies weist wiederum zunächst auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer materiellen Ebene hin. Es werden jedoch auch Unsicherheiten deutlich, die die eigene inhaltliche Ausrichtung und die institutionellen Anforderungen betreffen. Für Frau Zimmermann war die fehlende Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen der Grund für den Wechsel von einer universitären auf eine außeruniversitäre Forschungsstelle.

Im Hinblick auf Bezugnahmen des *biographischen Handelns* konnte herausgearbeitet werden, dass hier eine zusätzliche Unterscheidung von den Interviewten vorgenommen

wird. Sie unterscheiden in ihren Erzählungen nicht nur nach Bezügen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* und zum Normallebenslauf, sondern differenzieren Ersteres nochmals in Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* allgemein und jenen, die sie mit rein universitären Werdegängen verbinden. Hierin drückt sich vor allem die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene aus. Der Stellenwechsel hat zwar, wie bereits beschrieben, auch auf einer materiellen Ebene zur Entspannung einer belastenden Situation beigetragen, aber vor allem zu einer Passung zwischen institutionellen Erwartungen und den eigenen Wünschen geführt. Hierzu gehört auch, dass sich alle Interviewten gegen eine Karriere entschieden haben, die auf eine Universitätsprofessur zuläuft. In der Lesart der vorliegenden Untersuchung sind Zimmermann, Tust und Querfeld somit nicht als Postdocs zu bezeichnen. Auf der Grundlage ihrer jetzigen Stellen und der vorangegangenen Analyse werde ich sie hier als *Forschende in außeruniversitären Forschungseinrichtungen* bezeichnen. Diese Benennung ist auch als Äquivalent zu der Teilgruppe der Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer zu sehen. Hier konnten bereits Gemeinsamkeiten zum Typus *Forschende in der Industrie* festgestellt werden.

Insgesamt kann für diesen Typus festgehalten werden, dass die Interviewten auf ihren jetzigen Stellen biographische Unsicherheit allenfalls als Risiko auf einer materiellen Ebene wahrnehmen.

In ihren Stellenwechseln kann ein relevanter Teil des Umgangs mit biographischer Unsicherheit gesehen werden. So konnten die vormals stärker als Gefahr wahrgenommene biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene umgangen und zum Risiko umgewandelt werden. Zudem konnten sie durch die Herstellung einer Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen auch biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene entgehen.

6.3 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Gefahr auf immaterieller Ebene – der selbstzweifelnde Postdoc und der Unschlüssige

Bei Herrn Quand und Herrn Hammer, die Interviewten, die diesem Typus zugeordnet werden konnten, hat biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene keine besonders große Relevanz. Entlang ihrer Interviews konnte herausgearbeitet werden, dass

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

für diesen Typus vor allem die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene von Bedeutung ist.

Die beiden Einzelfälle innerhalb dieses Typus unterscheiden sich jedoch sehr. Dies zieht sich durch alle Analysekatoren, erst über die Begründung ihrer wahrgenommenen biographischen Unsicherheit ergibt sich die Gemeinsamkeit der Interviewpartner. Für die Darstellung der Ergebnisse bedeutet dies, dass beiden Soziologen innerhalb der Analysekatoren etwa gleiche Aufmerksamkeit zuteilwird. Daher habe ich in diesem Typus auch keinen Referenzfall ausgewählt, sondern werde beide Soziologen in Kurzportraits vorstellen.

6.3.1 Kurzportrait Daniel Quand

Herr Quand ist 34 Jahre alt, liiert und Vater eines Kindes. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er befristet auf einer wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle an einer Universität beschäftigt.

Nach der Schule hat Herr Quand zunächst für ein Jahr freiberuflich gearbeitet und anschließend seinen Zivildienst absolviert. In dieser Zeit entwickelte sich sein Interesse für Politik, Soziologie und Pädagogik, so dass er sich auf diese Studienfächer bewarb. Er hat schließlich ein Soziologiestudium absolviert, welches er selber als ein Neigungsstudium beschreibt.

Während seines Studiums war er als studentische Hilfskraft bei dem Professor angestellt, der auch der Gutachter seiner Diplomarbeit wurde. Dieser bot ihm im Anschluss eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität an. Durch einen abgelehnten Forschungsantrag konnte diese Stelle jedoch nicht aufgebaut werden. An derselben Universität bekam er aber noch ein zweites Stellenangebot, von einem Professor, der ihn ebenfalls aus einer Prüfung kannte. Diese Stelle nahm er an. Bis dahin verging zwischen Studienabschluss und Ersteinstellung fast ein Jahr. In dieser Zeit war er kurz im Ausland und gründete zudem eine Firma, die er bis zum Zeitpunkt des Interviews parallel weiter betreibt.

Diese erste Mitarbeiterstelle war auf drei Jahre befristet. Er promovierte zügig in gut zwei Jahren. Im Anschluss an seine Promotion schloss sich seine jetzige Postdocstelle an derselben Universität an. Zum Zeitpunkt des Interviews hat er noch eine Vertragslaufzeit von zwei Jahren. Für den Anschluss wurde ihm bereits eine Projektstelle angeboten.

6.3.2 Kurzportrait Karl Hammer

Herr Hammer ist 35 Jahre alt, lebt weder in einer Partnerschaft, noch hat er Kinder. Er beginnt seine Erzählung mit Ausführungen über sein Studium. Über seine Studienfachwahl erfahren wir nichts. Während seines Soziologiestudiums hat er auf Grund eines hervorragenden Forschungspraktikums das Angebot erhalten, eine Tutorenstelle zu besetzen. Wegen eines Auslandsaufenthaltes konnte er dieses Angebot jedoch nicht wahrnehmen. Es bestätigte ihn aber in seiner Neigung zur wissenschaftlichen Arbeit. Bereits gegen Ende seines Studiums bewirbt er sich auf wissenschaftliche Mitarbeiterstellen. Die direkte Anschlussbeschäftigung klappte jedoch nicht. Er absolviert zunächst ein bezahltes Praktikum in der Marktforschung. Hier merkte er sehr schnell, dass er lieber wissenschaftlich arbeiten wollte. Er bewarb sich erneut auf wissenschaftliche Mitarbeiterstellen – dieses Mal erfolgreich. Auf seiner ersten Stelle (universitär) verbrachte er zwei Jahre. Aus Gründen der äußeren Bedingungen entschloss er sich jedoch dazu, auf dieser Stelle nicht zu promovieren. Er bewarb sich stattdessen auf eine andere universitäre wissenschaftliche Mitarbeiterstelle und promovierte dort. Wegen des WissZeitVg das letzte halbe Jahr auf einem Abschlussstipendium. Nach der Promotion hat er sich etwa ein halbes Jahr auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt umgeschaut, vier Bewerbungen geschrieben und drei Einladungen erhalten. Seine jetzige Beschäftigung stellt die Wunschstelle dieser drei Optionen dar.

6.3.3 Sequenzmuster im Typus selbstzweifelnder Postdoc und der Unschlüssige

Die Kurzportraits der beiden Soziologen haben gezeigt, dass die Werdegänge von Herrn Quand und Herrn Hammer sehr unterschiedlich sind.

Der Lebenslauf von Herrn Hammer entspricht dem Sequenzmuster des Wechselstatus, wobei die außeruniversitäre Beschäftigung in der Marktforschung schon beinahe als episodisch bewertet werden könnte. Auf den verschiedenen wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen hat er die Universitäten gewechselt. Zudem erfolgte nach der Promotion eine kurze Phase der Sucharbeitslosigkeit. Dies ist ein Unterschied zu Herrn Quand. Dieser hat seinen gesamten akademischen Werdegang an seiner Studienuniversität absolviert und nach jedem Vertrag stets eine sofortige Anschlussstelle gehabt. Es gibt in den Werdegängen jedoch noch einen weitaus gravierenden Unterschied. Der Lebenslauf von Herrn Quand entspricht dem Sequenztyp des

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Parallelstatus. Parallel zu seiner akademischen Laufbahn, die für sich einen Fortsetzungsstatus mit kurzer transitorischer Phase nach dem Studium darstellt, läuft seine Selbstständigkeit in einem nicht wissenschaftlichen, auch nicht wissenschaftsnahen Bereich.

Wieder einmal zeigt sich anhand der Sequenzmusteranalyse, dass die Form und Abfolge der Werdegänge nicht mit einer bestimmten Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit einhergehen muss. Wie bereits angemerkt, unterscheiden sich die Lebensläufe von Quand und Hammer deutlich voneinander, dennoch können sie in der Form der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit zusammengebracht werden. Die weiteren Analysen zu diesem Typus werden zeigen, dass jedoch die spezielle Form der hier relevanten biographischen Unsicherheit mit den Werdegängen der beiden Soziologen einhergeht.

6.3.4 Typencharakterisierung entlang der Analysekatoren

6.3.4.1 Biographischer Gesamtzusammenhang

Wie schon für die Werdegänge der Interviewten dieses Typus festgehalten, muss auch hier auf die Verschiedenheit im Hinblick auf den *biographischen Gesamtzusammenhang* eingegangen werden. Während Herr Hammer in Teilen sehr aktiv seinen Werdegang gestaltet, ist jener von Herrn Quand eher durch Passivität geprägt. Zwar war das Studium noch den Neigungen entsprechend gewählt, aber auch hier zeichnet sich bereits ab, dass es keine aktive Entscheidung für die Soziologie gewesen ist. Er hätte sich ebenso ein Studium der Politik und Pädagogik vorstellen können.

„Das war immer ein Stück weit auch so ein biographischer Zufall, wie es bei den meisten so ist und ich hatte so ne Auswahl an Fächern, die ich studieren wollte, die waren relativ gleich gelagert, da waren Politikwissenschaften dabei, Soziologie, Sozialwissenschaften, Pädagogik [...] Philosophie oder sowas [...]. Mir war der Bereich klar, in dem ich mich bilden wollte, aber keineswegs das Fach und auch wie das laufen wird oder sowas [...]“ (Quand A.:16).

Deutlich wird bereits hier, dass er das Wahrnehmen von Gelegenheiten nicht nachträglich im Sinne Bourdieus zu Zwecken und Ursachen umdeutet, sondern er sich der *„biographischen Zufäll[e]“* (ebd.) sehr bewusst ist. Denkbar wäre jedoch, dass diese Reflexivität auch auf die Fachdisziplin zurückzuführen ist.

Die durch diesen Interviewausschnitt erkenntliche Haltung gegenüber biographischen Entscheidungen scheint für Quand grundsätzlich zu sein. Seine wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen wurden ihm allesamt angeboten, er hat sich auf keine aktiv beworben. Und auch der Schritt in die Wissenschaft war keine aktive Entscheidung.

„[...] und wollte danach erst mal gucken was passiert und da wurde mir das angeboten [...] da ich keine Alternative hatte und die Uni auch ganz nett fand, ... ähm, hab ich gesagt: „ok, mach ich““ (ebd., A.:12).

Für seinen bisherigen Werdegang resümiert er, dass bisher immer alle Übergänge problemlos und ohne sein besonderes Zutun funktioniert haben. Dies erinnert an den Referenzfall des Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg* (Frau Stehler). Für sie stellte sich der aktive Ausstieg aus der Wissenschaft als Problem dar. Gleiches kann für Herrn Quand festgestellt werden, der darin eine „Herausforderung“ (ebd., A.:103) oder gar ein „Problem“ (ebd.) sieht. Wiederum sehr reflektiert erzählt er:

„[...] ich kann ja auch was dazu beitragen, aber oft ist es ja irgendwie auch so, dass sich Biographien bisschen passiv entwickeln ne, es ergeben sich Möglichkeiten und man sagt dann ja und wirklich mal nein zu sagen [...], das ist echt schwer“ (ebd., A.:174).

Hier wird deutlich, dass seine biographischen Sinndeutungen reflektiert auf das Wahrnehmen von Gelegenheiten referieren. Im Gegensatz zu beispielsweise Herrn Ittig aus dem Maschinenbau (Typus *Forschende in der Industrie*), werden die gebotenen Gelegenheiten jedoch nicht entsprechend reflektiert wahrgenommen, also in dem Sinne, dass sie zu den eigenen Entwürfen passen müssen. Hier stellen sie sich tatsächlich als passive, träge Übergänge dar.

Der *biographische Gesamtzusammenhang* von Herrn Hammer stellt sich als weitaus aktiver heraus. Zwar geht auch er sehr reflektiert mit Zufällen und Gelegenheiten um, nutzt diese aber seinen eigenen Wünschen entsprechend ausgewählter. Dies lässt sich anhand seiner Erzählung nachvollziehen, in der er den ersten Stellenwechsel als wissenschaftlicher Mitarbeiter schildert.

„Allerdings habe ich dann dort auch gemerkt, so nach einem Jahr, jetzt wirklich dort dann auch eine Promotion zu machen konnte ich mir nicht vorstellen [...]. Und ja, dann habe ich auf jeden Fall entschlossen weg zu gehen, das war so ein bisschen der ausschlaggebende Punkt. Das war auch ein bisschen Zufall. Ich war halt unzufrieden und ein Freund von mir hat das halt mitbekommen und mir eine Stellenanzeige zugeschickt [...]“ (Hammer, A.:33).

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Jede seiner Stellen hat er auf Grund aktiver Bewerbungen erlangt. Auch die Tatsache, in der Wissenschaft zu bleiben, war eine Wahl. Nach dem Studium hatte er zunächst Erfahrung in der Marktforschung gesammelt und daraufhin aktiv den Weg zurück in die Wissenschaft gesucht.

„[...] und da habe ich mir gedacht, ne, das will ich nicht weitermachen. Und dann habe ich mich während des Praktikums weiter umgeschaut und mich einfach auf Unistellen beworben“ (ebd., A.:33).

Bei der Analyse seines *biographischen Gesamtzusammenhangs* wird bereits deutlich, dass er im Hinblick auf seine biographischen Entscheidungen auf *Normalitäten in der Wissenschaft* eingeht. So betont er, dass er auf Grund seiner Flexibilität einen Vorteil gegenüber mancher Mitstreiter habe, die „*unbedingt in der Stadt, bei genau dem Professor bleiben wollen*“ (ebd., A.:49) und spielt damit auf die Mobilitätsanforderungen an. Dass Anforderungen und wahrgenommene *Normalitäten in der Wissenschaft* in seiner Biographie weitaus relevanter sind als bei Herrn Quand, werden noch die Ergebnisse zur Analysekategorie *biographisches Handeln* verdeutlichen.

In Bezug auf den *biographischen Gesamtzusammenhang* kann zunächst festgehalten werden, dass die beiden Interviewten sich hier im Grad der Aktivität bzw. Passivität der Werdegänge deutlich unterscheiden.

6.3.4.2 Basissicherheit

Wie beim *biographischen Gesamtzusammenhang* unterscheiden sich die Einzelfälle dieses Typus auch in dieser Analysekategorie. Während sich bei Herrn Quand eine Vielzahl von *Basissicherheiten* herausarbeiten lassen, die teilweise hypothetischer aber auch empirischer Natur sind, stützt sich Herr Hammer lediglich auf die angenommene, vermeintliche Sicherheit, dass er von der erfolgreichen Vergangenheit auf die Zukunft schließt (vgl. Rosenthal 2014). Da er bisher immer gute Stellen bekommen hat und keine großen Ausfallzeiten dazwischen waren, vertraut er darauf, dass es auch weiterhin so geschehen wird. Zwar ist er sich, wie auch die späteren Ausführungen noch zeigen werden, des Hasards in der Wissenschaft bewusst, scheint aber keine Unsicherheit zu verspüren, zumindest nicht auf einer materiellen Ebene.

„Ich glaube entweder läuft eine wissenschaftliche Karriere gut, dass man von einer guten Stelle auf weiterhin eine gute Stelle [geht], mit vielleicht einer kleinen Zeit dazwischen klar, aber es gibt ja immer mal diese Zeiten, wo man vielleicht eine

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Vertretungsprofessur macht ok. Alles ok, aber...ich glaube ich würde nicht auf so schlechte Stellen gehen“ (Hammer, A.:67).

Das Kurzportrait und der *biographische Gesamtzusammenhang* von Herrn Hammer haben bereits gezeigt, dass er die biographische Erfahrung gemacht hat, dass er seine Pläne seinen Wünschen entsprechend durchsetzen kann. Woher genau dieses Vertrauen rührt, kann in der vorliegenden Arbeit nicht geklärt werden. Sicherlich hängt es auch mit der bisher erfolgreich verlaufenden Vergangenheit zusammen. Denkbar wären aber auch Zusammenhänge, die die Sozialisation und die Herkunftsfamilie betreffen (vgl. Barlösius/Fisser 2017). Die weiteren Ausführungen werden jedoch noch zeigen, dass diese vermeintliche Sicherheit durch biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene fragil erscheint.

Auch bei Quand fungiert das Vertrauen in die Zukunft offenbar als *Basissicherheit*. Anders als Herr Hammer stellt er dem abstrakten Vertrauen aber auch reelle und konkrete Optionen und Sicherheiten zur Seite, die vor allem eine biographische Sicherheit auf einer materiellen Eben zu geben scheinen.

In seiner parallelen Selbstständigkeit sieht er eine permanente Exitoption (*„[...] und falls es irgendwie unattraktiv wird, dann habe ich zumindest das gute Gefühl in einem zweiten, wenn auch ganz anderen Bereich auch noch mein Geld verdienen zu können [...]“* (ebd., A.:55). Gleichzeitig verweist er auf die Unterstützung der Familie, die niedrigen Lebenshaltungskosten und den Sozialstaat im Hinblick auf Ausfallbürgschaften.

„Ich glaube das ist in Deutschland auch unmöglich sozusagen finanziell krass zu verarmen, so viel Vertrauen habe ich in den Sozialstaat und im Grunde brauchen wir auch noch nicht so viel Geld. [...] Und wenn alle Stricke reißen, gibt's immer noch den Sozialstaat, und wenn der nicht mehr funktioniert, gibt's immer noch die Familie“ (ebd., A.:90-94).

Auch in der inhaltlichen Ausrichtung seiner Partnerin, ebenfalls Soziologin, sieht er eine Sicherheit, da diese in einem Bereich tätig ist, in dem er immer Beschäftigungsmöglichkeiten sieht (vgl. ebd., A.:90). Seine eigene inhaltliche Ausrichtung scheint ihm diese Sicherheit nicht zu bieten. Wiederum wird aber deutlich, dass bei den Soziologinnen und Soziologen die inhaltliche Spezialisierung der Tätigkeit relevanter im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit ist als bei den Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern, wo offenbar das Studium und das Label des Ingenieurs an sich in den Sinndeutungen der Interviewten schon Sicherheit mit sich bringen.

6.3.4.3 Konstruktion von Zukunft

Die positiven, aber zum Teil hypothetischen *Basissicherheiten* spiegeln sich auch in den *Zukunftskonstruktionen* der beiden Soziologen wieder. Beide blicken, wie bereits beschrieben, positiv in die Zukunft, wissen jedoch nicht genau, welchen Werdegang sie verfolgen werden.

Herr Hammer kann sich die Professur zwar vorstellen, wünscht sie sich auch, weiß aber wegen der äußeren Voraussetzungen, dass es auch nicht klappen könnte. Auch hier also wieder ein Bezug auf *Normalitäten in der Wissenschaft* (Hasard und Flaschenhals). Auf Grund dieser wahrgenommenen äußeren Bedingungen stellt Herr Hammer keine langfristigen Pläne auf.

„Und von daher finde ich, ich glaube eine wissenschaftliche Karriere kann man glaube ich nicht planen. Das muss man einfach sagen. Von daher habe ich dann irgendwie so, ich sehe das von Stufe zu Stufe“ (Hammer, A.:33).

„[...] weil es Spaß macht einfach und weil es so auch erst mal eine gute Stelle ist, aber ähm...ob es dann danach auch weitergeht und wirklich eine lebenslange wissenschaftliche Laufbahn ist (schmunzeln), ich glaube, dass muss man einfach schauen“ (ebd., A.:37).

Insgesamt kann er sich die Professur jedoch vorstellen (*„[...] dann werde ich vielleicht Professor“* (ebd., A.:65)). Die äußeren Bedingungen in der Wissenschaft veranlassen ihn aber dazu, dies nicht als expliziten biographischen Plan zu entwerfen, sondern es als ein Ergebnis eines erfolgreichen Werdegangs zu deuten, der nur von Schritt zu Schritt geplant werden kann. Im Falle eines Scheiterns hat er keine Alternative. Nur im *„Hinterkopf“*, so schildert er, denke er manchmal, *„man sollte vielleicht auch nach links und rechts schauen, ein bisschen vielleicht auch gucken, was es für andere Möglichkeiten gibt“* (ebd., A.:53). Wie die Ausführungen zur nächsten Analysekatgorie noch zeigen werden, resultiert daraus aber vor allem biographische Unsicherheit auf sinndeutender, immaterieller Ebene. Finanzielle Unsicherheit besitzt in seiner *Zukunftskonstruktion* keine Relevanz. Er ist eher verunsichert, ob er den institutionellen Anforderungen genügen kann, um auf eine Professur zu gelangen. Es kann an dieser Stelle also festgehalten werden, dass Herr Hammer sich zwar eine Professur wünscht, seine Zukunft bedingt durch die äußeren Bedingungen in der Wissenschaft aber tendenziell als offen konstruiert.

Herr Quand sieht seine Zukunft ebenfalls offen. Dies aber aus ganz anderen Gründen als Herr Hammer. Herr Quand sieht die Professur als *eine* unter vielen möglichen Optionen.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Dadurch ist die Offenheit seiner *Zukunftskonstruktion* nicht durch die äußeren Bedingungen in der Wissenschaft bedingt, sondern durch die biographische Unentschiedenheit von Herrn Quand.

„[...] also das weiß ich nicht, ob ich das will. An anderen Tagen finde ich das total interessant, da bin ich immer noch total hin- und hergerissen, das muss ich noch auf mich zukommen lassen“ (Quand, A.:107).

„Ich kann mir auch vorstellen, dass es gut läuft. Ich werde Juniorprofessor, keine Ahnung, in einem Jahr, mach das sechs Jahre und geh‘ in eine ordentliche Professur, mach da vernünftige Arbeit einfach und such mir dann ne Professur in Holland oder irgendwo halt, in einem entspannteren Land als in Deutschland. Ähm, und mach das einfach weiter. Ich kann, also ist völlig offen, aber momentan habe ich ehe mehr Sympathien für ein Ausstiegsmodell“ (ebd., A.:123)

Generell kann er sich vorstellen, seine Selbstständigkeit auszuweiten, damit vielleicht sogar auszuwandern. Auf der anderen Seite kann er sich auch die Professur vorstellen. Auf diese scheint er aber, anders als Hammer, nicht explizit aus zu sein. Er stellt es eher so dar, dass er bislang einfach an diesem Weg nicht gescheitert ist, es also noch keinen Grund gab, sich aktiv eine Alternative zu suchen (vgl. ebd., A.:103). Dies entspricht den Ergebnissen zum *biographischen Gesamtzusammenhang* von Herrn Quand. Die Ausführungen zur nächsten Analysekatgorie werden zudem verdeutlichen, dass auch Herr Quand im Hinblick auf die Professur oder die Alternative vor allem biographische Unsicherheit auf sinndeutender, immaterieller Ebene wahrnimmt. Seine Zukunft entwirft er offen – im Gegensatz zu Herrn Hammer aber nicht einzig durch die äußeren Bedingungen bedingt, sondern auch bezogen auf mögliche Inhalte seiner Berufstätigkeit.

6.3.4.4 Biographisches Handeln

Die Analyse dieser Kategorie hat ergeben, dass Herr Hammer vor allem Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* herstellt. Auch Herr Quand weist mehr Bezüge zur Wissenschaft als zum Normallebenslauf auf. Ähnlich wie in der vorherigen Kategorie kommt diese Gemeinsamkeit aber trotz sehr unterschiedlicher Kontexte zustande. So stellt es sich bei Herrn Quand so dar, dass er eine bestimmte Lebensform favorisiert, die sich gerade besser mit *Normalitäten in der Wissenschaft* vereinbaren lässt, als mit den Strukturen eines Normallebenslaufs. Herr Hammer hingegen sieht sich vor allem institutionellen Anforderungen gegenüber, die er als großen Druck wahrnimmt. Ich beginne zunächst mit den Ausführungen zu Herrn Hammer.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Für ihn liegt der Bezugsrahmen seines *biographischen Handelns* eindeutig auf den *Normalitäten in der Wissenschaft*. Die äußeren, prekären Bedingungen sind ihm gut bekannt. Das Sequenzmuster seines Werdegangs gibt Hinweise darauf, dass er selber Erfahrung damit hat, da sein Werdegang durch einige Stellenwechsel und teilweise auch Unterbrechungen gekennzeichnet ist.

„[...] *wissenschaftliche Karriere kann man nicht planen*“ (Hammer, A.:33).

„[...] *ja gut, allein schon, weil die ganzen Stellen so umkämpft sind, und weil es so viele gibt, die das wollen*“ (ebd., A.:41).

„[...] *ja gut, man weiß das ja alles rational, die Stellenlage ist vielleicht auf Dauer nicht so toll*“ (ebd., A.:58).

Dass er dadurch jedoch keine biographische Unsicherheit in materieller, sprich finanzieller Hinsicht wahrnimmt, wurde bereits mehrfach in den vorherigen Kategorien herausgestellt. Auch seine Schilderung, dass er „*lieber ein Jahr arbeitslos*“ (ebd., A.:67) sei, als eine in seinen Augen prekäre Stelle anzunehmen (er fasst darunter sehr kurze Vertretungen oder auch Stellen mit sehr hohem Lehrdeputat), ist ein weiterer Hinweis darauf, dass es ihm bei der Arbeit nicht einzig um die materielle Absicherung geht.

Anhand seiner Bezugnahmen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* wird erkennbar, dass er institutionelle Anforderungen teilweise als normativ und belastend empfindet. Auf die Frage nach den Erwartungen an wissenschaftliche Karrieren in der Soziologie heute (vgl. Kapitel 8.6, Frage 2), wird dies nicht nur über den Inhalt, sondern auch über die Form seiner Antwort deutlich.

„[...] *man muss einfach tierisch viel publizieren, man muss flexibel sein, man muss alles Mögliche mitmachen [...], man muss bereit sein, sich schnell in verschiedene Themen einzuarbeiten [...], man muss sich vernetzen [...], man muss natürlich auch sich in so Sektionen engagieren [...], man muss auch eine Menge Lehrerfahrung haben [...], man muss innovativ sein [...], man muss furchtbar vielseitig sein [...], man muss mega outgoing sein, auf jeden zugehen, immer alles interessant finden, das ist so fast der Habitus, der so ein bisschen erwartet wird, auf der anderen Seite muss man der Eigenbrötler schlechthin sein*“ (ebd., A.:41).

Neben den hier zitierten Anforderungen geht er zudem auf die Entgrenzung der Arbeit und hohe Mobilitätsanforderungen als Normalitäten in der Wissenschaft ein (vgl. ebd., A.:37, 46). Insgesamt fasst er zusammen, dass „*der Preis ja schon ziemlich hoch*“ (ebd.) sei, wenn man in der Wissenschaft tätig sein möchte. Auffällig ist, dass er außer mit den Publikationen, ausschließlich informelle Anforderungen anspricht. Diese lassen sich nicht quantifizieren und haben so den Nachteil, dass man sich nicht sicher sein kann, ob

man sie erfüllt oder nicht. Genau jener Aspekt scheint bei Herrn Hammer zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene zu führen. Er selber spricht davon, ständig Selbstzweifel zu haben. Er geht sogar so weit, dass er sagt, diese Selbstzweifel seien „*schon fast eine Ressource im Wissenschaftlerdasein*“ (vgl. ebd. A.:47).

„*Und von daher hat man immer das Gefühl, bislang war der Werdegang zwar gut, aber reicht (betont) all das was man gemacht hat, reicht der Werdegang als Vorbedingung auch noch später (betont) erfolgreich zu sein? Von daher ist mein Gefühl da, ich weiß es einfach nicht. Also das Gefühl ist immer da, dass man vielleicht nicht gut genug ist*“ (ebd., A.:51).

Im Gegensatz zu den bisherigen Typen in der Soziologie handelt es sich bei Herrn Hammer also nicht um biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene, die dadurch bedingt ist, dass die institutionellen Erwartungen nicht mit den eigenen übereinstimmen. Herr Hammer würde es gerne schaffen, gerne erfüllen. Seine Unsicherheit begründet sich auf Selbstzweifel, die für ihn seinen eigenen Werdegang unsicher erscheinen lassen. Auf der Grundlage dieser Erkenntnis kann ich Herrn Hammer als Postdoc in der Lesart der vorliegenden Arbeit betrachten. Er befindet sich nicht nur auf einer Postdocstelle, sondern sieht sich auch als Nachwuchswissenschaftler, der die Berufbarkeit erlangen möchte. Diese Verortung scheint auch zu erklären, weshalb nur sehr wenige Bezugnahmen zum Normallebenslauf im Interviewmaterial von Herrn Hammer herausgearbeitet werden konnten. Nur an einer Stelle geht er kurz auf seine Arbeitszeiten ein, um auf den Aspekt der Entgrenzung zu reagieren. Er schildert, dass er dem Normalarbeitsverhältnis entsprechend 40 vertraglich festgehaltene Stunden in der Woche arbeitet. Bereits im selben Absatz relativiert er sich jedoch selbst.

„*Und am Wochenende mach ich...ja nichts kann man nicht sagen, also gerade wenn Lehre ist lese ich oft den Text [...]*“ (ebd., A.:57).

Somit wird deutlich, dass er sich im Grunde auch hier eher an den *Normalitäten in der Wissenschaft* orientiert. Eine solche deutliche Verortung der Bezugnahmen zu den *Normalitäten in der Wissenschaft* oder auch zum Normallebenslauf lassen sich bei Herrn Quand nicht herausarbeiten. Wie bereits angemerkt, liegt dies hier nicht daran, dass keine Bezugnahmen stattfinden. Es scheint vielmehr daran zu liegen, dass Bezüge zur Wissenschaft offenbar lediglich hergestellt werden, weil sie einem Lebensentwurf, einer biographischen Referenzfolie am nächsten kommen, die weder in der Wissenschaft noch im Normallebenslauf zu finden ist.

Bereits die Ausführungen zur Analysekategorie *Konstruktion der Zukunft* haben verdeutlicht, dass Herr Quand eher unentschlossen ist und tendenziell aus der Wissenschaft aussteigen möchte. Die Bezüge, die er zu *Normalitäten in der Wissenschaft* herstellt, verbindet er zugleich mit normativen Erwartungen, die von institutioneller Seite an ihn herangetragen werden. So spricht er im Hinblick auf die Anforderungen von Auslandserfahrung, empirischer Erfahrung, Exzellenzansprüchen im Sinne von Peer-Review-Publikationen und Drittmittelerfahrung. Diese Anforderungen scheinen jedoch nicht mit seinen eigenen Erwartungen und Wünschen übereinzustimmen, was wiederum dazu passt, dass er sich tendenziell besser einen Werdegang außerhalb der Wissenschaft vorstellen kann.

„[...] ich habe es bisher relativ gut geschafft diese Erwartungen sozusagen wegzuschieben, quasi sie nicht so stark auf mich wirken zu lassen“ (Quand, A.:60).

Seine weiteren Ausführungen im Interview weisen jedoch darauf hin, dass der Druck der institutionellen Erwartungen immer größer wird. So berichtet er, dass er jetzt *„diese Schritte, die man halt gehen muss, nach und nach, auch mit Blick auf verschiedene Juniorprofessuren“* (ebd. A.:62) trotzdem absolviert. In dieser Aussage kann auch ein relativ vorgeschriebener Weg gesehen werden, der von Herrn Quand offenbar als Normalität für eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere gesehen wird. Dies bedingt bei ihm Unsicherheit auf biographisch sinndeutender Ebene, da er sich offensichtlich nicht ganz sicher ist, diesen Weg auch wirklich gehen zu wollen. Er versucht einen Weg zu finden, seine eigenen Erwartungen und Wünsche umzusetzen.

„Ist ja nicht so, dass ich unbedingt drauf angewiesen bin, auf den Job, so vom Gefühl her, im Gegenteil, manchmal überlege ich schon eher mal hinzuwerfen“ (ebd., A.:66).

Entlang anderer wahrgenommener *Normalitäten in der Wissenschaft* wird allerdings deutlich, weshalb er dennoch daran festhält. Freiheit und Flexibilität in diesem Bereich sprechen ihn an.

„Ich habe eher Angst davor, [...] ob ich sozusagen wieder in ein Arbeitsverhältnis komme oder auch in eine Selbstständigkeit, die mir die Flexibilität bietet, die ich heute habe. Also auch speziell in den Semesterferien zum Beispiel, da arbeite ich vier Tage die Woche von zu Hause und einen Tag im Büro und da gibt's echt wenige Jobs, wo das möglich ist“ (ebd., A.:84).

Gleichzeitig betont er, dass er nur *„wenn alles andere schiefgeht“* auch einen *„9 to 5 Job“* (ebd., a.:172) annehmen würde. Er spricht sich somit auch gegen Strukturen des Normallebenslaufs aus. Er nimmt also von beiden Seiten normative Wirkungen

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

vermeintlicher Normalitäten wahr, wobei die biographische Unsicherheit auf immaterieller Ebene offenbar mehrheitlich auf Grund einer fehlenden Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen bezüglich des wissenschaftlichen Werdegangs wahrgenommen wird.

Mit der vermeintlichen Normalität der Prekarität und des Hasards in der Wissenschaft geht Herr Quand hingegen eher gelassen um. Dies fügt sich mit den Ergebnissen der bisherigen Analysekatoren zusammen. Dort wurde bereits darauf eingegangen, dass er auf materieller Ebene keine biographische Unsicherheit wahrnimmt.

„[...] meine Kollegen, die haben alle Angst arbeitslos zu werden [...]. Ich habe eher Angst davor, dass es halt immer weiter geht und man dann halt keinen Exit mehr findet“ (ebd., A.:105).

Insgesamt kann für diese Analysekatoren also festgehalten werden, dass Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* in den Erzählungen eine größere Relevanz aufweisen als zum Normallebenslauf. Bei Herrn Hammer konnte herausgearbeitet werden, dass dies daran liegt, dass er die Wissenschaft tatsächlich als Referenzfolie für seine eigenen biographischen Sinndeutungen anlegt. Bei Herrn Quand scheint es mehr das Ergebnis der Lebensumstände zum Zeitpunkt des Interviews zu sein. Er strebt die Professur nicht an, er ist auf der Suche nach einer individuellen Lösung. Derzeit passen die Normalitäten in der Wissenschaft im Hinblick auf die Flexibilität zwar mit den eigenen Wünschen und Erwartungen überein, im Grunde hofft er aber, dass er *„rausgespült wird“* (ebd., A.:105). Auf dieser Grundlage kann ich Herrn Quand in der vorliegenden Arbeit auch nicht als Postdoc bezeichnen. Er strebt die Professur oder auch eine andere Form des dauerhaften Verbleibs in der Wissenschaft nicht an, anders als Herr Quand oder auch die Interviewten des nächsten Typus. Wie die Überschrift dieses Typus bereits verrät, stellt er im Zuge dieser Studie einen unentschlossenen promovierten Soziologen dar.

6.3.4.5 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit

Wie in der Einleitung zu diesem Typus bereits angemerkt und innerhalb der Kategorien vielfach bestätigt, unterscheiden sich die Einzelfälle Hammer und Quand in den einzelnen Analysekatoren teilweise beträchtlich, kommen aber dennoch in der Form der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit wieder zusammen. Dies ist der

entscheidende Punkt, weil darin der typenkonstituierende Aspekt für die vorliegende Arbeit bestimmt wurde.

Bereits die Darstellung der Sequenzmuster wies auf, dass die Werdegänge der beiden Soziologen in diesem Typus sehr unterschiedlich sind. Während Herr Hammers Werdegang einem Wechselstatus entspricht, kann der Werdegang von Herrn Quand als Parallelstatus gekennzeichnet werden, der jedoch im Hinblick auf den rein akademischen Werdegang einen Fortsetzungsstatus aufweist. Wie die weiteren Analysekatoren gezeigt haben, konnten mit diesen Verlaufsmustern auch bestimmte Aspekte innerhalb der herausgearbeiteten Ergebnisse der Kategorien übereingebracht werden. So stellte sich heraus, dass sowohl der Wechsel bei Herrn Hammer als auch der stetige Verbleib bei Herrn Quand mit den jeweiligen *biographischen Gesamtzusammenhängen* in Verbindung zu bringen sind. Während Herr Hammer sehr aktiv seinen Werdegang gestaltet, was auch durch die aktiv umgesetzte Entscheidung aus der außeruniversitären Beschäftigung in eine universitäre Beschäftigung zu wechseln deutlich wird, ist der Werdegang von Herrn Quand durch Passivität geprägt. So ist bei ihm der Fortsetzungsstatus ein Ergebnis wahrgenommener Gelegenheiten.

Im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit kann bereits aus der ersten Analysekatoren ein Hinweis auf selbige auf einer immateriellen Ebene gezogen werden. Die Ausführungen verdeutlichten, dass die Gelegenheiten und Zufälle als solche im Werdegang von Herrn Quand zwar von ihm reflektiert werden, jedoch nicht in dem Sinne, dass er sie entsprechend seiner eigenen Wünsche und Erwartungen nutzt oder auch nicht. In seinem Werdegang sind vornehmlich träge Übergänge vorzufinden, Weiterbeschäftigungsangebote nimmt er gegen eigene Zweifel und biographische Wünsche an. Dass er so den Ausstieg aus der Wissenschaft als „*Herausforderung*“ (Quand, A.:103) oder auch „*Problem*“ (ebd.) deutet, ist ein Hinweis auf Unsicherheit auf biographisch sinndeutender Ebene. Der *biographische Gesamtzusammenhang* von Herrn Hammer lässt solche Schlüsse noch nicht zu. Hier konnte jedoch herausgearbeitet werden, dass die Wissenschaft eine aktive Wahl von ihm darstellt. Hierin kann bereits erkannt werden, dass zwar beide biographische Unsicherheit auf immaterieller Ebene wahrnehmen, diese jedoch nochmals unterschieden werden muss.

Die Ausführungen zur Analysekatoren *Basissicherheit* haben vor allem verdeutlicht, dass biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene keine besonders große Relevanz in den Biographien der beiden Soziologen hat. Während sich Herr Quand vielfach durch seine Firma, seine Partnerin, seine Familie und den Sozialstaat abgesichert

sieht, vernimmt Herr Hammer biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene allenfalls als Risiko, wenngleich die bei ihm herausgearbeitete *Basissicherheit* weitaus hypothetischer scheint. Er verlässt sich auf Grund biographischer Erfahrung darauf, dass er auch in Zukunft „gute Stellen“ (Hammer, A.:67) in der Wissenschaft haben wird. In seinem Vergleich zwischen seiner Situation und der verschiedener Bekannter wird zudem deutlich, dass er auf Grund seiner Erfahrungen im Hinblick auf seinen Werdegang vor allem biographische Unsicherheit auf immaterieller Ebene wahrnimmt. Die doch sehr hypothetische *Basissicherheit* scheint trotz Selbstzweifel gegen die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf materieller Ebene zu wirken.

„Ich kenne auch viele Leute aus meinem Studium, viele, die europäische Wirtschaft, Elitestudiengänge gemacht haben, die 100 Bewerbungen geschrieben haben...und ich habe nie so viele Bewerbungen geschrieben, halt immer eine Stelle bekommen [...] kann ja nicht sagen, dass das problematisch war“ (ebd., A.:51).

Die positiven, aber zum Teil hypothetischen *Basissicherheiten* spiegeln sich in den *Zukunftskonstruktionen* der beiden Soziologen wieder. Im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit konnte hier herausgearbeitet werden, dass beide auf Grund der vorherrschenden äußeren Bedingungen keine langfristigen Pläne aufstellen. Dies führt jedoch keinesfalls dazu, dass biographische Unsicherheit als Gefahr auf beiden Ebenen wahrgenommen wird (wie beispielsweise im Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*). Herrn Hammer ist sich unsicher, ob er auch in Zukunft noch den institutionellen Erwartungen entsprechen kann. Bei Herrn Quand scheint es sich hingegen um eine biographische Unentschiedenheit zu handeln, die auch damit zusammenhängt, institutionelle Erwartungen als normativen Druck gegen die eigenen biographischen Wünsche und Erwartungen wahrzunehmen. Besonders deutlich konnten diese Aspekte in der Analysekatgorie *biographisches Handeln* herausgearbeitet werden. Im Kern konnte hier festgehalten werden, dass beide zwar biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene wahrnehmen, die Gründe hierfür jedoch unterschiedlich sind.

Herr Hammer wünscht sich eine Professur, sieht sich jedoch Anforderungen und damit verbundenen Normalitäten gegenüber, von denen er nicht sicher ist, dass er sie bewältigen kann.

„Ich geh’ jetzt nicht daher und sage: „Ich bin so super geil, ich bin so super gut, ich werde definitiv Professor“. Das halte ich auch irgendwie für ein bisschen vermessen.

[...] *Selbst wenn man gut ist, wenn man richtig gut ist, hat man eine starke Konkurrenz*“ (ebd., A.:33).

Vor allem am letzten Satz wird erkennbar, dass Herr Hammer diese biographische Unsicherheit auf immaterieller Ebene als Gefahr wahrnimmt. Selbst wenn versucht wird, über Leistung alle Anforderungen zu erfüllen, weiß man nicht, ob es am Ende reichen wird.

Herr Quand sieht die Professur im Gegensatz zu Herrn Hammer lediglich als eine Option von vielen für sich und wünscht sich im Grunde lieber ein Szenario, in dem er mit der Selbstständigkeit auswandern kann. Aber auch er nimmt biographische Unsicherheit auf immaterieller Ebene als Gefahr wahr, da er innerhalb der Strukturen in der Wissenschaft keinen trägen Ausstieg findet, wie es seinem *biographischen Gesamtzusammenhang* entsprechen würde. Im Gegenteil, für ihn geht es immer weiter, ohne dass es den eigenen Erwartungen und Wünschen zu hundert Prozent entsprechen würde. Hierdurch stehen, ähnlich wie bei Frau Stehler (Referenzfall im Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*), institutionelle und eigene Erwartungen in einem negativen Steigerungsverhältnis. Daraus resultiert die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene („*Ich habe eher Angst davor, dass es halt immer weiter geht und man dann halt keinen Exit mehr findet*“ (Quand, A.:105)). Auch bei ihm stellt sich diese Unsicherheit als Gefahr dar.

„*Ähm, dann hätte ich sozusagen Angst in das System reinzukommen und immer tiefer reinzukommen und nicht mehr rauszukommen*“ (ebd., A.:105).

Entlang des Materials wird deutlich, dass er wirklich lieber aus der Wissenschaft aussteigen würde, der Druck institutioneller Anforderungen scheinbar jedoch immer einnehmender wird und er sich zudem aktiv für den Ausstieg und gegen die Wissenschaft entscheiden müsste. Dies widerspräche dem Muster seines *biographischen Gesamtzusammenhanges*. Er hat offenbar keine Erfahrungen mit aktiven biographischen Entscheidungen und tut sich so nun schwer damit. Hinzu kommt, dass er nicht nur den Druck institutioneller Erwartungen wahrnimmt, sondern auch Druck durch Fremderwartungen seitens seiner Familie und seiner Freunde.

„*Alle anderen denken anders [gemeint ist hier, dass er für sich eher den Ausstieg sieht]. Lassen wir uns überraschen, ich kann ja auch was dazu beitragen, aber oft ist ja irgendwie auch so, dass sich Biographien bisschen passiv entwickeln ne? Es ergeben sich Möglichkeiten und man sagt dann: „Jaaaa“. Und wirklich mal nein zu sagen [...], das ist echt schwer!*“ (ebd., A.174).

Es lässt sich also abschließend für diesen Typus festhalten, dass biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene allenfalls als Risiko wahrgenommen wird, auf einer immateriellen Ebene jedoch als Gefahr. Die zugeordneten Fälle haben verdeutlicht, dass die Gemeinsamkeit der wahrgenommenen Form biographischer Unsicherheit trotz sehr unterschiedlicher Werdegänge vorhanden ist. Gleichzeitig wurde deutlich, dass sich die Gründe für die Form der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit unterschiedlich sein können.

Auch im Umgang mit der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit sind die beiden Soziologen sehr unterschiedlich. Herr Hammer versucht weiterhin den Anforderungen zu entsprechen. Dies führt bei ihm jedoch nicht zu einer Umdeutung der wahrgenommenen Gefahr in ein Risiko. Hier scheint der von ihm selbst angesprochene Selbstzweifel zu überwiegen. Dennoch kann in seiner Strategie, welche darin besteht, den Werdegang nur von Schritt zu Schritt zu planen (vgl. Analysekategorie *Konstruktion von Zukunft*), ein Umgang mit der vorliegenden Situation gesehen werden, um genau jene Selbstzweifel und die wahrgenommene Gefahr nicht überhand nehmen zu lassen.

„Ähm...ja, ich glaube so ein bisschen die Haltung, immer bis zum nächsten Ziel. [...] Und ich meine, wie geht man ansonsten damit um? Versuchen (lacht), das Leben zu genießen, ich finde, das darf echt auch nicht zu kurz kommen. Also ich finde es ganz wichtig, um irgendwie halbwegs normal zu bleiben“ (Hammer, A.:53)

Bei Herrn Quand erscheint der Umgang mit der als Gefahr wahrgenommenen biographischen Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene ambivalent. Dies zeichnet sich bereits in den zuvor besprochenen Analysekategorien ab. Auf der einen Seite hält er seine Exitoption über die Selbstständigkeit aufrecht. Auf der anderen Seite lässt er einen Verbleib in der Wissenschaft immer wieder zu.

„Es ist mir glaube ich erst später bewusst geworden, dass es die Funktion halt davon ist, ich dachte immer es ist mein Hobby und es macht mir Spaß und irgendwie, [...] das war eigentlich so die Idee, aber im Grunde ist es ne Exitoption“ (Quand, A.:82).

Unentschlossen und ungeplant können hier als Stichworte fungieren, die nicht nur seinen bisherigen Werdegang charakterisieren, sondern auch seinen Umgang mit biographischer Unsicherheit.

„[...] bin da halt so reingerutscht [...], könnte aber genauso gut wieder rausrutschen“ (ebd., A.:188)

6.4 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Risiko – die Postdocs in der Soziologie

Ähnlich zu der Teilgruppe der promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer konnte auch bei den Interviewten aus der Soziologie ein Typ herausgearbeitet werden, der sich dadurch auszeichnet, dass die Wissenschaft als dauerhaftes Betätigungsfeld auf einer Professur als gewolltes Ziel angesehen wird. Gleichzeitig wird biographische Unsicherheit sowohl auf einer materiellen wie auch immateriellen Ebene nicht als Gefahr, sondern als Risiko in der eigenen Biographie wahrgenommen. Die Ausführungen werden zeigen, dass hierbei biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene in den Erzählungen der Interviewten dieses Typus eine größere Relevanz besitzen als auf einer materiellen, finanziellen Ebene.

Diesem Typus wurden Nina Neumann, Katrin Thiele, Karla Siegert-Kohl, Paul Ihsen und Maria Lader zugeordnet. Erneut ist hier anzumerken, dass alle Interviewten, die diesem Typus angehören, im Hinblick auf ihre Stellensituation die gleichen Modalitäten erfüllen. Sie sind ausnahmslos befristet an Universitäten beschäftigt. Ich möchte nochmals darauf hinweisen, dass dieser Aspekt kein typenkonstituierendes Kriterium darstellt. Diese Übereinstimmung ergab sich entlang der Analysen zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit. Die weiteren Ausführungen werden zeigen, dass die vorherrschenden äußeren Bedingungen sehr ähnlich gedeutet werden.

Als Referenzfall für diesen letzten Typus der vorliegenden Arbeit habe ich Frau Nina Neumann gewählt. Wie bei den anderen Referenzfällen wird der Typus durch sie am ehesten repräsentiert.

6.4.1 Kurzportrait Nina Neumann

Frau Neumann hat Soziologie studiert und währenddessen einige Jobs ausgeführt. Wirkliches Interesse zeigt sie nach eigenen Angaben jedoch lediglich an einer studentischen Hilfskraftstelle in der Soziologie. Nach dem Studienabschluss wollte sie promovieren und suchte so nach einer Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Zunächst hatte sie auch eine Stelle von einem Professor angeboten bekommen, die auf Grund eines Einstellungsstopps an der Universität jedoch nicht zustande kam. Daraufhin bewarb sie sich auf verschiedene wissenschaftliche Mitarbeiterstellen, jedoch wollte keine Bewerbung fruchten. Zeitgleich zu diesen Bewerbungen bekam sie über eine

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Freundin das Angebot, über einen Werksvertrag in einem außeruniversitären Institut zu arbeiten. Dieses Angebot nahm sie übergangsweise an. Parallel hatte sie auch schon Lehraufträge an einer Universität übernommen. Schließlich kam ein Stellenangebot ihrer Diplomarbeitsbetreuerin für eine universitäre Stelle. Diese Stelle trat sie an und begann zu promovieren. Die Situation auf dieser ersten universitären Stelle empfand sie als sehr schwierig und belastend, so dass sie die Doktormutter und auch die Stelle wechselte, wieder auf eine universitäre Stelle. Dort brachte sie die Promotion zu Ende. Gerne wäre sie bei ihrer zweiten Doktormutter geblieben. Dies war jedoch nicht möglich. Stattdessen wurde sie von ihr vermittelt an ihre jetzige (gemeint ist der Zeitpunkt des Interviews) Chefin. Diese Stelle war zunächst an einem außeruniversitären Forschungsinstitut. Ihre Chefin erlangte jedoch einen Ruf an eine Universität und Frau Neumann ging mit.

Frau Neumann ist 35 Jahre alt, in fester Partnerschaft und Mutter eines Kindes. Zudem kommt sie aus einer Akademikerfamilie. Die übrigen Familienmitglieder sind jedoch in naturwissenschaftlichen Bereichen promoviert.

Zum Zeitpunkt des Interviews befand sich Frau Neumann in Elternzeit.

6.4.2 Sequenzmuster im Typus Postdocs in der Soziologie

Das Kurzportrait von Frau Neumann hat veranschaulicht, dass ihr Werdegang dem Sequenzmuster des Wechselstatus zuzuordnen ist. Hierbei ist auffällig, dass sie nicht nur zwischen universitären und außeruniversitären Anstellungen wechselt, sondern auch auf den universitären Stellen Wechsel zwischen unterschiedlichen Universitäten hat. Dies ähnelt in Teilen den Werdegängen der weiteren Interviewten dieses Typus. Auch Ihsen, Siegert-Kohl und Lader beginnen ihren wissenschaftlichen Werdegang nach dem Studium auf Stellen an außeruniversitären Forschungseinrichtungen bzw. auf außerwissenschaftlichen Stellen (vgl. Sequenzmuster Lader). Siegert-Kohl und Lader haben auch innerhalb ihrer universitären Anstellungen Wechsel. Einzig Frau Thieles Werdegang ist als Fortsetzungsstatus zu betrachten. Zudem hat sie seit dem Studium die Universität nicht gewechselt.

Es zeigt sich also, dass die Werdegänge in diesem Typus vornehmlich durch vergleichsweise viele Stellenwechsel geprägt sind, die sich an unterschiedlichen Institutionen befinden können. Eine weitere Auffälligkeit besteht darin, dass bei vieren die erste Anstellung an einem außeruniversitären Institut bzw. in einem außerwissenschaftlichen Bereich eine transitorische Phase zu sein schien, die Arbeit an

einer Universität somit erwünschter erscheint. Die entsprechenden außeruniversitären Forschungsinstitute zeichnen sich durch ihre dienstleistungsorientierte Ausrichtung aus. Hier könnte ein erster Hinweis darauf gesehen werden, dass die Interviewten dieses Typus ein starkes Interesse an Wissenschaft und auch der Professur haben, somit als Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit gesehen werden können. Die weiteren Ausführungen werden zeigen, ob sich dieser Eindruck über die Sequenzmuster der Werdegänge auch in den Erzählungen widerspiegelt.

6.4.3 Typencharakterisierung entlang der Analysekatoren

6.4.3.1 Biographischer Gesamtzusammenhang

Der Werdegang von Frau Neumann ist Ergebnis aktiver Entscheidungen. Sie arbeitet stets bewusst auf ihre biographischen Vorstellungen und Wünsche hin. So war bereits ihr Studium strategisch gewählt und angelegt, die Promotion war eine aktive Entscheidung und immer wieder berichtet sie auch von gezielter Karriereplanung. Gelegenheiten nimmt sie zwar auch wahr, jedoch deutet sie sie als Teil der äußeren Bedingungen in der Wissenschaft. Dies kann als Verweis auf den Hasard gesehen werden.

Dass ihre biographischen Entscheidungen häufig sehr aktiv getroffen wurden, wird jedoch daran deutlich, dass sie ihre Ziele auch ohne entsprechende Gelegenheiten verfolgt.

„Und ähm, es war mir ganz klar, also ich wollte dann halt promovieren, aber es war jetzt auch nicht so, dass diese Professoren, die ich da alle um mich rum hatte, zu mir gesagt haben promovier mal“ (Neumann, A.:46).

Das Kurzportrait zeigte bereits, dass sie zunächst einen Werksauftrag in einem außeruniversitären Forschungsinstitut annahm, weil sie zunächst keine Promotionsstelle erlangen konnte. Nach allen Bemühungen und einem Jahr auf der ersten außeruniversitären Stelle nimmt sie dann schließlich doch eine Gelegenheit wahr.

„[...] dann habe ich ein Stellenangebot bekommen von dieser Diplommutter von mir. Die hatte ne Freundin an [Universität], da suchte sie sozusagen ne Mitarbeiterin“ (ebd., A.:50).

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Durch die geschilderte Vorgeschichte bis zur ersten universitären Mitarbeiterstelle wird deutlich, dass das Wahrnehmen der Gelegenheit jedoch kein Ausdruck passiver Lebenslaufgestaltung ist, sondern vielmehr Ausdruck einer angespannten Stellensituation.

Dieser Eindruck des aktiv gestalteten Werdegangs verstärkt sich zudem über explizite Karriereplanung.

„Ich habe ein Profilbildungsprogramm gemacht. Das heißt Profil für Postdocs in den Wissenschaften und da hatte ich einen Mentor und habe mich auch ganz viel mit meiner eigenen Karriere sozusagen beschäftigt“ (ebd., A.:67).

Auf diesen Aspekt werde ich in der Analysekategorie *biographisches Handeln* erneut eingehen. An dieser Stelle ist im Hinblick auf den *biographischen Gesamtzusammenhang* festzuhalten, dass Frau Neumann ihren Lebenslauf aktiv gestaltet und auch strategisch zu planen scheint.

Die Werdegänge der übrigen Interviewten dieses Typus weisen Ähnlichkeiten auf. Auch bei ihnen können aktive Entscheidungen und daraus resultierende Handlungen als Grundlage für den Verlauf des jeweiligen Werdegangs identifiziert werden. Herr Ihnen berichtet davon, dass er nach dem Studium unbedingt in einen außeruniversitären, wissenschaftsnahen Bereich wollte und dort auch ein Jahr gearbeitet habe, bis er feststellte: *„o.k., das ist vielleicht jetzt doch nicht ganz das, was ich mir so vorstelle für den Rest meines Lebens“* (Ihnen, A.:7). Er entschied sich aktiv für die Rückkehr an die Universität und die Dissertation. Auch nach seiner Promotion hat er sich aktiv für den weiteren Verbleib in der Wissenschaft entschieden.

„Und zwar habe ich mir eine relativ lange Phase gegeben, wo ich quasi so ein Jahr lang entschieden habe, ob ich den Weg weitergehen will oder nicht“ (ebd., A.:).

Frau Thiele hat bereits aktiv ihre Vertiefungsfächer in der Schule auf ein Soziologiestudium ausgerichtet.

„Ich habe doch schon in der Schulzeit gewusst, dass ich Soziologie studieren möchte. Und habe auch die Nebenfächer nicht irgendwie gewählt, sondern mir da auch was bei überlegt“ (Thiele, A.:28).

Sicherlich kann darin noch keine aktive Entscheidung für einen wissenschaftlichen Werdegang gesehen werden. Dies erschließt sich erst später im Material. Zunächst schildert sie, dass sie die Promotion zwar aus Interesse aber nicht mit dem Ziel einer wissenschaftlichen Karriere begonnen hat (*„Also, man fängt so eine Diss an und mal*

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit:
zwischen Gefahr und Risiko

gucken, was dabei raus kommt“ (ebd., A.:32)). Offenbar erst mit dem Erfolg der begutachteten Promotion hat sie den wissenschaftlichen Weg als eine Möglichkeit für sich wahrgenommen, sich dann aber auch aktiv dafür entschieden.

„Das ist ganz schwierig, das so zu erzählen, weil ich das nie als so als dieses Narrativ ich mache wissenschaftliche Karriere [gesehen habe], das habe ich glaube ich tatsächlich erst, seit meine Promotion begutachtet ist“ (ebd.).

Zwar ist, wie durch die Sequenzanalyse deutlich wurde, bei ihr kein aktiver Wechsel von einer außeruniversitären auf eine universitäre Stelle vorhanden, aber sie hat sich aktiv auf ein Stipendium beworben, um den Wunsch zu promovieren auch durchsetzen zu können. Nach ihrer Promotion hat sie über eine Gelegenheit eine wissenschaftliche Mitarbeiterstelle bei ihrer Zweitgutachterin erhalten. Wie beim Referenzfall Neumann kann hier jedoch eher ein Ausdruck der äußeren Bedingungen in der Wissenschaft gesehen werden als die Passivität des eigenen *biographischen Gesamtzusammenhangs*. Es scheint, als würde sie weiterhin aktiv nach weiteren wissenschaftlichen Stellen Ausschau halten.

„Ich war eigentlich auch bereit wegzugehen. Aber seit Jahren wird jetzt hier in [Ort] meine Stelle immer nach jedem halben Jahr wieder verlängert (lacht). Und alles andere klappt nicht (lacht)“ ebd., A.:40).

Ähnlich zu Frau Thiele stellt es sich auch bei Frau Lader dar. Auch sie hat sich erst nach der Promotion aktiv für die Wissenschaft entscheiden. Insgesamt wirken ihre Schilderungen jedoch weitaus passiver. Sie scheint mehr Gelegenheiten im Sinne träger Übergänge wahrgenommen zu haben. Eine Ausnahme stellt offenbar ihr Wechsel von einer außerwissenschaftlichen auf eine wissenschaftliche Stelle dar. Schon während ihres Studiums hat sie Kontakte in einen außerwissenschaftlichen Bereich gehabt und hat dort nach der Diplomarbeit auch eine Stelle bekommen. Nach etwa einem Jahr wechselte sie aber auf eine wissenschaftliche Mitarbeiterstelle an einer Universität. Diese Stelle wurde ihr zwar angeboten, es fand dementsprechend keine aktive Bewerbung statt, jedoch hat sie aktiv die Entscheidung für die wissenschaftliche und gegen die bereits angetretene außerwissenschaftliche Stelle getroffen. Sie beschreibt sogar, dass sie es als einen *„biographischen Bruch“* (ebd., A.:33) wahrgenommen hätte, wenn sie die Stelle nicht gewechselt hätte. Hier ist bereits ein Hinweis auf die Bezugnahme zu einem rein akademischen Werdegang als Referenzfolie für die eigene Biographie erkennbar.

Frau Siegert-Kohl spricht im Zusammenhang mit dem Verlauf ihres Werdegangs davon, eine Biographie den Anforderungen entsprechend zu *„basteln“* (vgl. Siegert-Kohl,

A.:67). Darauf werde ich im Zuge der Ausführungen zur Analysekategorie *biographisches Handeln* nochmals eingehen. Im Hinblick auf die Kategorie *biographischer Gesamtzusammenhang* kann in dem Basteln ein aktiver Akt der Lebenslaufgestaltung und auch Deutung gesehen werden.

Wie bereits bei den Sequenzmustern beschrieben, haben neben Frau Neumann auch Herr Ihsen, Frau Lader und Frau Siegert-Kohl nach ihrem Abschluss zunächst je eine Stelle in außeruniversitären Forschungsinstituten bzw. eine außerwissenschaftliche Stelle gehabt. Ihnen allen ist gemein, dass sie aktiv aus diesen institutionellen Anbindungen in universitäre Institute wechseln wollten. Dies stellt sich konträr zum Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg dar*. Hier versuchen Corte und Nies auf Grund der äußeren Bedingungen die Universität zu Gunsten einer außeruniversitären Stelle zu verlassen, bzw. Stehler und Chon zu Gunsten einer außerwissenschaftlichen Anstellung. Dies kann ein Hinweis darauf sein, dass die äußeren Bedingungen an Universitäten von den Interviewten dieses Typus nicht als solche Gefahr wahrgenommen werden wie von Stehler, Chon, Corte und Nies. Gründe hierfür könnten in der *Basissicherheit* oder den Bezugnahmen im Hinblick auf das *biographische Handeln* liegen. Letzteres ist vor allem vor dem Hintergrund zu verstehen, dass sie offenbar zu Gunsten der Wissenschaft von dienstleistungsorientierten Einrichtungen wechselten. In den folgenden Ausführungen der weiteren Analysekategorien werde ich auf diesen Aspekt wieder eingehen.

Auch wenn die Werdegänge von Ihsen, Lader, Thiele und Siegert-Kohl als aktiv gekennzeichnet wurden, so haben sie doch Gelegenheiten wahrgenommen. Sei es, dass sie für bestimmte Stellen empfohlen wurden („*Das war eigentlich ziemlich unproblematisch, weil ich da ne Empfehlung hatte*“ (Siegert-Kohl, A.:45)), oder dass sich aus ihren vorherigen Stellen auch für sie, wie auch schon bei anderen Typen beschrieben, nahtlose Folgestellen ergaben (vgl. Thiele, A.:40). Wie auch schon für den Referenzfall beschrieben, sehe ich in der Wahrnehmung dieser Gelegenheiten durch die Interviewten dieses Typus keine Passivität in den Werdegängen. Anders als z.B. im Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg* haben sie sich aktiv nach anderen Stellen umgeschaut und die Gelegenheiten reflektiert und ihren Wünschen entsprechend angenommen. Hier kann eher ein Vergleich zwischen den Typen *Manager in der Industrie* und *Forschende in der Industrie* aus dem Maschinenbau gezogen werden.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Insgesamt kann für diesen Typus also ein aktiver *biographischer Gesamtzusammenhang* festgehalten werden, der sich vor allem durch einen aktiven Wechsel *in* die universitäre Forschung auszeichnet.

6.4.3.2 Basissicherheit

Im Interview mit Frau Neumann konnten verschiedenste *Basissicherheiten* herausgearbeitet werden. Diese können theoretischer und hypothetischer Natur im Sinne von beispielsweise Ansehen oder auch Vertrauen sein oder auch empirisch ausfallen im Sinne finanzieller Absicherung. Ich gehe zunächst auf den zweiten Punkt ein. Der Umstand, dass der Partner von Frau Neuman verbeamtet ist, stellt für sie eine Absicherung dar.

„Hängt bei mir bestimmt auch damit zusammen, dass ich mit [Berufsbezeichnung] liiert bin, der sozusagen Sicherheit hat“ (Neumann, A.:184).

Diesen Aspekt spricht auch Frau Lader an, die von einem „*stabilen Privatleben*“ (Lader, A.:145) erzählt, dass ihr immer wieder Sicherheit bietet. Hier scheint zum Tragen zu kommen, was auch schon Eßer und Zinn in ihrer Untersuchung hervorbrachten. Stabilität in einem Lebensbereich kann Unsicherheit in einem anderen Lebensbereich relativieren (vgl. Eßer/ Zinn 2001; 2003). Dies kann als ein möglicher Grund herangezogen werden, weshalb die Interviewten dieses Typus biographische Unsicherheit nicht als Gefahr wahrnehmen.

Frau Neumann verweist zudem darauf, dass sie sich als gut vernetzt sieht. Dies lässt sie zu der Überzeugung kommen, dass sie nicht „*auf der Straße stehen*“ (ebd., A.:184) würde, da sie in ihrem Netzwerk immer irgendwo eine Stelle bekäme. Hierin kann nicht nur eine finanzielle Absicherung gesehen werden, sondern auch ein Hinweis auf das Vertrauen in ein gutes Ansehen innerhalb der Scientific Community, da sie ihr Netzwerk auf die Wissenschaft bezieht.

Auch alle weiteren herausgearbeiteten *Basissicherheiten* scheinen auf ihr Ansehen und ihre Reputation in der Scientific Community zu rekurrieren. In dieser Deutlichkeit konnte dies in den vorherigen Typen mit Soziologinnen und Soziologen noch nicht festgestellt werden. Bei den Maschinenbauern spielt dies lediglich bei den *Postdocs im Maschinenbau* eine Rolle. Es scheint also ein Indiz dafür zu sein, dass Postdocs im Maschinenbau und auch, um ein Stück vorzugreifen, Postdocs in der Soziologie

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Basissicherheit über ihre eigene Bekanntheit, ihren Ruf und ihr Ansehen in der Scientific Community beziehen.

Beim hier besprochenen Referenzfall zeigt sich dies vor allem über ihre Aussagen zu ihrer jetzigen Einbindung in das Feld im Zusammenhang mit ihrer Chefin.

„Wir haben jetzt so eine Art gemeinsame Vision [...]. Wir haben uns irgendwie geschworen, dass wir das jetzt durchziehen zusammen [...] und ich bin ganz glücklich über sie. Und sie glaube ich auch über mich“ (ebd., A.:67-70).

Gleichzeitig verweist sie in ihren Erzählungen immer wieder auf ihr Können, von dem sie überzeugt ist, dass es in der Wissenschaft Verwendung finden wird.

„[...] die ganzen Profs, die um mich rum waren, die hatten glaube ich, alle ne sehr hohe Meinung von mir“ (ebd., A.:46).

„Das ist kein Manko, weil ich sozusagen, weil ich mich immer selber so verkaufen kann“ (ebd., A.:150).

Ein als positiv wahrgenommenes Ansehen in der Scientific Community konnte auch bei den anderen Soziologinnen und dem Soziologen dieses Typus herausgearbeitet werden. So empfindet sich beispielsweise Frau Thiele über ihre wissenschaftlichen Inhalte als gut sichtbar in der Wissenschaft.

„Also, das ist bei vielen so, dass das [gemeint ist eine Rezension] gar nicht gemacht wird. Bei mir war das, weil das so ein Thema [war], womit viele noch was anfangen konnten“ (Thiele, A.:62).

Auch Herr Ihsen geht auf diese Form der Sicherheit ein. Er spricht von einem „*Reputationssog*“ (Ihsen, A.:15), der in der Scientific Community entstehen muss, um es auf eine Professur schaffen zu können. Er selber schätzt seine Chancen auf eine Professur zum Zeitpunkt des Interviews als positiv ein (vgl. ebd., A.:35), was darauf verweist, dass er seine Reputation dementsprechend positiv wahrnimmt.

Weiterhin auffällig im Hinblick auf diese Analysekategorie ist, dass, bis auf Frau Lader, alle Interviewten dieses Typus Optionen für sich sehen, sollte der jetzige Werdegang nicht wie gewünscht fortgesetzt werden können. Sei es, wie beschrieben, über ein großes Netzwerk, hinter dem andere wissenschaftliche Stellen vermutet werden (vgl. Frau Neumann), oder über Exitoptionen in wissenschaftsnahen oder außeruniversitären Bereichen. So ist sich Herr Ihsen sicher, in der Marktforschung unterkommen zu können, Frau Thiele hat Angebote aus einem wissenschaftsnahen Bereich bekommen und auch Frau Siegert-Kohl hat eine weitere wissenschaftliche Option, quasi als „*zweites*

Standbein“ (Siegert-Kohl, A.:81). An dieser Stelle kann zu Gunsten der Anonymisierung nicht wieder auf die möglichen (Exit-)Optionen der Interviewten eingegangen werden. Entscheidend ist, dass die *Basissicherheiten* in diesem Typus sich zum einen auf tatsächliche Optionen und Absicherungen im Sinne finanzieller Sicherheit beziehen, jedoch auch, und dies unterscheidet sie zusammen mit den *Postdocs im Maschinenbau* von allen anderen Typen, auf das eigene Ansehen in der Scientific Community. Hieraus ergibt sich offenbar eine biographische Sicherheit im Hinblick auf immaterieller, die Passung zwischen eigenen Wünschen und institutionellen Anforderungen betreffender Ebene. Es kann dadurch auch eine Tendenz in Bezug auf das *biographische Handeln* gesehen werden. Offenbar liegen die Referenzen eher auf den *Normalitäten in der Wissenschaft*. In den Ausführungen zur entsprechenden Analysekategorie werde ich wieder darauf eingehen.

Interessant wäre nun die Frage, ob die als Postdocs identifizierten Interviewpartnerinnen und Interviewpartner sich die Professur wünschen und vorstellen können, weil sie ein gutes Ansehen und Reputation in der Scientific Community haben, oder ob der Wunsch nach einem dauerhaften Verbleib in der Wissenschaft zu mehr Initiative und Auseinandersetzung mit den Spielregeln im Feld führen, so dass dadurch das eigene Ansehen positiv beeinflusst wird. Die hier zusammengetragenen Ergebnisse geben erste Hinweise darauf, dass es sich um einen wechselseitigen, sich gegenseitig steigernden Prozess zu handeln scheint. Für genauere Aussagen wären aber weitere Untersuchungen nötig, die jedoch von der Fragestellung der vorliegenden Arbeit wegführen⁷⁰.

6.4.3.3 Konstruktion von Zukunft

Wie bereits in der vorherigen Analysekategorie angeklungen, können sich alle Interviewten dieses Typus eine Professur vorstellen. Sie sehen darin auch ihre erste Präferenz, haben aber gleichzeitig ebenfalls Alternativen im Blick. Wie bei den *Postdocs im Maschinenbau* stellt es sich hier also so dar, dass sie ihre Zukunft von den eigenen Präferenzen her gedacht eher geschlossen deuten, auf Grund der äußeren Bedingungen (befristete Verträge, Flaschenhals, Hasard) jedoch eine relative Offenheit hinzukommt. Eindeutig scheinen die *Zukunftskonstruktionen* hingegen im Hinblick auf inhaltliche Aspekte. Auch die Alternativen von Neumann, Ihsen, Thiele und Siegert-Kohl sind im

⁷⁰ Denkbar wäre hier ein Einstieg über den Aspekt des Matthäus-Effekt in der Wissenschaft (vgl. Merton 1985).

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

wissenschaftlichen oder wissenschaftsnahen Bereich. Auf die Frage, wo sie sich in sechs Jahren sehen, antworten alle *Postdocs in der Soziologie* ähnlich, fast gleich.

„Also ich hätte gern in sechs Jahren, hätte ich schon gern ne Professur. Vielleicht auch schon so ein, zwei Jahre früher und ich habe einen Arbeitsbereich oder irgendwie sowas, wo es irgendwie so um [Habilitationsthema] geht“ (Neumann, A.:210).

„Mhhh, ja auf einer Professur würde ich so sagen. Also wenn die Frage impliziert, also wo wünscht man sich ne? Ja, dann würde ich sagen da“ (Siegert-Kohl, A.:101).

„Entweder auf einer Professur, oder auf dem Weg in [Position im wissenschaftsnahen Bereich]. Momentan spricht relativ viel dafür, dass ich mich womöglich durchsetzen könnte bei der Professur, aber das weiß man nicht“ (Ihsen, A.:35).

„Naja, ich würde schon gerne die Habil dann fertig haben und äh eigentlich muss ich dann ja schon Professorin sein, weil sonst habe ich ein Problem mit diesem Zeitgesetz“ (Thiele, A.:99).

„Hoffentlich auf einer Professur“ (Lader, A.:155).

Diese Interviewzitate lassen nicht nur Schlüsse über die Form der *Zukunftskonstruktion* zu, sie geben auch Hinweise darauf, dass den Interviewten der Hasard in der Wissenschaft sehr wohl bekannt ist. Dies hält sie jedoch nicht davon ab, diesen Karrierewunsch zu äußern und, soweit am Material zu erkennen, auch zu verfolgen. Derartige Zweifel wie Herr Hammer (*der selbstzweifelnde Postdoc*), scheinen sie nicht zu hegen. Die Ausführungen zur nächsten Analysekategorie werden dies näher beleuchten.

Wie bereits bei der Sequenzmusteranalyse angeklungen und vermutet, kann hier nun bestätigt werden, dass die Interviewten dieses Typus als *Postdocs in der Lesart* der vorliegenden Untersuchung bezeichnet werden können. Sie sind nicht nur formal auf *Postdoc-Stellen* zu verorten, sondern streben auch einen dauerhaften Verbleib in der Wissenschaft über eine Professur an.

6.4.3.4 Biographisches Handeln

Das *biographische Handeln* in diesem Typus ist geprägt durch Bezugnahmen auf die *Normalitäten in der Wissenschaft*. Dabei ist zu erkennen, dass diese Bezugnahmen nicht ausschließlich explizit oder durchgängig negativ konnotiert sind (wie beispielsweise im Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*), sondern oftmals ganz selbstverständlich in die Erzählungen eingebunden. So kann davon ausgegangen

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

werden, dass die *Normalitäten der Wissenschaft* im Sinne von Anforderungen, Erwartungen und wissenschaftlichen Normalverläufen als Referenzfolie in die biographischen Sinndeutungen der Postdocs in der Soziologie übergegangen sind. Dies bedeutet nicht, dass nicht auch explizite Anknüpfungen im Hinblick auf diese Normalitäten stattfinden. Biographische Entscheidungen werden immer wieder ganz offen an *Normalitäten in der Wissenschaft* ausgerichtet, der eigene Lebenslauf wird auf Berufbarkeit ausgelegt. In den folgenden Ausführungen werde ich beides besprechen.

Der Normallebenslauf als Referenzfolie weist bei diesem Typus eine geringere Relevanz auf. Bezugnahmen im Hinblick darauf werden entweder nur sehr sparsam oder in Form negativer Abgrenzungen von den Interviewten angebracht.

Im Material des Referenzfalls von Frau Neumann wird sehr deutlich, wie bestimmte Anforderungen und *Normalitäten in der Wissenschaft* in die Sinndeutungen der Biographie übergegangen sind. Sie sind zwar relevant für biographische Entscheidungen, jedoch ist erkennbar, dass sie zu Gunsten des Werdegangs teilweise schlicht als Normalität hingenommen werden. So erzählt sie beispielsweise von ihren verschiedenen Stellenwechseln. Das Sequenzmuster macht deutlich, dass diese Stellenwechsel jedes Mal auch mit Ortswechseln zusammenhängen. Diese Ortswechsel werden in ihren Schilderungen zwar wertend thematisiert, dennoch wurden sie für die Stellen vollzogen.

„Ich bin ja auch nach [Ort 2] gezogen von [Ort 1], was jetzt auch nicht so einfach war, fand ich damals. Und mein Freund war die ganze Zeit in [Ort 1] und ich bin dann gependelt“ (Neumann, A.:54).

„Und dann habe ich durch meine Doktormutter in [Universität 3], habe ich dann ne Stelle bekommen in [Ort 3] bei meiner jetzigen Chefin. Ich war damals eigentlich fast ein bisschen traurig, weil ich wäre gerne bei meiner Doktormutter geblieben, aber es ist halt auch [Universität 3]“ (Neumann, A.:58).

Es scheint für sie unzweifelhafte Normalität zu sein, dort hinzugehen, wo die Stellen sind. Damit ist die Normalität der Mobilitätsanforderung an Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler wie selbstverständlich in ihrer Biographie eingewoben. Explizite Anmerkungen dazu tauchen auch nicht mehr bei der Beantwortung der Frage nach den Erwartungen in der Soziologie auf.

Ähnlich verhält es sich bei der vermeintlichen Anforderung des Netzwerkens. Auch dieser Aspekt ist in ihrer Biographie verankert, gleichwohl er im Unterschied zum ersten Punkt auch nochmals explizit als Anforderung genannt wird. Sie erzählt, dass sie die Befürchtung hat, durch die Elternzeit zum Zeitpunkt des Interviews weniger Kontakte zu ihren Netzwerken halten zu können. Indirekt rekuriert sie somit auf jene Netzwerke als

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit:
zwischen Gefahr und Risiko

entscheidenden Aspekt für erfolgreiche wissenschaftliche Karrieren und dahingehend als Normalität in der Wissenschaft.

„Ich glaube sogar schon im achteinhalften Monat bin ich auch noch auf so eine Tagung gefahren hochschwanger. Das war für mich ne ganz tolle Sache, weil ich so ein bisschen Sorge die ganze Zeit hatte, ich fliege so ein bisschen aus der [Fachrichtung] raus. Und ich war auch nicht beim DGS-Kongress zum Beispiel“ (ebd., A.:72).

Vor allem der letzte Satz verdeutlicht, wie selbstredend für sie die Teilnahme an wissenschaftlichen Tagungen und Kongressen ist, so dass eine Ausnahme, hier unausweichlich durch ihre Schwangerschaft, als Sonderfall betont wird.

Explizit angesprochen auf die Erwartungen, wiederholt sie erneut *„das Allerwichtigste ist Vernetzung“* (ebd., A.:138).

Insgesamt verweist sie im Hinblick auf die Erwartungen in der Soziologie vor allem auf informelle Anforderungen. Abgesehen von *„formellen Dingen“* (ebd., A.:138) wie Zeitschriftenartikel und Drittmittelinwerbung (vgl. ebd.) benennt sie neben der bereits genannten Vernetzung auch einen *„guten Stallgeruch“* (ebd.) und die Fähigkeit den *„Zeitgeist bedienen zu können“* (ebd.) im Sinne von *„ein gutes Gespür“* (ebd.) für aktuell soziologisch relevante Themen zu haben. Diesen, die Inhalte betreffenden Punkt greife ich gleich nochmals auf. Zunächst möchte ich zeigen, dass informelle Anforderungen insgesamt als besonders relevant von den Interviewten dieses Typus wahrgenommen werden.

Es scheint, als würden vor allem die Postdocs in der Soziologie Wert darauf legen, Wissenschaft als einen sozialen Prozess zu verstehen. Es existieren zwar auch formale Anforderungen, die es zu erfüllen gilt, aber vor allem wichtig zu sein scheint, bestimmte Regeln und Erwartungen eines sozialen Prozesses zu kennen und diesen zu entsprechen. Deutlich wird dies nicht nur bei Frau Neumann, sondern auch bei Ihsen, Lader und Thiele.

„Na ja, man sollte zumindest darauf achten, dass nicht die Hälfte der Leute denkt, dass man ein Arschloch ist [...]. Aber klar ist auch, man muss als positiver Player wahrgenommen werden, mit dem man unter Umständen zusammenarbeiten kann, mit dem man bestimmte Dinge diskutieren kann“ (Ihsen, A.:17).

„Also sie müssen das, was man, was man quasi als Leistungskriterium dann irgendwie anlegt, was manchmal unterschiedlich ist, muss man erfüllen, aber dabei auch zumindest gewisse soziale Kompetenzen aufweisen, ja. Man sollte kein Sozialkrüppel sein“ (ebd., A.:17).

„[...] das eben auch wichtig ist, dass man an den entscheidenden Stellen die richtigen Leute kennt, die einen gut finden und das ähm widerspricht sich auch so ein bisschen mit diesen offiziellen Leistungsprofilen, die dann immer abgefragt werden und es ist ein bisschen undurchsichtig, ob dann nicht doch vielleicht das Netzwerk...entscheidender ist“ (Lader, A.:75).

„Also eigentlich geht es nicht um das eigene Werk, sondern eher darum, ob man andere davon überzeugen kann, dass es verwertbar ist“ (Thiele, A.:42).

Entlang dieser Ergebnisse wird deutlich, dass sie die informellen Anforderungen sozialer Prozesse im Feld verstanden und als *Normalität in der Wissenschaft* wahrnehmen. Daraus kann für sie also nicht in der Ausprägtheit wie bei anderen Typen in der Soziologie (vgl. Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg* und *außeruniversitär Forschende in der Soziologie*) oder auch dem Maschinenbau (vgl. vor allem Typus *wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen*) biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene entstehen. Eigene und institutionelle Erwartungen passen hier überein. Dieser Aspekt kann in Verbindung mit den bereits beschriebenen Ergebnissen der Analysekategorie *Basissicherheit* gebracht werden. Die *Postdocs in der Soziologie* sehen sich als gut in der Wissenschaft vernetzt, was ihnen Sicherheit zu geben scheint. Dass hier dennoch das größte Potenzial für die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit für diesen Typus liegt, werde ich in der letzten Analysekategorie nochmals besprechen.

Im Hinblick auf formelle Anforderungen fällt auf, dass diese oftmals in Verbindung mit der eigenen inhaltlichen Ausrichtung gebracht werden. Dieser Punkt konnte, im Gegensatz zum Teilsample im Maschinenbau, auch schon bei anderen Typen in der Soziologie herausgearbeitet werden (vgl. Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg* und *außeruniversitär Forschende in der Soziologie*). Im nun letzten Typus wird es noch einmal besonders deutlich. Als *Normalität in der Wissenschaft* wird die vermeintlich richtige inhaltliche Ausrichtung gesehen, die über Erfolg oder Misserfolg der eigenen wissenschaftlichen Karriere entscheiden kann. Im Interviewmaterial von Referenzfall Neumann finden sich so beispielsweise seitenlange Ausführungen über die eigene Themenfindung und Spezialisierung. Dieser Prozess wird von ihr sogar als karriererelevante Strategie gedeutet. Die bereits beschriebene Karriereplanung ihrerseits forciert vor allem eine strategische Ausrichtung ihrer inhaltlichen Entwicklung und ihres wissenschaftlichen Renommees.

„Und dann ging es so ein bisschen darum, wie es jetzt inhaltlich weitergeht“ (Neumann, A.:63).

„Wir haben jetzt so eine Art gemeinsame Vision und wir möchten zu [Habilitationsthema] forschen, weil ich das ne total gute Kontinuität finde zu meinem jetzigen Thema“ (ebd., A.:67).

Auch die weiteren Interviewten dieses Typus gehen auf diesen Punkt besonders ein. So spricht Herr Ihsen davon, dass man ein Thema findet, dass „super zieht“ (Ihsen, A.:15), und dass der eigene Name „für einen bestimmten Sachverhalt steht“ (ebd.). Für Frau Lader scheint dies auch zu gelten. Sie sieht sich thematisch bereits gut im Feld verankert.

„[...] es in Deutschland eben thematisch so, dass ich auch eine neue Theorie gesetzt habe, die noch nicht so bekannt in Deutschland ist, aber für die sich jetzt so immer mehr Leute interessieren. Und da bin ich mit eine der Wenigen, oder Ersten, die das so macht“ (Lader, A.:87).

Frau Siegert-Kohl geht davon aus, dass „Gradlinigkeit [...] in der Themenfestlegung“ (Siegert-Kohl, A.:61) auf dem rein universitären Karriereweg angesehen ist. Gleichzeitig stellt sie aber fest, dass man in „seinen Schwerpunktthemen, die man bearbeitet, auch ein bisschen beweglich sein“ (ebd.) sollte, um vielfältig, im Sinne materieller Sicherheit, auf Stellen zu passen.

Vor allem an letzterem Beispiel wird deutlich, dass ein angenommener wissenschaftlicher Normallebenslauf als Referenzfolie für die eigene Biographie angelegt wird. Bereits im Zitat von Frau Neumann (vgl. A.:67) ist die Kontinuität des eigenen wissenschaftlichen Werdegangs thematisiert. Frau Siegert-Kohl spricht von einer „gradlinigen Karriere“ (Siegert-Kohl, A.:61), die für sie als Normalität angenommen wird, welche aber in der Praxis ihrer Deutung nach nicht oder nur sehr schwer zu erreichen ist. Betrachtet man ihren Werdegang entlang des Sequenzmusters, so wird deutlich, dass sie selber diese Gradlinigkeit offenbar nicht erfüllt. Hierin kann ein Grund des Haderns mit dieser vermeintlichen *Normalität in der Wissenschaft* gesehen werden. Gleichzeitig wird deutlich, dass ihre biographischen Bezugnahmen im Hinblick auf die *Normalitäten in der Wissenschaft* geschehen. So verhält es sich auch bei Frau Thiele. Sie sieht sich ebenfalls einem wissenschaftlichen Normallebenslauf gegenüber. Diesen stellt sie sehr überspitzt dar und relativiert ihn zugleich. Ich vermute, um zu verdeutlichen, wie schwer sie es empfindet, den Anforderungen zu entsprechen, die sie jedoch als obligatorisch deutet, um eine Professur zu erreichen. Somit legt auch sie ihrer Biographie die Referenzfolie einer wissenschaftlichen Karriere zu Grunde, auch wenn sie augenscheinlich mit ihren Sinndeutungen eine Strategie verfolgt, diese Anforderungen

weniger bedrohlich wirken zu lassen. Hierauf werde ich in den Ausführungen zur nächsten Analysekategorie wieder eingehen.

„Na ja klar, also es gibt diese Vorstellung eines idealen (langgezogen) wissenschaftlichen Lebenslaufs von Leuten, die dann irgendwie in zwei Fächern promovieren bevor sie 23 sind. Also ich übertreibe [...]. Ich habe das nicht wirklich geglaubt, auch weil ich eben viele Karrieren gesehen habe, die ganz anders gelaufen sind [...]. Dann gibt's auch Leute, die berufen werden, die haben nicht einen Peer-Review-Artikel geschrieben. Eigentlich müssten die ja tot umfallen und trotzdem kriegen die Professuren“ (Thiele, A.:64).

Herr Ihsen bezieht sich ebenfalls auf einen wissenschaftlichen Normalverlauf, indem er sagt, dass er entweder mit 42 Jahren Professor ist oder die Wissenschaft verlassen wird (vgl. Ihsen, A.:25). Damit nimmt er Bezug auf das durchschnittliche Erstberufungsalter (vgl. BuWiN 2013) und verdeutlicht gleichsam, dass er diese Normalität in der Wissenschaft als Referenz für die eigene Biographie annimmt.

Es zeigt sich entlang der dargestellten Bezugnahmen, dass biographische Unsicherheit auf einer immateriellen, sinndeutenden Ebene offenbar vorhanden ist. Vor allem informelle Anforderungen führen zu Verunsicherungen. Dadurch, dass die *Postdocs in der Soziologie* diese Anforderungen durch das Verstehen der sozialen Prozesse und Spielregeln im Feld als *Normalitäten in der Wissenschaft* wahrnehmen, deuten sie sie aber nicht als Gefahr, sondern als Risiko.

Die Kritik an formellen Anforderungen in der Wissenschaft, die in dem Zitat von Frau Thiele zum Ausdruck kommt, ist ein Alleinstellungsmerkmal von ihr. Bei allen anderen Interviewten konnte diese kritische Haltung nicht gefunden werden. Neumann, Ihsen, Lader und Siegert-Kohl zählen formelle Aspekte wie Publikationsanforderungen, Auslands- und vor allem Drittmittelerfahrung nur auf und scheinen diese Anforderungen internalisiert zu haben. Diese Anforderungen werden in diesem Typus, mit einer Ausnahme, offenbar weniger als Druck wahrgenommen, als in anderen Typen zuvor (vgl. Stehler, Chon und Hammer). Vielmehr scheinen sie hier als zu bewältigende Aufgaben akzeptiert zu werden. Dies spricht dafür, dass zumindest daraus keine biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene entsteht.

Bezugnahmen zum Normallebenslauf geschehen in diesem Typus lediglich in negativ kontrastierender Form zum wissenschaftlichen Normalverlauf. Dies kann wiederum ein Indiz dafür sein, dass biographische Bezugnahmen fast ausschließlich auf der Grundlage der *Normalitäten in der Wissenschaft* gedeutet werden. Dies stellt sich ähnlich zum Typus *Postdocs im Maschinenbau* dar. Es scheint, als ob vor allem die Postdocs

ausschließlich *Normalitäten in der Wissenschaft* als Referenzfolie für die eigene Biographie heranziehen.

Frau Neumann stellt heraus, dass sie „*eh keine Sehnsucht nach einem Beamtenverhältnis*“ (Neumann, A.:188) habe und spricht sich damit gegen ein Normalarbeitsverhältnis im Sinne des Normallebenslaufs aus⁷¹. Bei Frau Thiele stellt es sich sehr ähnlich dar. Sie erzählt, dass sie jemand sei, die „*das Feste sehr scheut und deshalb so eine Unplanbarkeit quasi auch irgendwie präferie[re]*“ (Thiele, A.:76). Ebenso verweist sie darauf, dass die Form des wissenschaftlichen Arbeitens in ihren Augen verlangt, sich nicht mit „*so einer Normalbiographie verbinden*“ (ebd., A.:103) lässt, da man beim Schreiben nicht „*um fünf Uhr irgendwie den Griffel fallen*“ (ebd.) lassen kann. Besonders eindrücklich hierzu sind die Erzählungen von Frau Siegert-Kohl. Sie habe in einem bestimmten Alter den Wunsch nach „*geregelten Bahnen, also gesicherte[n] Strukturen*“ (Siegert-Kohl, A.:81) gehabt⁷². Diese fand sie in einer entfristeten außeruniversitären Stelle.

„*[...] und hatte mir eingebildet, dass der Sicherheitsaspekt mir wichtiger ist als die wissenschaftliche Karriere. Ähm, habe mich dann auf diese Stelle beworben, habe diese Stelle bekommen und ein halbes Jahr, länger habe ich es nicht ausgehalten, gependelt [...]. Und relativ schnell war klar, dass dieser Aspekt der unbefristeten Stelle, dass der gar nicht so zieht. Also..., dass der den Leidensdruck nicht kompensiert, ja*“ (ebd, A.:83).

Das Zitat verdeutlicht eindrücklich, dass biographische Sicherheit auf einer materiellen, finanziellen Ebene für ihre biographischen Deutungen und Entscheidungen nicht besonders ausschlaggebend ist.

Bei Frau Lader und Herrn Ihsen konnten keinerlei Bezüge im Hinblick auf den Normallebenslauf gefunden werden. Insgesamt kann so für diesen Typus festgehalten werden, dass *Normalitäten in der Wissenschaft* als Referenzfolie für die eigene Biographie gedeutet werden. Dabei ist auffällig, dass hier offenbar Normalitäten in Bezug auf informelle Anforderungen, speziell soziale Prozesse, besondere Relevanz zukommt. Die Ausführungen haben gezeigt, dass insbesondere soziale Prozesse in der Scientific Community und inhaltliche Ausrichtungen als wesentlich gedeutet werden. Hier scheint es aber auch zu einer Passung zwischen eigenen und institutionellen Anforderungen zu kommen. Dies hat zur Folge, dass die angenommenen Normalitäten

⁷¹ Es scheint zunächst ambivalent, da auch die Professur eine Beamtenstelle ist. Der Kontext des gesamten Interviews und die Tonaufnahme lassen jedoch erkennen, dass sie mit der negativ bewerteten Beamtenstelle stark von Routinen und festen Arbeitszeiten geprägte Stellen im öffentlichen Dienst meint.

⁷² Dies stand interessanterweise nicht im Zusammenhang mit der Familienplanung. Frau Siegert-Kohl hat zwei Kinder. Diese kamen vor der beschriebenen Phase zur Welt, in der sie und ihr Mann in befristeten Arbeitsverhältnissen beschäftigt waren.

sich zwar in biographischer Unsicherheit niederschlagen, jedoch weniger in Form wahrgenommener Gefahr als vielmehr in Form von Risiko. Diesen und weitere Aspekte im Hinblick auf die Form wahrgenommener biographischer Unsicherheit beleuchte in der nun folgenden Analysekatgorie.

6.4.3.5 Wahrnehmung biographischer Unsicherheit

Wie schon der Name dieses Typus in der Überschrift verrät, nehmen die *Postdocs in der Soziologie* biographische Unsicherheit als Risiko wahr. Entlang der dargestellten Ergebnisse klang bereits an, dass dabei biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene weniger Relevanz besitzt als auf einer immateriellen Ebene. Ich werde wie in den Typen zuvor die für diese Analysekatgorie relevanten Ergebnisse der vorangegangenen Kategorien aufgreifen, zusammenfassen und die Form der hier wahrgenommenen biographischen Unsicherheit beschreiben.

Bereits die Betrachtung der Sequenzmuster wies auf, dass fast alle Interviewten dieses Typus einen Werdegang vorweisen, der einem Wechselstatus zuzuordnen ist. Dabei war auffällig, dass innerhalb des Werdegangs vergleichsweise häufige Wechsel zwischen den universitären Anstellungen stattfanden und je zu Beginn des wissenschaftlichen Werdegangs ein Wechsel von einer außeruniversitären bzw. außerwissenschaftlichen auf eine universitäre Stelle. Diese außeruniversitären und außerwissenschaftlichen Stellen erschienen als transitorische Phasen, was wiederum als Hinweis darauf gesehen werden kann, dass die Tätigkeit an einer Universität aktiv von den Interviewten forciert wurde. Entlang der Stationen der einzelnen Werdegänge konnte in diesem Typus also eine Tendenz vermutet werden, die sich durch weitere Analyseergebnisse bestätigen lies – die Interviewten dieses Typus können als Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit bezeichnet werden. Im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit konnte anhand der Sequenzmusteranalyse noch keine Aussage getroffen werden.

Aus den Analysen zum *biographischen Gesamtzusammenhang* konnte festgehalten werden, dass die Wechsel in den Werdegängen Ergebnisse aktiver Entscheidungen seitens der Postdocs waren. Insgesamt stellt sich der *biographische Gesamtzusammenhang* in diesem Typus als aktiv dar. Auch wenn Gelegenheiten wahrgenommen wurden, so waren diese kein Ausdruck einer passiven Lebensführung, sondern Ausdruck der äußeren Strukturen in der Wissenschaft, genauer des Hasards. Dieser wurde von den Postdocs zwar wahrgenommen, jedoch als Teil des

wissenschaftlichen Werdegangs akzeptiert. Daraus kann abgelesen werden, dass keine sonderlich ausgeprägte biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene wahrgenommen wird. Dieser Eindruck verstärkt sich durch die Schilderungen von Frau Neumann. Sie heißt die vorherrschenden Strukturen nicht für gut, sieht sie für sich jedoch nicht als besonders belastend, da sie ohnehin nicht im Mittelbau verweilen möchte. Der vermeintlich prekäre und unsichere Weg auf eine Professur wird somit als Durchgangphase gedeutet, die keinen besonderen Anlass zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit gibt.

„Ich habe das jetzt gerade so an meiner Biographie gar nicht so stark gemacht [...] ich möchte nicht im Mittelbau bleiben, deswegen ist es gar nicht so eine Perspektive, die ich so stark ausbauen möchte. [...] ich finde das ist politisch ein wichtiger Punkt, der ist für mich biographisch aber nicht so relevant, aber deswegen möcht' ich ihn nicht unter den Tisch fallen lassen“ (Neumann, A.:219).

Dieser Aspekt, dass biographischer Unsicherheit auf einer materiellen Ebene keine sonderlich große Relevanz zuteilwird, konnte auch durch die Analysekategorie *biographisches Handeln* bestätigt werden. Hier konnte ich zeigen, dass die *Normalitäten in der Wissenschaft* als Referenzfolie für die eigene Biographie gedeutet werden. Dabei war auffällig, dass vor allem soziale Prozesse in der Scientific Community eine Relevanz in den Erzählungen der *Postdocs in der Soziologie* hatten. Eigene und institutionelle Erwartungen scheinen übereinzustimmen. Dennoch liegt hier, wie die Analysen der entsprechenden Kategorien gezeigt haben, das größte Potenzial für die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene. Zwar haben sie die sozialen Prozesse in der Wissenschaft für sich angenommen, ihr Umgang damit verweist jedoch darauf, dass sie vor allem hier Gründe eines möglichen Scheiterns sehen.

Sollte dieses Scheitern im Sinne dessen, dass keine Professur erreicht werden kann, eintreten, so haben alle Interviewten eine Alternative (vgl. Kapitel 6.4.3.2) Dies erklärt zum einen, weshalb biographische Unsicherheit auf materieller Ebene weniger relevant scheint, zeigt aber auch, dass der wissenschaftliche Werdegang trotz allem als riskant wahrgenommen wird.

„Aber man muss auch damit rechnen, dass es nicht funktioniert“ (Ihsen, A.:15).

Durch die Verweise auf das *biographische Handeln* konnte bereits gezeigt werden, dass biographische Unsicherheit als Risiko und nicht als Gefahr wahrgenommen wird. Entgegen aller Umstände forcieren alle *Postdocs in der Soziologie* das Ziel der Professur (vgl. *Konstruktion von Zukunft*). Der Umstand, dass sie verschiedene Strategien

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

vorweisen, die dieses Ziel ermöglichen sollen, lässt die wahrgenommene biographische Unsicherheit gleichfalls als Risiko und nicht als Gefahr erkennen. Sie sehen sich dazu in der Lage, die Situation durch eigenes Handeln positiv zu beeinflussen. Zumindest in dem Rahmen, den der wissenschaftliche Hasard zulässt.

Frau Neumann sieht ihre eigene Leistungsfähigkeit für ein weiteres Vorankommen in der Pflicht. Nicht etwa die äußeren Strukturen an sich, da sie sich „*recht sicher ist*“ (Neumann, A.:195), dass sie die nächsten Jahre „*irgendwie*“ (ebd.) mit ihrer Chefin verbringt.

„*Jetzt gibt es eigentlich keine Kluft zwischen den Erwartungen und den Bedingungen. Jetzt würde ich sagen, muss ich einfach mal alles machen, was ich vorhabe*“ (ebd., A.:170).

Herr Ihsen schildert ausführlich, dass er der Unsicherheit in der Wissenschaft aktiv mit „*risikominimierenden Strukturen*“ (Ihsen, A.:5) begegnet. Dazu gehört für ihn, dass er die Anforderungen vor allem im Hinblick auf Publikationen erfüllt (vgl. ebd., A.:15), sich in das soziale Spiel der Wissenschaft einfügt (vgl. ebd., A.:17) und für sich eine Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen herstellt.

„*Also, er will irgendwas und dann wird darüber diskutiert [...]. Aber das ist eben alles Abstimmung. Und das war für mich wichtig, solche Strukturen vorzufinden, um das Risiko zu minimieren. Das Risiko wird auch immer minimiert dadurch, dass der Vorgesetzte eine ähnliche Orientierung hat in Bezug auf die Kriterien, die mir momentan wichtig sind*“ (ebd., A.:25).

Schließlich würde Herr Ihsen die Wissenschaft auch auf seine Exitoption verlassen, wenn es bis zu einem bestimmten Punkt nicht funktioniert hat (vgl. *biographisches Handeln*). Diese Taktik verfolgt auch Frau Lader, die dann „*einen Schnitt*“ (Lader, A.:135) machen würde, wenn sie merke, dass es „*nicht klappt, oder dass es aussichtslos ist*“ (ebd., A.:131).

Bei Siegert-Kohl kann ebenfalls ein aktiver Umgang mit der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit herausgearbeitet werden. Wie bereits beschrieben, sieht sie sich einem idealen wissenschaftlichen Normallebenslauf gegenüber, den sie offenbar mit ihrem eigenen Werdegang nicht erfüllen kann. Als Reaktion darauf versucht sie ihren Lebenslauf an die Anforderungen im Sinne einer „*Bastelbiographie*“ (Siegert-Kohl, A.:67) so gut wie möglich anzupassen. Frau Thiele hingegen zweifelt viele Anforderungen an und übernimmt sie nicht als normative Vorgaben, sondern setzt ihnen ihre Deutungen der Praxis entgegen.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

Die Darstellungen lassen erkennen, dass sich der Umgang mit biographischer Unsicherheit in diesem Typus in einer aktiven Auseinandersetzung damit ausdrückt. Ihrem biographischen *Gesamtzusammenhang* entsprechend arbeiten die *Postdocs in der Soziologie* aktiv an ihren wissenschaftlichen Karrieren und somit auch aktiv gegen die wahrgenommene biographische Unsicherheit, die vor allem auf einer immateriellen Ebene zu verorten ist.

6.5 Zwischenfazit

Wie auch schon bei der Auswertung des Materials der promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer, soll an dieser Stelle eine kurze Zusammenfassung der herausgearbeiteten Typen in der Soziologie stattfinden. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass das umfängliche Material im anschließenden letzten Kapitel gegenübergestellt wird. In diesem Teilkapitel soll neben einer Zusammenfassung aber auch auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Typen in der Soziologie eingegangen werden, da eine Diskussion des Materials innerhalb der jeweiligen Teilsample im letzten Kapitel nicht mehr angedacht ist.

Der Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg* zeichnet sich durch die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Gefahr aus. Die Grundstruktur des *biographischen Gesamtzusammenhangs* in diesem Typus liegt in dem Zusammenspiel des passiven Wahrnehmens von Gelegenheiten und der Entscheidung des Ausstiegs. Im Hinblick auf diesen Ausstieg müssen jedoch Unterschiede gemacht werden. Während Stehler und Chon gänzlich aus der Wissenschaft aussteigen wollen, versuchen Nies und Corte lediglich die universitären Stellen zu Gunsten außeruniversitärer Stellen zu verlassen. Darin vermuten sie die Möglichkeit, Wissenschaft oder wissenschaftsnahe Arbeit in stetigeren Strukturen betreiben zu können.

Entsprechend dieses Unterschiedes zwischen den Interviewten gestalten sich auch die weiteren Analysekatoren. Im Hinblick auf *Basissicherheiten* setzen Stehler und Chon auf außerwissenschaftliche Berufserfahrung. Bei Nies und Corte konnten weitaus hypothetischere *Basissicherheiten* im Sinne von Vertrauen und Hoffnung herausgearbeitet werden. Ausschlaggebend für diesen Typus ist, dass keiner der Interviewten auf eine feste, sichere Form der *Basissicherheit* beispielsweise im Sinne

einer finanziellen Absicherung auf materieller Ebene bauen kann. Auch nicht auf immaterieller Ebene, da keine genauen Pläne und Wünsche bestehen. Dies zeigt sich auch anhand der *Zukunftskonstruktionen* bei den *Promovierten und Forschenden auf der Suche nach einem Ausweg*. Zwar besteht auch hier der Unterschied, dass Corte und Nies wissen, in welche Richtung sie gerne möchten, während die *Zukunftskonstruktionen* von Stehler und Chon gänzlich uneindeutig sind. Insgesamt kann in diesem Typus jedoch von offenen *Zukunftskonstruktionen* ausgegangen werden.

Der Wunsch nach stetigen Strukturen (die äußeren Bedingungen von Stellenmodalitäten betreffend), lässt Bezüge zu Normalitäten in der Wissenschaft hier vor allem als negative Kontrastfolie erscheinen. Im Hinblick auf das *biographische Handeln* konnte für diesen Typus festgehalten werden, dass *Normalitäten in der Wissenschaft* und eigene Lebensentwürfe als sich gegenseitig ausschließend gedeutet werden. Hieraus erschließt sich, dass die Interviewten dieses Typus ihre Sinndeutungen auf Strukturen des Normallebenslaufs beziehen.

Insgesamt habe ich festgestellt, dass Stehler, Corte, Nies und Chon nicht als Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit betrachtet werden können. Bezüglich der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit ist festzuhalten, dass diese auf materieller wie immaterieller Ebene als Gefahr wahrgenommen wird. Der Umgang damit ist dadurch bestimmt, dass alle versuchen, dieser Gefahr durch einen Ausstieg aus der Wissenschaft, oder zumindest aus der universitären Forschung, zu entgehen.

Der *biographische Gesamtzusammenhang* im Typus *außeruniversitär Forschende in der Soziologie* zeichnet sich durch mehr Aktivität als in Typus zuvor aus. Ein weiterer Unterschied besteht zudem darin, dass die Entscheidung des Stellenwechsels bereits in die Tat umgesetzt wurde. Dabei hat lediglich Frau Zimmermann einen Wechsel von einer universitären auf eine außeruniversitäre Stelle vollzogen. Alle übrigen Interviewten dieses Typus weisen Stellenwechsel innerhalb außeruniversitärer Forschungseinrichtungen vor. Bei allen Stellenwechseln konnte jedoch festgestellt werden, dass diese vorgenommen wurden, um sowohl biographischer Unsicherheit auf einer materiellen wie auch immateriellen Ebene zu entgehen (vgl. Typ *Forschende in der Industrie*). Interessant ist, dass alle außeruniversitär Forschenden in der Soziologie von forschungsorientierten in dienstleistungsorientierte Institute gewechselt haben. Die Ausführungen haben verdeutlicht, dass dies zur Schaffung einer kongruenten Passung zwischen eigenen Wünschen und institutionellen Anforderungen geschehen ist, die Interviewten dieses Typus also nicht als Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

gesehen werden können. Keiner der Interviewten dieses Typus strebt eine wissenschaftliche Karriere an.

Als *Basissicherheiten* konnte bei diesem Typus herausgearbeitet werden, dass die Interviewten auf den jetzigen Stellen sowohl bessere Arbeitsbedingungen als auch bessere berufliche Perspektiven wahrnehmen. Auch hier handelt es sich wieder um eher hypothetischer *Basissicherheiten*. Die Stellen sind nicht entfristet, eine bessere materielle Absicherung wird lediglich vermutet.

Die *Zukunftskonstruktionen* dieses Typus scheinen eindeutiger als bei den *Promovierten und Forschenden auf der Suche nach einem Ausweg*. Jedoch ist auch hier festzuhalten, dass sie lediglich auf einer sinndeutenden Ebene eindeutig sind. Inhaltlich sind sie geschlossen, durch die äußeren Bedingungen jedoch eher offen. Dies lässt vor allem biographische Unsicherheit auf einer materiellen und nicht immateriellen Ebene wahrscheinlich werden.

Die Ausführungen zum Typus *außeruniversitär Forschende in der Soziologie* haben gezeigt, dass im Hinblick auf Bezüge zu *Normalitäten in der Wissenschaft* (Analysekategorie *biographisches Handeln*) Unterscheidungen getroffen werden können, zwischen Bezügen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* allgemein und jenen zum rein universitären Weg. Für die Interviewten dieses Typus scheint letzterer durch den Druck auf eine Professur geprägt zu sein. Diesen Weg schließen sie für sich aus. Durch die herausgearbeiteten Bezüge konnte dargelegt werden, dass sie Wissenschaft in stetigen Strukturen für die Sinndeutungen ihrer biographischen Handlungen ansetzen. Damit beziehen sie sich sowohl auf die Wissenschaft, als auch auf den Normallebenslauf.

Hinsichtlich der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit konnte festgestellt werden, dass diese auf den vorherigen Stellen der außeruniversitär Forschenden als Gefahr wahrgenommen wurde. Nach dem Wechsel wird biographische Unsicherheit allenfalls als Risiko wahrgenommen. Dabei ist festzuhalten, dass vor allem biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene als eine Art Restrisiko wahrgenommen wird. Durch den Wechsel konnte eine Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen erreicht werden, so dass biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene keine große Relevanz mehr zu besitzen scheint. Der aktive Stellenwechsel stellt hier den Umgang mit der zuvor wahrgenommenen Gefahr dar.

Der Typus *selbstzweifelnder Postdoc und der Unschlüssige* ist vor allem gekennzeichnet durch die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene als Gefahr. Die Einzelfälle stellen sich dabei sehr unterschiedlich dar. Herr Quand präferiert

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

eigentlich den Ausstieg aus der Wissenschaft, kann dahingehend nicht als Postdoc bezeichnet werden. Herr Hammer würde gerne eine Professur erreichen, kann als Postdoc angesehen werden, ist jedoch voller Selbstzweifel.

Gemein ist beiden, und dies ist typenkonstituierend, dass institutionelle Erwartungen und Anforderungen als normativer Druck wahrgenommen werden. Diesen will (Quand) oder kann man in der eigenen Wahrnehmung (Hammer) nicht entsprechen, wodurch biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene wahrgenommen wird. Biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene scheint in diesem Typus keine Relevanz zu besitzen.

Im Gegensatz zu den vorangegangenen Typen in der Soziologie, wird von Herrn Hammer biographische Unsicherheit nicht wegen einer fehlenden Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen wahrgenommen (wie auch bei Herrn Quand in diesem Typus), sondern auf Grund von Selbstzweifeln. Gerne würde er die Anforderungen erfüllen, weiß aber nicht, ob „es reicht“ (Hammer, A.:51). Dies unterscheidet ihn von den übrigen *Postdocs in der Soziologie* im letzten Typus.

Die *Postdocs in der Soziologie* nehmen biographische Unsicherheit als Risiko wahr. Dabei wird der materiellen Ebene weniger Relevanz beigemessen als der immateriellen. Der *biographische Gesamtzusammenhang* dieses Typus ist geprägt durch aktive Entscheidungen. Wahrgenommene Gelegenheiten sind hier mehr als Resultat äußerer Strukturen denn als Resultat einer passiven Lebensführung zu lesen.

Basissicherheiten beziehen sich teilweise auf mögliche, im Gegensatz zum Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*, als adäquat wahrgenommene Exitoptionen. Insbesondere wird jedoch das als positiv gedeutete eigene Ansehen in der Scientific Community als *Basissicherheit* gedeutet. Dem Aspekt der sozialen Prozesse in der Wissenschaft wird in diesem Typus, im Gegensatz zu den anderen Typen, ohnehin die größte Beachtung beigemessen. Dies bestätigt sich auch mit der Analysekategorie *biographisches Handeln*. Es konnte gezeigt werden, dass die Postdocs aus der Soziologie vor allem die *Normalitäten in der Wissenschaft* als biographische Referenzfolie für ihre eigenen Deutungen heranziehen. Dabei stellen die Interviewten vornehmlich heraus, dass sie Normen und informelle Regeln sozialer Prozesse im Feld erkannt haben und ihre eigene Biographie daran orientieren. Hierdurch wird biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene, anders als bei Herrn Hammer, lediglich als Risiko wahrgenommen. Dennoch ist ihnen bewusst, dass es auch „nicht funktionieren“ (Ihsen, A.15) kann. Eine Art Restrisiko bleibt somit bestehen,

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

welches die Postdocs für den dauerhaften Verbleib in der Wissenschaft anscheinend bereit sind einzugehen. Biographische Unsicherheit auf einer materiellen Ebene scheint durch *Basissicherheiten* weitestgehend irrelevant zu sein.

Der Umgang mit der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit zeichnet sich bei den *Postdocs in der Soziologie* vor allem dadurch aus, dass sie aktiv an ihren wissenschaftlichen Karrieren arbeiten und so versuchen, den gedeuteten Normalitäten und Anforderungen zu entsprechen.

Die folgenden Ausführungen werden nun teilweise nur sehr holzschnittartig der Vollständigkeit halber behandelt, da auf die meisten Aspekte im letzten Kapitel nochmals genauer eingegangen wird.

Die Promovierten Soziologinnen und Soziologen in diesem Sample sind alle in befristeten Beschäftigungsverhältnissen an Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen tätig. Entgegen der Befunde zu den promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern ist auf Grund dieser Homogenität in den Stellenmodalitäten keine solch explizite typencharakteristische Zuteilung der Einzelfälle festzustellen. Nicht alle Interviewten mit gleichen Beschäftigungsbedingungen sind auch den gleichen Typen zugeordnet wurden. Dennoch kann auch hier festgehalten werden, dass Sequenzmuster und Wege einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit zu haben scheinen. So sind doch alle außeruniversitär Forschenden in einem Typus vereint. Erneut ist an dieser Stelle anzumerken, dass es sich hier um außeruniversitär Forschende an dienstleistungsorientierten Instituten handelt. Ich vermute, dass Soziologinnen und Soziologen an forschungsorientierten außeruniversitären Forschungseinrichtungen mit den gleichen institutionellen Anforderungen und Bedingungen konfrontiert sind, wie jene an Universitäten. Dies würde dazu führen, dass sich entsprechende Interviewpartner über alle hier gebildeten Typen hinweg im Fach Soziologie finden ließen. Ausgenommen dem Typus *außeruniversitär Forschende in der Soziologie*. Durch weiterführende Untersuchungen mit Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern von forschungsorientierten außeruniversitären Einrichtungen müsste der Typenname eventuell erweitert werden auf *außeruniversitär Dienstleistungsforschende in der Soziologie*.

Es ist erkennbar, dass sich die Form der Sequenzmuster in einzelnen Typen ähnelt. So ist der Typus *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg* vor allem durch einen Fortsetzungsstatus gekennzeichnet. Dieses ist als Resultat eines eher passiven *biographischen Gesamtzusammenhangs* zu sehen. Hier scheint es Parallelen

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

zum Typus *Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* im Maschinenbau zu geben. Auch der Typus *Postdocs in der Soziologie* ist durch einen bestimmten Status geprägt, den Wechselstatus. Dieser ist offenbar als aktive Entscheidung für eine wissenschaftliche Karriere zu betrachten, die in einer Professur münden soll. Es zeigt sich also, dass Sequenzmuster und Wege einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit haben können. Im letzten Kapitel wird dieser Aspekt unter Einbezug der Ergebnisse zu den Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern nochmals genauer betrachtet.

Die Vermutung, mit welcher das vorangegangene empirische Kapitel zum Maschinebau abschloss, kann hier auf den ersten Blick bestätigt werden⁷³. Tatsächlich ist in diesem Sample die Gefahrenlogik in der Form der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit präsenter als bei den Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern. Diese wahrgenommene Gefahr bezieht sich jedoch nicht, wie zunächst angenommen, nur auf eine schlechtere Einschätzung des Arbeitsmarktes und in diesem Sinne auf eine materielle Ebene der biographischen Unsicherheit. Vor allem mit dem Typus *der selbstzweifelnde Postdoc und der Unschlüssige* konnte ich zeigen, dass biographische Unsicherheit auch alleinig auf einer immateriellen Ebene wahrgenommen werden kann. Auch hier wird eine Betrachtung der jeweiligen Formen biographischer Unsicherheit vergleichend im Schlusskapitel stattfinden.

Innerhalb der Typen in der Soziologie konnten keine besonderen Geschlechterspezifika erkannt werden. Typenübergreifend kann jedoch auf eine Auffälligkeit aufmerksam gemacht werden, die häufig als Genderthematik diskutiert wird (vgl. u.a. Beaufaÿs 2003, Engler 2003, Kahlert 2012). Sowohl Herr Querfeld als auch Frau Tust machen in ihren Erzählungen darauf aufmerksam, dass sie sich gegen eine Familiengründung entschieden haben. Diesen Aspekt stellen sie in den Kontext von *Normalitäten in der Wissenschaft*, indem sie schildern, dass eine wissenschaftliche Karriere ohne Kinder besser zu bewerkstelligen sei denn mit Kindern.

„Man sollte sich nicht so schnell erschüttern lassen. Das geht schon. Ich habe keine Kinder, ich glaube, das ist für Kollegen und Kolleginnen, die eine Familie gründen wollen oder haben, schon noch schwieriger“ (Tust, A.:63).

„[...] also Kinder kriegen, das ist bei uns, also wir haben uns eigentlich schon dagegen entschieden. Von daher besteht diese Baustelle nicht...also ich finde das für mich privat,

⁷³ Die Vermutung bestand darin, dass biographische Unsicherheit als Gefahr in der Soziologie eine größere Relevanz besitzt als im Maschinenbau.

Promovierte Soziologinnen und Soziologen – Wahrnehmung biographischer Unsicherheit: zwischen Gefahr und Risiko

hauptsächlich dieses...das ist halt eine ganz andere Art von Arbeit als jetzt ein normaler Job. [...] Also weil wir jetzt da diese ganze Kindersituation nicht haben, hat es auch extreme Vorteile, weil man generell ... flexiblerer Arbeitszeiten hat“ (Querfeld, A.:188)

Beide scheinen damit auf einen Diskurs zu reagieren, der suggeriert, dass Elternschaft und wissenschaftliche Karriere als sich gegenseitig ausschließend gedacht werden (vgl. Beaufäys 2003). Hierin kann für das vorliegende Material jedoch keine Geschlechterdifferenz erkannt werden, da beide in gleicher sinndeutender Form Bezug auf diesen Aspekt nehmen.

Bei den Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen (Maschinenbau) konnte etwas anderes herausgearbeitet werden. Unter anderem wird von diesen Maschinenbauern mit dem Aspekt der guten Vereinbarkeit von Familie und wissenschaftlicher Tätigkeit der Verbleib an der Universität begründet. Hierauf werde ich im anschließenden Kapitel genauer eingehen. An dieser Stelle kann jedoch festgehalten werden, dass im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit keine Geschlechterdifferenz unter den Soziologinnen und Soziologen festzustellen war.

In Bezug auf die Herkunft der Soziologinnen und Soziologen konnten nur wenige Erkenntnisse gewonnen werden. Insgesamt wird der Herkunftsfamilie und einem möglichen Zusammenhang mit der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit von den Soziologinnen und Soziologen fast keine Relevanz in ihren Erzählungen eingeräumt. Lediglich zwei sehr unterschiedliche Soziologinnen gehen in ihren Erzählungen auf ihre Herkunft ein. Frau Stehler betont, dass sie aus einem Nicht-Akademiker-Haushalt stammt.

„Also vielleicht muss ich ja auch einfach dazu sagen, bei mir ist niemand promoviert in der Familie“ (Stehler, A.:18).

Zudem schildert sie, dass sie in ihrer Familie häufiger die biographische Erfahrung der Unsicherheit gemacht habe. Zu Gunsten der Anonymisierung kann darauf nicht genauer eingegangen werden. Auch Frau Neumann berichtet von biographischen Erfahrungen mit prekären Phasen in der Familie. Sie kommt hingegen aus einer Akademikerfamilie.

„Meine Eltern sind auch beide Akademiker und mein Vater hatte eine total krasse Berufskarriere. Von himmelhoch jauchzend bis zu Tode betrübt. Also der war irgendwie [höheres Amt in der Kommunalpolitik] und er war [Angestellter im Einzelhandel]“ (Neumann, A.:186).

„Und er hat mir so vermittelt, oder meine Eltern haben uns auch ganz stark vermittelt, aber vor allem er im Rahmen seiner Karriere, wenn man gelernt hat zu lernen, dann kann man eigentlich alles“ (Neumann, A.:188).

Die Interviewausschnitte bestätigen den Forschungsstand. Auch in der vorliegenden Arbeit scheint die soziale Herkunft einen Unterschied zu machen (vgl. Lange-Vester, Teiwes-Kügler 2013). Frau Neumann aus einer Akademikerfamilie zieht aus ihrer biographischen Erfahrung der Unsicherheit in der Herkunftsfamilie keine biographische Unsicherheit. Für sie scheinen Phasen der Unsicherheit selbstverständlich und überwindbar zu sein. Ganz anders Frau Stehler. Für sie führt die biographische Erfahrung der Unsicherheit in ihrer Familie offenbar dazu, dass sie diese Unsicherheit in der eigenen Biographie nicht wiederholen möchte.

Entlang des Materials können keine weiteren Aussagen dazu getroffen werden. Ob das Fehlen dieses Aspektes in den Erzählungen der Interviewten als Ergebnis der Untersuchung gelten kann oder als Resultat der Erhebungsmethode anzusehen ist, könnte abschließend lediglich durch eine Nacherhebung geklärt werden. Die Tatsache, dass zumindest zwei der Interviewten diesen Aspekt in ihre Erzählungen mit aufgenommen haben, ist jedoch ein Hinweis darauf, dass der Herkunft in den Sinndeutungen der übrigen Soziologinnen und Soziologen schlicht wenig Relevanz in Bezug auf ihre wissenschaftlichen Werdegänge gezollt wird. Ausschließlich jene Fälle, in denen sehr starke biographische Erfahrungen mit Unsicherheit in den Herkunftsfamilien stattgefunden haben, machen diese auch zum Thema ihrer Schilderungen. Die Interviewzitate haben verdeutlicht, dass die daraus resultierenden Sinndeutungen nicht unterschiedlicher sein könnten. Und doch fügen sie sich in die Ergebnisse soziologischer Forschungsstränge, in denen der Herkunft eine bedeutsame Rolle für den Erfolg wissenschaftlicher Karrieren attestiert wird (vgl. Kapitel 3.3).

Im Hinblick auf die verschiedenen Karrierewege (vgl. Graphik 1 und Graphik 2) muss hier eine Differenz zu den promovierten Maschinebauerinnen und Maschinenbauern gemacht werden. Im Gegensatz zu den möglichen Karrierewegen im Maschinenbau wurde bereits bei der Sampleauswahl herausgearbeitet, dass wissenschaftliche Karrieren in der Soziologie ausschließlich über einen rein wissenschaftlichen Weg üblich sind. So weisen auch die für die vorliegende Arbeit interviewten Soziologinnen und Soziologen einzig diese Wege auf. Als Besonderheit konnten Parallelstatus bei zwei Interviewten festgestellt werden (Stehler (*Typus Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg*) und Quand (*Typus der selbstzweifelnde Postdoc und der Unschlüssige*)).

Wie in den einzelnen Typen beschrieben, haben diese parallelen Tätigkeiten jedoch keinen Bezug zur Ausübung der wissenschaftlichen Tätigkeiten, sondern scheinen einer Absicherung auf materieller, in Teilen auch immaterieller Ebene zu dienen. Daher kann hier kein weiterer Weg im Hinblick auf übliche wissenschaftliche Werdegänge ausgewiesen werden.

Ein weiteres Ergebnis ist, dass die hier identifizierten Postdocs aus der Soziologie fast ausschließlich von außeruniversitären Stellen zu Gunsten ihrer wissenschaftlichen Werdegänge auf universitäre Stellen wechselten. Gleichzeitig wechselten andere Interviewpartner, die explizit nicht die Professur anstreben, von einer universitären auf eine außeruniversitäre Stelle. Es zeichnet sich also ab, dass trotz der Homogenität eines rein wissenschaftlichen Weges von den Akteuren selbst zwei mögliche Wege in der Wissenschaft gedeutet werden. Zum einen ein universitärer Weg, der die Möglichkeit zur Berufung auf eine Universitätsprofessur birgt. Zum anderen ein außeruniversitärer Weg, der, ähnlich wie die Industrieforschung im Maschinenbau, Forschung in relativ *geregelten Bahnen* ermöglicht. Sicherlich sind diese *geregelten Bahnen* auf Grund der äußeren Bedingungen in der Soziologie weitaus prekärer als im Maschinenbau. Die Analysen haben jedoch gezeigt, dass die interviewten Soziologinnen und Soziologen außeruniversitäre Stellen trotz der Befristungen als sicherer auf einer materiellen Ebene, aber auch auf einer immateriellen Ebene deuten. In den Deutungen der Interviewten führt ein außeruniversitärer Weg zwar eventuell auf eine Fachhochschulprofessur, jedoch nicht auf eine Universitätsprofessur. Darin kann ein weiterer Unterschied zum Maschinenbau aufgewiesen werden. Dort können beide Wege nicht nur formal, sondern auch in den Deutungen der Interviewten in einer Universitätsprofessur münden.

Im Zuge der Überlegungen zu dienstleistungsorientierten und forschungsorientierten außeruniversitären Forschungserichtungen müsste die Unterscheidung sicherlich weiter spezifiziert werden – weg von einem rein universitären und außeruniversitären Weg, hin zu einem forschungsorientierten und dienstleistungsorientierten Weg. Letzterer würde in der Lesart der vorliegenden Arbeit nicht zum wissenschaftlichen Karriereweg gezählt werden.

Im nun anschließenden Schlusskapitel werde ich noch gezielter auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Interviewten im Maschinenbau und in der Soziologie eingehen. Eine vergleichende Betrachtung innerhalb der Teilsamples soll hier abgeschlossen sein.

7. Schlussbetrachtung – Synopse, methodologische Reflexion und Ausblick

Fast genau 100 Jahre nach Webers Vortrag im Münchener Steinickesaal über die „*Wissenschaft als Beruf*“ (Weber/Dirk 2002) habe ich mit der vorliegenden Forschungsarbeit untersucht, wie Postdocs im Maschinenbau und in der Soziologie biographische Unsicherheit in diesem nach Weber vom Hasard geprägtem Feld wahrnehmen. Als Postdocs habe ich in der vorliegenden Untersuchung Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler im eigentlichen Sinne definiert. Ein Ergebnis meiner Analysen besteht darin, dass zu dieser Definition nicht einzig die äußeren Bedingungen der Beschäftigungsverhältnisse betrachtet werden dürfen, sondern ebenfalls – und das ist in meinen Augen entscheidend – die Selbstverortung der Interviewpartner. Genauer: Wichtig ist nicht nur, dass sie formal auf Postdocstellen beschäftigt sind, sondern, dass sie sich selbst als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sehen, die an einem dauerhaften Verbleib in der Wissenschaft interessiert sind.

Theoretisch habe ich unter zu Hilfenahme des Konzeptes der biographischen Unsicherheit nach Wohlrab-Sahr (1993) nicht alleinig die äußeren Bedingungen der Beschäftigungsverhältnisse der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner betrachtet, sondern wollte herausfinden, wie die jeweiligen Werdegänge von den promovierten MaschinenbauerInnen und SoziologInnen wahrgenommen werden. Diese Herangehensweise öffnete den Blick für Ergebnisse, die überraschend und im Hinblick auf die Hochschulforschung auch innovativ sind.

In diesem letzten Kapitel werde ich nun schließlich die umfangreichen Ergebnisse der beiden empirischen Auswertungskapitel vergleichen. Zum besseren Verständnis werde ich zunächst die Analyseergebnisse in sehr geraffter Weise in Tabellenform wiederholen. Mit Hilfe dieser Tabellen können dann Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Untersuchungsgruppen entlang der einzelnen Analysekatgorien diskutiert werden. Die Analysekatgorien sind bestimmt durch den *biographischen Gesamtzusammenhang*, *Basissicherheiten*, die *Konzeption von Zeit*, *biographisches Handeln* und schließlich der *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit*.

In der Kategorie *biographischer Gesamtzusammenhang* wurde die Logik, mit der lebenslaurelevante Ereignisse und Handlungen verbunden werden, betrachtet. Die Analysekatgorie *Konzeption von Zukunft* fasst die Erwartungen der Interviewten

hinsichtlich der eigenen Zukunft. Erscheint diese als offen im Sinne von ungewiss oder als geschlossen im Sinne von eindeutig? Unter *Basissicherheiten* habe ich untersucht, durch welche Aspekte die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner Erwartungssicherheit in ihren Biographien gedeutet haben. Beim biographischen Handeln ging es darum herauszuarbeiten, welche biographischen Bezugnahmen in den Sinndeutungen der vermeintlichen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler vorzufinden waren. Die theoretischen Vorarbeiten haben gezeigt, dass es sich bei meiner speziellen Untersuchungsgruppe um Bezugnahme auf den Normallebenslauf nach dem theoretischen Konzept der biographischen (Un-)Sicherheit, aber auch um Bezugnahmen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* handeln kann. Beide Perspektiven wurden zusätzlich auf ihr Verhältnis hin betrachtet. Mit der letzten Analysekatgorie (Wahrnehmung biographischer Unsicherheit) wurde schließlich das Kerninteresse der vorliegenden Arbeit in den Fokus gerückt – wird biographische Unsicherheit wahrgenommen und wie? Wird biographische Unsicherheit dabei als durch eigene Handlungen beeinflussbar gesehen (als Risiko), oder als von außen an die Individuen herangetragen (als Gefahr). Entlang dieses letzten Analysepunktes liefen die Ergebnisse aller zuvor besprochenen Kategorien zusammen.

Neben einer abschließenden Betrachtung der Ergebnisse, reflektiere ich einige Aspekte der vorliegenden Arbeit methodologisch. In einem letzten Teil gehe ich auf Desiderate ein und nehme im Zuge dessen einen Vorschlag einer abstrakteren Typologie vor. Hier geht es mir speziell darum, die empirisch herausgearbeiteten Typen von den einzelnen Disziplinen zu lösen und zu allgemeineren Typen zusammenzufügen. Sicherlich kann dieser Schritt nach den bereits umfänglichen Arbeiten nicht in aller Ausführlichkeit betrachtet und diskutiert werden, dementsprechend ist der Begriff *Vorschlag* auch mit Bedacht gewählt.

Typen Maschinenbau

Typen / Analysekategorie	Manager in der Industrie	Forschende in der Industrie	Wissenschaftliche Koordinatoren	Wiss. Koordinatoren mit Postdoc- Anforderungen	Postdocs im Maschinenbau
Biographischer Gesamtzusammenhang	aktiv, von Entscheidungen geprägt	aktiv, von Entscheidungen geprägt	eher passiv, mit wenigen Ausnahmen werden Gelegenheiten wahrgenommen	passiv – zunächst geplant, aber zusehends passiver	aktiv, von Entscheidungen geprägt
Basissicherheit	Vertrauen auf eigenes Können Arbeitsmarktlage außerhalb der Wissenschaft	Vertrauen auf eigenes Können Arbeitsmarktlage außerhalb der Wissenschaft	Vertrauen auf eigenes Können Arbeitsmarktlage außerhalb der Wissenschaft Entfristung der eigenen Stelle	Entfristung der eigenen Stelle Ansehen am Institut über Erfahrungswissen	Vertrauen auf eigenes Können Ansehen und Reputation im wissenschaftlichen Feld
Konstruktion von Zukunft	durch äußere Bedingungen eindeutig freiwillige Offenheit in Deutungen	durch äußere Bedingungen eindeutig freiwillige Offenheit in Deutungen (teilweise)	geschlossen (sowohl durch äußere Bedingungen, als auch in Deutungen)	geschlossen	Durch äußere Bedingungen uneindeutig, inhaltlich jedoch eindeutig. Offenheit ist nicht freiwillig
Biographisches Handeln	keine Bezüge zur Wissenschaft, nur zur Industriekarriere → Referenzfolie ist der Normallebenslauf	Bezüge zu Beidem, die jeweiligen Vorteile werden verknüpft → Referenzfolie ist der Normallebenslauf	Bei Bezügen zur Wissenschaft werden vor allem Vorzüge betont. Ausschlaggebend sind aber Bezüge zum Normallebenslauf. → Referenzfolie ist der Normallebenslauf	kaum Bezüge zur Wissenschaft → Referenzfolie ist der Normallebenslauf	kaum Bezüge zum Normallebenslauf → Normalitäten in der Wissenschaft dienen als Referenzfolie
Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	keine Wahrnehmung biographischer Unsicherheit (auf beiden Ebenen) → Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen	vor Wechsel in die Industrie als Gefahr antizipiert (auf beiden Ebenen) jetzt keine Wahrnehmung biographische Unsicherheit → Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen	Biographische Unsicherheit ist als Gefahr bekannt, persönlich jedoch nicht akut. → Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen	Materiell nehmen sie keine biographische Unsicherheit wahr, dafür auf einer immateriellen Ebene. → keine Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen	Materiell nehmen sie kaum biographische Unsicherheit wahr, dafür auf einer immateriellen Ebene als Risiko. → Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen

Tabelle 5 Typen Maschinenbau

Typen Soziologie

Typen / Analysekategorie	Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg	Außeruniversitär Forschende	Der selbstzweifelnde Postdoc und der Unschlüssige	Postdocs in der Soziologie
biographischer Gesamtzusammenhang	Bisher passiv und durch das Wahrnehmen von Gelegenheiten geprägt. Einzig die Entscheidung zum Ausstieg wurde nun aktiv getroffen. Insgesamt eher passiv.	Kann beide Ausprägungen haben, aber gewiss wurde die Entscheidung zum Wechsel aktiv getroffen.	Quand: Eher passiv Hammer: Eher aktiv	aktiv, von Entscheidungen geprägt.
Basissicherheit	Vertrauen und Hoffnung auf andere Optionen	Vertrauen auf bessere Arbeitsbedingungen und Perspektiven auf neuen Stellen	Quand: Hypothetische und empirische Sicherheiten Hammer: Nur hypothetische Sicherheiten	mögliche Exitoptionen) Ansehen und Reputation im wiss. Feld
Konstruktion von Zukunft	Durch äußere Bedingungen uneindeutig, ebenso inhaltliche Unklarheit. insgesamt offen (unfreiwillig)	Inhaltlich eindeutig, im Hinblick auf die äußeren Bedingungen offen. Dennoch insgesamt eher geschlossen gedeutet.	Quand: Offen, sowohl inhaltlich als auch durch äußere Bedingungen Hammer: Inhaltlich eindeutig, lediglich durch äußere Bedingungen offen (ungewollte Offenheit)	Durch äußere Bedingungen uneindeutig, inhaltlich jedoch eindeutig.
biographisches Handeln	Bezüge zu Normalitäten in der Wissenschaft werden als Kontrastfolie angelegt. → Referenzfolie ist der Normallebenslauf	Bezüge thematisieren Wissenschaft in stetigen Strukturen. → Referenzfolie ist also die Wissenschaft und der Normallebenslauf (Fokus liegt auf dem Normallebenslauf)	Quand: Wiss. als Referenzfolie, da Flexibilität und Freiheit eher zu Lebensentwurf passt als der Normallebenslauf Hammer: Normalitäten in der Wissenschaft werden als Referenzfolie gedeutet	kaum Bezüge zum Normallebenslauf → Normalitäten in der Wissenschaft dienen als Referenzfolie
Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	biogr. Unsicherheit wird materiell wie immateriell als Gefahr wahrgenommen → Keine Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen	vor Wechsel als Gefahr antizipiert (auf beiden Ebenen) jetzt allenfalls als Risiko auf materieller Ebene → Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen	Biogr. Unsicherheit wird als Gefahr auf einer immateriellen Ebene wahrgenommen. Entweder ist man sich unsicher, ob man es möchte (Quand), oder ob man es schafft (Hammer). Materielle Unsicherheit hat keine Relevanz. → Keine Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen	Materiell nehmen sie kaum biogr. Unsicherheit wahr, dafür auf einer immateriellen Ebene als Risiko. → Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen

Tabelle 6 Typen Soziologie

7.1 Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse – Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Disziplinen

Die Analysen der einzelnen Interviews haben zu einer Herausarbeitung von insgesamt neun Typen geführt (fünf im Maschinenbau und vier in der Soziologie). Die Eigenart wahrgenommener biographischer Unsicherheit unterscheidet sich dabei in Form und Ausprägung. So ist die völlige Abwesenheit von biographischer Unsicherheit (*Manager in der Industrie (MB)*) ebenso möglich, wie die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit als Gefahr (*Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg (SOZ)*) oder auch als Risiko (Postdocs im Maschinenbau und der Soziologie). Ich werde nun Besonderheiten, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der einzelnen Typen abschließend entlang der Analysekatoren betrachten. Dabei behalte ich die Reihenfolge bei, die auch schon in den vorherigen beiden empirischen Kapiteln eingehalten wurde.

Im Hinblick auf den *biographischen Gesamtzusammenhang* innerhalb der Typen ist festzustellen, dass bei allen Postdocs ein aktiver *biographischer Gesamtzusammenhang* herausgearbeitet werden konnte. Ihre Lebensläufe deuten sie als Resultat aktiver biographischer Entscheidungen. Ebenso verhält es sich bei den *Managern in der Industrie (MB)*, den *Forschenden in der Industrie (MB)* und den *außeruniversitär Forschenden (SOZ)*. Auffällig ist, dass es sich um jene Typen handelt, bei denen keine Wahrnehmung biographischer Unsicherheit (in Gänze oder nur für sie persönlich) oder allenfalls biographische Unsicherheit als Risiko herausgearbeitet werden konnte. Hier hat sich in einer ersten Tendenz somit die Vermutung bestätigt, dass es einen Zusammenhang zwischen der Passivität bzw. Aktivität des *biographischen Gesamtzusammenhanges* und der *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit* gibt. Dies scheint zumindest im Hinblick auf die Postdocs überraschend. Trotz Hasard und Unberechenbarkeit der wissenschaftlichen Werdegänge, scheint es für eine wissenschaftliche Karriere doch einer biographischen Einstellung zu bedürfen, die nicht an einem zufälligen Hineinspülen in die Wissenschaft und dem bloßen Wahrnehmen von Gelegenheiten orientiert ist. Der Aspekt, den wissenschaftlichen Werdegang auch wirklich verfolgen zu wollen, erscheint an dieser Stelle bedeutsam. Genau hierin spiegelt sich auch ein entscheidender Aspekt der Lesart von Postdoc in der vorliegenden Arbeit wider.

Hinsichtlich der Zusammenschau der Analysekatoren *Basissicherheit* muss eine methodische Überlegung aus der Samplingstrategie nochmals reflektiert werden. Die Disziplinen Maschinenbau und Soziologie wurden auf Grund ihrer unterschiedlichen

Reproduktionspraxen und Arbeitsmarktchancen als Vergleichsdisziplinen gewählt. In Bezug auf die Reproduktionspraxen wurde deutlich, dass der wissenschaftliche Nachwuchs in diesen beiden Disziplinen sehr unterschiedliche Wege aufweisen kann. Die Betrachtung einer möglichen Verschränkung dieser jeweils üblichen Wege mit der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit wird an späterer Stelle stattfinden. Im Hinblick auf die Arbeitsmarktchancen wurde bereits im Methodenkapitel angemerkt, dass kein relevanter Unterschied in den Statistiken festgestellt werden kann. Dies führte zu der Frage, ob dennoch Unterschiede in den Wahrnehmungen der jeweiligen Interviewpartnerinnen und Interviewpartner zu finden sein werden.

Die Analysen haben gezeigt, dass hier durchaus eine disziplinäre Differenz auszumachen ist. Die Interviewten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer, ausgenommen die *Postdocs im Maschinenbau*, verweisen häufig sowohl auf gedeutete, abstrakte *Basissicherheiten* (Vertrauen auf eigenes Können und Ausbildung/ Ansehen am Institut) als auch auf empirische (Arbeitsmarktchancen als Ingenieur außerhalb der Wissenschaft). Im Hinblick auf die abstrakten *Basissicherheiten* ist festzuhalten, dass sich auch das Vertrauen auf das eigene Können oftmals auf die Ingenieursausbildung bezieht und somit hier ebenfalls eher ein Bezug zum außerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt besteht. Insgesamt kann bei den promovierten Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern also von empirischen *Basissicherheiten* im Hinblick auf einen außerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt gesprochen werden. Bei den promovierten Soziologinnen und Soziologen, wiederum zunächst ohne die *Postdocs in der Soziologie*, stellt es sich anders dar. Wenn die Interviewten aus der Soziologie Vertrauen und Hoffnung auf bessere Arbeitsbedingungen, bessere Perspektiven und andere Stellen rekurrieren, so handelt es sich um abstrakte *Basissicherheiten*. Es kann so ein disziplinärer Unterschied in der Wahrnehmung der Arbeitsmarktchancen festgehalten werden – zumindest für jene Interviewpartner, die in der vorliegenden Arbeit nicht als Postdocs bezeichnet werden.

Die herausgearbeiteten *Basissicherheiten* der jeweiligen Postdocs unterscheiden sich von den übrigen Interviewten, ähneln sich jedoch untereinander stärker. Sowohl die *Postdocs im Maschinenbau* als auch die *Postdocs in der Soziologie* beziehen sich auf ihr Ansehen und ihre Reputation im wissenschaftlichen Feld. Es handelt sich wiederum um eine gedeutete, abstrakte *Basissicherheit*, jedoch mit eindeutigen Bezug zur Wissenschaft. Überraschend ist, dass gerade die *Postdocs in der Soziologie* zusätzlich empirische *Basissicherheiten* in Form möglicher Exitoptionen in außerwissenschaftlichen bzw. wissenschaftsnahen Bereichen angeben, z.B. eine Rückkehr in den erlernten kaufmännischen Beruf oder die Möglichkeit in

der Meinungsforschung zu arbeiten. Erwartet hätte ich diese Formen der *Basissicherheiten* eher bei den Postdocs im Maschinenbau, da ich hier von Exitoptionen über Ausgründungen oder potenzielle Arbeitgeber aus Projektkontexten ausgegangen bin. Ein Grund für das Nicht-Vorfinden dieser Aspekte kann in der geringen Fallzahl liegen, die das Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit mit sich bringt. Es spricht vieles dafür, dass vor allem *Postdocs in der Soziologie* versuchen, das wahrgenommene biographische Risiko durch derlei Optionen zu relativieren. Einen Hinweis darauf geben die Sequenzmuster der Befragten. Vergleicht man die Sequenzmuster der *Postdocs aus der Soziologie* mit jenen der *Postdocs aus dem Maschinenbau*, so fällt auf, dass die Werdegänge der Soziologinnen und Soziologen mit mehr Stellen- und Ortswechseln verbunden sind. Insgesamt erscheinen die Wege somit unsteter, als die der Kolleginnen und Kollegen aus dem Maschinenbau. Ob dies tatsächlich ein Grund dafür sein kann, dass gerade die Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler in der Soziologie auch auf empirische *Basissicherheiten* rekurren, kann an dieser Stelle nur eine Vermutung bleiben. Entscheidend ist es festzuhalten, dass alle Postdocs in der vorliegenden Untersuchung vor allem ihr Ansehen und ihre Reputation im wissenschaftlichen Feld als *Basissicherheit* deuten. Vor dem Hintergrund, dass es sich hierbei um eine abstrakte und keine empirische *Basissicherheit* handelt, erstaunt umso mehr, dass die Postdocs dennoch kaum materielle Unsicherheit im Sinne finanzieller Absicherung und Planungssicherheit wahrnehmen. Dies sehe ich als ersten Hinweis darauf, dass sie dies als Normalität in der Wissenschaft wahrnehmen und damit, wenn auch nicht akzeptieren, doch zumindest tolerieren.

Bei der Analysekategorie *Konstruktion von Zukunft* stellte sich heraus, dass hier unterschieden werden muss zwischen einer Geschlossenheit und Offenheit der Zukunft im Hinblick auf strukturelle Ein- oder Uneindeutigkeit, sowie zwischen inhaltlicher Ein- oder Uneindeutigkeit. Diese Unterscheidung ist vor allem für alle Befragten aus der Soziologie und die Postdocs aus dem Maschinenbau relevant. Durch die befristeten Arbeitsverträge der Interviewten in der Soziologie deutet keiner dieser Befragten seine Zukunft im Hinblick auf äußere Bedingungen geschlossen. Aber selbst hier ergibt sich keine eindeutige Verschränkung zwischen der Beschäftigungsform und der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit. Trotz uneindeutiger *Zukunftskonstruktion* hinsichtlich der eigenen Beschäftigungssituation nehmen sowohl *Postdocs in der Soziologie* als auch *Postdocs im Maschinenbau* kaum biographische Unsicherheit auf einer materiellen, die finanzielle Absicherung betreffenden Ebene wahr. Gleichzeitig schützt eine geschlossene *Zukunftskonstruktion* auch nicht vor biographischer Unsicherheit. So deuten die *wissenschaftlichen Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen*

(MB) ihre Zukunft sowohl in den äußeren Bedingungen als auch von der inhaltlichen Ausrichtung her geschlossen, nehmen aber dennoch biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene wahr. Hierauf werde ich an späterer Stelle genauer eingehen. Wichtig ist mir hier zu verdeutlichen, dass die Beschäftigungssituation keine eindeutige Aussage über die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit zulässt. Sicherlich ist eine Tendenz zu erkennen, dass entfristete Verträge die *Zukunftskonstruktionen* als eindeutiger erscheinen lassen. Dennoch sind die äußeren Bedingungen nicht alleinig ausschlaggebend. Die inhaltliche Eindeutigkeit der eigenen Zukunft scheint mindestens ebenso wichtig zu sein.

Auch der Wechsel der außeruniversitär Forschenden in der Soziologie zeigt, dass inhaltliche Eindeutigkeit in der *Zukunftskonstruktion* relevant für die Wahrnehmung biographischer Sicherheit ist. Vor ihrem Wechsel verweisen Beatrice Corte und Diana Nies (SOZ) darauf, dass sie Unsicherheit im Hinblick auf die an sie gestellten Anforderungen wahrgenommen haben. Hier wird deutlich, was bei den beiden nächsten Analysekatoren noch klarer erkennbar ist: Eine fehlende Passung zwischen institutionellen und eigenen Erwartungen führt zu biographischer Unsicherheit. Bereits die *Zukunftskonstruktionen* der Interviewten beider Disziplinen gaben Hinweise darauf. Gleichzeitig ist festzuhalten, dass sich die *Postdocs im Maschinenbau und in der Soziologie* wieder sehr ähneln. Im Hinblick auf die Analysekatoren *Konstruktion von Zukunft* konnte keine Disziplinendifferenz ausgemacht werden.

Die Ausführungen zur theoretischen Rahmung haben bereits gezeigt, dass sich die Typen aus jenen Studien, die ebenfalls mit dem Konzept der biographischen Unsicherheit arbeiten (vgl. Wohlrab-Sahr 1993; Jakob 2001; Sander 2012; Eßer/Zinn 2001, 2003; Pelizäus-Hoffmeister 2006), durch eine relative Nähe bzw. Ferne zu normativen Deutungsmustern auszeichnen. Auch bei den Typen der vorliegenden Arbeit kann eine solche Tendenz erkannt werden. Entscheidend ist in dieser Untersuchung jedoch nicht die graduelle Abstufung der Bezugnahme zu einer normativen Struktur, sondern die Auslegungen der biographischen Deutungen im Hinblick auf zwei verschiedene Referenzen. Dies wurde vor allem in der Analysekatoren *biographisches Handeln* in den Blick genommen. Mir war es wichtig herauszufinden, ob die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner den Normallebenslauf oder *Normalitäten in der Wissenschaft* als Referenzfolien für eigene Sinndeutungen nutzen. Ich bin davon ausgegangen, dass Postdocs, die vor allem *Normalitäten der Wissenschaft* als Referenzfolie für die eigenen biographischen Sinndeutungen nutzen, im Hinblick auf ihre wissenschaftlichen Werdegänge weniger biographische Unsicherheit wahrnehmen als jene, die den Normallebenslauf als Referenzfolie nutzen.

Es hat sich gezeigt, dass lediglich die im Laufe der Arbeit als Postdocs gekennzeichneten Interviewpartner *Normalitäten in der Wissenschaft* und damit einhergehend auch einen wissenschaftlichen Normalverlauf als Referenzfolie nutzen. Alle übrigen, in der Lesart der vorliegenden Arbeit nicht als Postdocs identifizierten Interviewten, beziehen sich in ihren biographischen Erzählungen vornehmlich auf den Normallebenslauf. Postdocs, die sich vornehmlich auf den Normallebenslauf beziehen, konnten nicht festgestellt werden. Daher kann zu der ursprünglichen Annahme, dass Postdocs, welche *Normalitäten in der Wissenschaft* als Referenzfolie für biographische Deutungen nutzen, weniger biographische Unsicherheit wahrnehmen als jene, die den Normallebenslauf als Referenzfolie anlegen, keine Aussage getroffen werden. Es zeigt sich in der vorliegenden Untersuchung dennoch eine klare Verschränkung zwischen jeweiliger Bezugnahme und der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit. Je mehr die äußeren Bedingungen des eigenen Werdeganges zur jeweiligen Referenzfolie passen, desto geringer scheint der Grad der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit zu sein. Besonders deutlich lässt sich die an den Typen *Manager in der Industrie* (MB) und *Promovierte/ Forschende auf der Suche nach einem Ausweg* (SOZ) darstellen. Während Erstere, die einen Lebenslauf vorweisen, der dem Normallebenslauf im Sample am nächsten kommt, keine biographische Unsicherheit wahrnehmen, nehmen Zweitere sie sowohl auf einer ökonomischen, materiellen wie auch auf einer inhaltlich-immateriellen Ebene als Gefahr wahr. Wie die Ausführungen zur Analyse zeigten, konnte diese Wahrnehmung unter anderem darauf zurückgeführt werden, dass sie ihren biographischen Deutungen auf den Normallebenslauf beziehen, den sie jedoch weder durch die äußeren Bedingungen noch durch inhaltliche Anforderungen im eigenen Werdegang zum Zeitpunkt des Interviews realisiert sehen. Sie wünschen sich jedoch die damit vermeintlich versprochene einhergehende Stetigkeit und biographische Sicherheit.

Insgesamt kann im Hinblick auf die Analysekategorie *biographisches Handeln* herausgestellt werden, dass die jeweilige Referenzfolie für biographische Deutungen entscheidend Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit hat. In dieser Logik wäre auch denkbar, dass Postdocs in außeruniversitären Normalarbeitsverhältnissen biographische Unsicherheit als Gefahr auf einer inhaltlichen, immateriellen Ebene wahrnehmen.

Die Auswertung des empirischen Materials hat zu einer Typenbildung entlang verschiedener Formen biographischer Unsicherheit geführt. Dabei war erstaunlich, dass nicht einzig die äußeren Bedingungen Einfluss auf die Wahrnehmungen nehmen, sondern es auf eine Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen ankommt. Bei den Analysekategorien *biographischer Gesamtzusammenhang*, *Basissicherheit*, *Konstruktion von Zukunft* und

biographisches Handeln konnten zwar auch einzelne Aspekte herausgearbeitet werden, die die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit oder auch Sicherheit bedingen. Sicherlich ist jedoch in diesem letzten Aspekt das überraschendste und auch innovativste Ergebnis zu sehen. Ich habe herausgefunden, dass die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit maßgeblich davon abhängt, ob die individuellen Wünsche und Erwartungen an den eigenen Werdegang mit jenen Erwartungen übereinstimmen, die institutionell, vermittelt über beispielsweise Vorgesetzte, an die Individuen herangetragen werden. Diese Erkenntnis führte dazu, dass ich die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf zwei verschiedenen Ebenen unterschieden habe. Zum einen eine materielle Ebene, im Sinne finanzieller Absicherungen und finanzieller Planungssicherheit. Auf der anderen Seite eine immaterielle Ebene, im Sinne einer inhaltlichen Ausrichtung, biographischer Wünsche und Erwartungen im Hinblick auf den beruflichen und vielleicht auch privaten Werdegang.

Entlang der Interviews hat sich mit dieser Unterscheidung herausgestellt, dass, wie in der Einleitung bereits gefragt, prekäre Beschäftigungsbedingungen nicht unumgänglich zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit führen. Ich bin mit der Offenheit an das Material herangegangen, dass zwischen dem Ort der Beschäftigung sowie der Beschäftigungsform und der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit nicht zwingend ein Zusammenhang bestehen muss. Mehr noch, ich habe dies sogar hinterfragt. Die äußeren Bedingungen sollten lediglich den Rahmen des Samples bilden. Die herausgearbeiteten Typen haben diese Herangehensweise bestätigt. Eine Offenheit in der Bewertung von Beschäftigungsort und Beschäftigungsform öffneten den Blick für interessante Ergebnisse. So konnte trotz der Befristungen bei den *Postdocs* keine eklatante biographische Unsicherheit festgestellt werden. Gleichzeitig zeigt der Typ der *wissenschaftlichen Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen*, dass biographische Unsicherheit auch trotz entfristeter Beschäftigungsverhältnisse wahrgenommen werden kann. Damit korrespondieren ebenso die Unterschiede in Bezug auf den Ort der Beschäftigung.

Ein Zusammenhang zwischen biographischer Unsicherheit auf materieller Ebene und der Beschäftigungsform kann sicherlich nicht von der Hand gewiesen werden. So konnte auch herausgearbeitet werden, dass alle Interviewten, bis auf die *Manager in der Industrie*, den Hasard in der Wissenschaft in ihren Erzählungen thematisierten. Durch die äußeren Bedingungen wurde dieser jedoch mal mehr, mal weniger persönlich als Bedrohung in Form von Gefahr gedeutet.

Deutlich wurde, dass der Hasard im Hinblick auf die äußeren Bedingungen von den entfristeten Beschäftigten lediglich als bekanntes Phänomen beschrieben wird. Um, wie in der Einleitung

bei Weber zu bleiben, stellt es sich so dar, dass die Beschäftigungsform, unabhängig vom Ort, Einfluss auf den *äußeren Beruf* (vgl. Weber/Dirk 2002) hat. Ist dieser verstetigt und erscheint planungssicher, resultiert daraus keine biographische Unsicherheit durch Befristungslogiken oder Prekarisierung anderer Art. Ich komme jedoch bei jedem Typen immer wieder darauf zurück, dass die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit über diese materielle Ebene hinausgeht. Vor allem die angebrachte fehlende und stimmige Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen ist entscheidend. Dies kann als Teil des von Weber beschriebenen *inneren Berufes* (vgl. ebd.) gesehen werden. Einzig die in dieser Arbeit als Postdocs gekennzeichneten Interviewten weisen eine Form der Leidenschaft und des Interesses für die Wissenschaft auf, die auch institutionell offenbar vom wissenschaftlichen Nachwuchs erwartet wird. Dies führt dazu, dass sie auf dieser immateriellen Ebene keine biographische Unsicherheit wahrnehmen. Gleichzeitig nehmen Postdocs trotz befristeter Beschäftigungsverhältnisse biographische Unsicherheit auf materieller Ebene allenfalls als Risiko wahr. Dies kann zum einen mit den *Basissicherheiten* zusammenhängen. Ich vermute jedoch, dass es hier vor allem auf das Verhältnis von innerem zu äußerem Beruf ankommt. Die von mir untersuchten Postdocs haben sich alle im Laufe ihres Werdegangs aktiv für die wissenschaftliche Karriere entschieden. Damit scheint eine Art der Akzeptanz gegenüber der vorherrschenden und auch als *Normalität in der Wissenschaft* wahrgenommenen äußeren Bedingungen einherzugehen. Die äußeren Bedingungen werden durch den inneren Beruf der Postdocs als zu bewältigender Teil ihres Weges gedeutet.

Der Einfluss von Elternschaft und Partnerschaft auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit wurde in der vorliegenden Arbeit nicht explizit untersucht. Bei der Sampleauswahl konnten, wie im Methodenkapitel beschrieben, keine Einschränkungen der Auswahl auf Grund des Familienstandes vorgenommen werden (vgl. Kapitel 4.2.1). Es stellte sich heraus, dass im Hinblick auf Elternschaft der Forschungsstand auch für dieses Sample bestätigt werden kann. Frauen in der Wissenschaft haben weniger Kinder als ihre männlichen Kollegen bzw. sind kinderlos. Auffällig ist auch, dass vor allem die interviewten Männer im Maschinenbau Kinder haben, vornehmlich die entfristet beschäftigten. Weshalb sich dies so darstellt, kann in der vorliegenden Arbeit nicht geklärt werden. Ich vermute, es hängt unter anderem mit den äußeren Bedingungen in den unterschiedlichen Disziplinen zusammen. Wie die Ausführungen zum Typus *wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen* gezeigt haben, wird eine aktive Elternschaft von jenen Männer vor allem auch dazu genutzt, um die „*Nichtrealisation*“ (Wohlrab-Sahar 1993:82) möglicher Karrierechancen zu begründen und somit nicht zu einem biographischen Problem werden zu lassen.

In den Äußerungen der Soziologinnen und Soziologen spielen bereits geborene Kinder kaum eine Rolle. Ich nehme an, dass sich auch dies zu Teilen auf die unterschiedlichen äußeren Bedingungen zurückführen lässt. Da alle interviewten Soziologinnen und Soziologen befristet beschäftigt sind, kommen sie nicht in die gleiche Situation wie die *wissenschaftlichen Koordinatoren mit Postdocanforderungen* im Maschinenbau. Sie nutzen ihre Familie nicht zur Rechtfertigung ihres Werdeganges. Fraglich bleibt jedoch, weshalb die eigene Familie nicht mehr im Hinblick auf biographische Unsicherheit thematisiert wird.

Auch wenn dies für bereits geborene Kinder bei Soziologinnen und Soziologen gilt, ist festzustellen, dass die Thematisierung eines Kinderwunsches bzw. die Entscheidung gegen Kinder in den Erzählungen relevanter ist (vgl. z.B. Frau Stehler, Herrn Ihsen). Äußerungen hinsichtlich eines Kindewunsches, der durch die äußeren Bedingungen nicht abgesichert scheint oder auch die Entscheidung gegen Kinder, wodurch die wahrgenommene materielle Unsicherheit relativiert werde, werden von beiden Geschlechtern getätigt.

„[...] es passt auch gar nicht in mein Leben. Ich stehe an einem anderen Punkt. Ich denke eher darüber nach, ob ich nicht irgendwie Kinder haben will in nächster Zeit“ (Stefanie Stehler (SOZ), A.:86).

„Für mich ist das Risiko auch relativ gut aushaltbar, weil ich keinen Family-Background habe, also ich muss nur mich versorgen“ (Paul Ihsen (SOZ), A.:31).

Darin sehe ich einen Hinweis darauf, dass der von Wohlrab-Sahr beschriebene *„Planungsdruck“* (ebd., S.:71) in Bezug auf Familienplanung zumindest bei den Soziologinnen und Soziologen nicht rein weiblich ist. Für beide Geschlechter führt dieser Aspekt zu einer Zunahme oder auch Verminderung der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit. Weitere Erkenntnisse zu dieser Thematik können aus dem vorliegenden Material nicht gewonnen werden. Dies war auch nicht Ziel der vorliegenden Untersuchung.

Im Hinblick auf die Partnerschaften der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner kann festgehalten werden, dass diese stets nur in positiven Zusammenhängen in den Erzählungen angebracht wurden – sowohl bei den Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer als auch bei den Soziologinnen und Soziologen. So wurden Partnerschaften angesprochen um zu verdeutlichen, dass ein stabiles Privatleben biographische Unsicherheit in einem anderen Lebensbereich weniger dramatisch erscheinen lässt (vgl. Nina Neumann, Daniel Quand). Oder auch, dass eine völlige Eigenverantwortlichkeit auf Grund einer fehlenden Partnerschaft, die nötige Flexibilität schafft, wahrgenommene biographische Unsicherheit allenfalls als Risiko wahrzunehmen (vgl. Paul Ihsen).

Insgesamt haben die Analysen gezeigt, dass die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit von den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern nicht geschlechtsspezifisch ist. Eine bestimmte Verteilung der Geschlechter auf die Typen im Maschinenbau sehe ich, wie bereits beschrieben, auf die Inhalte und Strukturen innerhalb der Disziplin zurückzuführen (vgl. Kapitel 4.2.2). Aus der Soziologie hatten sich, entgegen der Verteilung im Fach, mehr Frauen für Interviews bereit erklärt, was eine Häufung dieses Geschlechts innerhalb der Typen nicht aussagekräftig macht. Ohnehin kann davon bei einem qualitativen Untersuchungsdesign nicht gesprochen werden. Aber auch innerhalb der Erzählungen sind keine speziell weiblichen oder männlichen Deutungen aufgefallen.

7.2 Methodologische Reflexionen

Ich wollte in dieser Untersuchung die *Wahrnehmung* biographischer Unsicherheit bei Postdocs erforschen. Hierfür wählte ich mit dem teil-narrativen Leitfadenterview und der daran anknüpfenden subsumptiven Kodierung eine Methode, die versprach, individuelle Deutungen im Hinblick auf die Analysekategorien herausarbeiten zu können. Die zahlreichen interessanten und auch innovativen Ergebnisse geben dieser Wahl recht. Dennoch verbleiben einige wenige Aspekte, die an dieser Stelle einer methodologischen Reflexion unterzogen werden sollen.

Ein wichtiger Punkt der Reflexion und zugleich auch eins der Ergebnisse der vorliegenden Arbeit besteht in der Verwendung und Definition des Begriffes Postdoc. Ich habe mich ursprünglich für diese Statusgruppe entschieden, da ich hier die größte Relevanz biographischer Unsicherheit vermutete. Sicherlich kann ich diese Vermutung nur hypothetisch über übliche äußere Strukturen der Werdegänge begründen. Erst eine Untersuchung zu Doktorandinnen und Doktoranden würde auch empirische Sicherheit bezüglich der Annahme erbringen. Sehr deutlich wurde jedoch etwas ganz anders.

Die Ausführungen haben gezeigt, dass die Verwendung des Begriffes Postdoc im Laufe der vorliegenden Arbeit gewandelt hat. Weg von einem zunächst rein heuristischen Gebrauch zu einer dezidierteren Definition für die Lesart der vorliegenden Untersuchung. Bin ich bei der Sampleauswahl noch von einer Grunddefinition ausgegangen, die vor allem die äußeren Bedingungen in den Blick nimmt, konnte ich im Zuge der Analysetätigkeit mehr und mehr eine Begriffsbestimmung entwickeln, die auch die individuelle Perspektive mit einbezieht. In der Lesart meiner Arbeit ist ein Postdoc dadurch gekennzeichnet, dass er zunächst promoviert

ist und sich auf einer Position befindet, die eine wissenschaftliche Karriere ermöglicht. Dies kann, wie auch in der vorliegenden Arbeit über die unterschiedlichen Wege in den untersuchten Disziplinen gezeigt wurde, sowohl auf einer universitären, als auch auf einer außeruniversitären, teilweise sogar auf einer außerwissenschaftlichen Stelle sein. Vor allem im Hinblick auf letzteres ich jedoch zu verdeutlichen, dass damit die jeweilige institutionelle Anbindung und nicht die eigene Tätigkeit gemeint ist. Eine wissenschaftliche Tätigkeit oder zumindest ein Bezug der eigenen Tätigkeit zur Wissenschaft erwies sich als unabdingbar im Hinblick auf die Lesart von Postdocs in der vorliegenden Untersuchung. Als wesentlichen Kern, der in vorherigen Definitionen jedoch noch fehlte, konnte ich herausarbeiten, dass das Ziel einer wissenschaftlichen Karriere individuell auch angestrebt werden muss. Mit wissenschaftlicher Karriere ist hier das Erreichen einer Professur oder einer adäquaten wissenschaftlichen Leistungsposition gemeint. Damit geht diese Lesart über die Ebene der äußeren Bedingungen hinaus und bezieht die biographische Ebene mit ein. Dies erscheint mir in Anbetracht der vorliegenden Ergebnisse entscheidend, da dadurch der Zugang zu jenen Ergebnissen ermöglicht wurde, die sich vor allem auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit im Hinblick auf die Passung zwischen individuellen und institutionellen Erwartungen beziehen. Hierin sehe ich wichtige Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung. Strenggenommen können so zur Beantwortung der Forschungsfrage also nur 11 von 31 Fällen herangezogen werden. Dennoch habe ich die übrigen Fälle in den entsprechenden Typen dargestellt – weshalb? Durch die vorliegende Arbeit kann so verdeutlicht werden, dass viele Untersuchungen, die vermeintlich Postdocs in den Blick nehmen, eine viel heterogenere Gruppe untersuchen als zunächst angenommen. Dies sollte bei der Reflexion der Ergebnisse bedacht werden. Zudem konnte ich durch meine Ergebnisse darstellen, dass prekäre Beschäftigungsverhältnisse nicht in einem zwingenden Kausalzusammenhang mit der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit stehen.

Schließlich habe ich die herausgearbeiteten Typen aber auch in ihrer Gänze dargestellt, um die Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen, und vor allem zu den jeweiligen Postdocs zu erschließen. Erst in der Abgrenzung zu den übrigen Typen werden die Besonderheiten der Postdocs im Hinblick auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit deutlich. So möchte ich nochmals auf eins der entscheidenden Ergebnisse hindeuten. Postdocs, sowohl im Maschinenbau als auch in der Soziologie, nehmen biographische Unsicherheit auf einer materiellen, die äußeren Bedingungen betreffenden Ebene allenfalls als Risiko wahr. Auf einer inhaltlichen, immateriellen Ebene nehmen sie keinerlei biographische Unsicherheit wahr. In der Zusammenschau mit den übrigen Typen wurde deutlich, dass dies maßgeblich an

einer Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen hängt. Dieses Ergebnis ist für die Wissenschaftsforschung innovativ. Es lässt sich sicherlich auch auf andere Bereiche übertragen. So wäre eine Annahme, dass jene Passung auch in künstlerischen Berufen relevant ist, wo sich die äußeren Bedingungen vielleicht sehr ähnlich darstellen. Oder auch in einem Bereich der familialen Nachfolgeregelungen von Traditionsunternehmen. Hier liegt der Fokus dann wahrscheinlich weniger auf den äußeren Bedingungen, als vielmehr auf den institutionellen, familialen Erwartungen an die Biographen.

Neben der Auswahl der Statusgruppe bestand eine weitere Samplingannahme darin, dass sich die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit disziplinspezifisch darstellt. Daher wählte ich zwei Disziplinen, die sich zunächst in ihren Rekrutierungs- und Reproduktionspraxen sehr voneinander unterscheiden. Zudem ging ich davon aus, dass die jeweiligen Arbeitsmarktchancen unterschiedlich wahrgenommen werden. Hier vermutete ich wiederum einen Einfluss auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit. Wie die Ausführungen zur *Basissicherheit* schon deutlich werden ließen, nehmen die Maschinenbauingenieurinnen und die Maschinenbauingenieure wesentlich bessere Arbeitsmarktchancen vor allem auf dem außerwissenschaftlichen Arbeitsmarkt wahr. Dies erschien im Zuge der Analysen jedoch nicht so ausschlaggebend in Bezug auf die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit wie die bereits angeführte Passung zwischen eigenen und institutionellen Erwartungen.

Die unterschiedlichen Reproduktions- und Rekrutierungspraxen innerhalb der Disziplinen führen eindeutig zu unterschiedlichen Werdegängen. Diese wiederum haben sicherlich Einfluss auf den Untersuchungsgegenstand. Es hat sich jedoch auch gezeigt, dass Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer sowie Soziologinnen und Soziologen gleiche oder ähnliche biographische Unsicherheit wahrnehmen, wenn sich ihre jeweiligen Wege entsprechen (am deutlichsten bei den *Postdocs*). So komme ich in meiner Arbeit zu dem Ergebnis, dass durchaus Variationen zu finden sind, die durch äußere Umstände bedingt werden (vgl. Glaser/ Strauss 1998:36). Hierbei handelt es sich jedoch um Variationen, die durch die Unterschiedlichkeit der Wege gegeben sind. Auf ähnlichen Wegen konnten keine disziplinspezifischen Wahrnehmungen biographischer Unsicherheit erkannt werden. Auch dies ein überraschendes Ergebnis.

Ein weiteres Auswahlkriterium für mein Sample bestand darin, dass die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner mindestens seit einem Jahr Postdocs (in heuristischer Lesart) sein sollten, um eine transitorische Phase auszuschließen. Rückblickend muss ich festhalten, dass dies nicht ganz gelungen ist. Im Typus *Promovierten und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg* in der Soziologie haben die Fälle von Stehler

und Chon gezeigt, dass Anstellungen in der Wissenschaft auch nach über einem Jahr noch als Zwischenlösung empfunden werden können. Dennoch gehe ich davon aus, dass im Sample mehr Interviewte mit solch einer Wahrnehmung zu finden wären, wenn ich nicht auf das erste Jahr nach der Promotion geachtet hätte.

Im Hinblick auf die Erhebungsmethode ist klar, dass es sich bei Biographien um selbstreferenzielle Darstellungen dessen handelt, wie die jeweilige Person einzelne Lebensereignisse sinnvoll miteinander zu verknüpfen versucht. Dabei kommt es zu individuellen Auswahl- und Verknüpfungsarbeiten. Biographien bilden somit kein vollständiges Bild der Ereignisse in einem Leben ab.

Darum ging es mir in der vorliegenden Untersuchung auch nicht. Ziel war es nicht, lückenlose Lebensgeschichten abzubilden, sondern die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit herauszuarbeiten. Durch die methodische Herangehensweise des teil-narrativen Leitfadeninterviews sowie das Aufbrechen des Materials mittels der Analysekatoren konnten Sinndeutungen in den Interviews herausgearbeitet werden, die auf unterschiedliche Formen der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit schließen ließen. Es war beispielsweise möglich, anhand unterschiedlicher Orientierungsschemata entlang von Bezügen zu *Normalitäten in der Wissenschaft* oder zum Normallebenslauf verschiedene Referenzfolien für die eigenen biographischen Sinndeutungen herauszustellen.

Da neben Maschinenbauerinnen und Maschinenbauern auch Soziologinnen und Soziologen interviewt wurden, welche teilweise mit der Erhebungsmethode vertraut sind, muss in methodologischer Hinsicht danach gefragt werden, ob diese Interviewpartnerinnen und Interviewpartner zu „*professionellen Erzählern*“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009:97) wurden. Die eigenen Erfahrungen während der Untersuchung und auch die Berichte der Studierenden aus den Forschungslernmodulen haben gezeigt, dass die Kenntnisse über das Erhebungsinstrument zunächst einen positiven Effekt hatten. Die Soziologinnen und Soziologen reagierten nicht irritiert auf die Interviewform. Alle sprachen gut auf den Erzählstimulus an, insgesamt konnten im Material immer wieder Erzählungen generiert werden. Dies gilt gleichsam für die Maschinenbauerinnen und Maschinenbauer. Hier wurde auf Grund der Annahme, dass diese Interviewpartnerinnen und Interviewpartner weniger gewohnt sein könnten zu erzählen, von vornherein ein längerer Leitfaden mit mehr Fragen und vor allem Nachfragen konzipiert. Die erhobenen Interviews machen deutlich, dass eventuelle Sorgen, man könne es mit nicht redseligen Interviewpartnerinnen und Interviewpartner zu tun haben, unbegründet waren. Länge und inhaltliche Dichte der Interviews im Maschinenbau stehen jenen in der Soziologie in Nichts nach.

Insgesamt besteht bei Interviews die Gefahr, dass lediglich „*gewünschte Präsentationen*“ (Rosenthal 1995:114) erhoben werden. Im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit kann im Sinne von Bourdieus biographischer Illusion vor allem danach gefragt werden, ob etwa Kontinuität in Werdegängen dargestellt wird, obwohl Diskontinuität vorherrscht. Oder auch umgekehrt, um einen Ausstieg zu begründen. Zunächst haben die Sequenzmuster der Interviewten verdeutlicht, dass oftmals Kontinuität in den Werdegängen herrscht. Phasen der Arbeitslosigkeit stellen die Ausnahme dar, viele Werdegänge sind zudem von nur wenigen Übergängen geprägt (vgl. Kapitel 8.2 und 8.3). Werdegänge, die mehr Übergänge aufweisen und so vielleicht den Eindruck eines diskontinuierlichen Verlaufs vermitteln, sind vor allem bei den *Postdocs* (in der Soziologie) vorzufinden. Hier konnte herausgearbeitet werden, dass die Heterogenität des Werdeganges als *Normalität in der Wissenschaft* wahrgenommen und somit nicht aus den Erzählungen ausgespart oder geschönt dargestellt wird. Auch unerwünschte Diskontinuitäten wurden sehr deutlich artikuliert (vgl. *Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg* (SOZ)). Methodologisch ist also festzuhalten, dass im vorliegenden Material keine „*gewünschten Präsentationen*“ ausgemacht werden konnten.

Damit einhergeht, dass so auch das „*Phänomen des mangelnden Erzählens*“ nach Rosenthal (1995:114) nicht greift (vgl. Kapitel 4.1). Hierbei werden biographische Sinndeutungen nicht dem Fluss des Erzählens überlassen, münden also nicht in Stegreiferzählungen, da sich ihre biographischen Erlebnisse nicht in der sozial „*gewünschten Präsentation*“ (ebd.) darstellen lassen. Im Material konnten solche Unstimmigkeiten im Hinblick auf mangelnde oder gar fehlende Erzählungen nicht erkannt werden.

7.3 Ausblick – Desiderate und Vorschlag der Typenabstraktion

Im Laufe der vorliegenden Arbeit wurden an verschiedenen Stellen unterschiedliche Desiderate deutlich. Diese sollen im Sinne eines Ausblicks an dieser Stelle nochmals aufgegriffen werden. Neben Desideraten, die sich aus der Samplingstrategie oder aus empirischen Auffälligkeiten ergeben, möchte ich die Schlussbetrachtung mit einem Vorschlag abstrakterer Typen beenden. Diese sollen sich von den empirisch hergeleiteten Typen ablösen und als Ansatzpunkt für weitere Untersuchungen dienen können.

In Bezug auf Desiderate wurde bereits in der Sampleauswahl (vgl. Kapitel 4.2.1 - 4.2.3) deutlich, dass hier noch Potenzial für weitere Untersuchungsgruppen herrscht. So ist eine

weitere Forschungsarbeit denkbar, die vor allem Postdocs mit über 45 Jahren in den Blick nimmt. Ich nehme an, dass hier die Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf Grund der äußeren Voraussetzungen, vor allem im Hinblick auf die Passung zwischen individuellen und institutionellen Erwartungen, deutlich erkennbar sein wird. Aus selbigem Grund gehe ich jedoch auch davon aus, dass diese Personengruppe nicht als Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit bezeichnet werden kann.

Des Weiteren habe ich die Gruppe der Nachwuchsgruppenleiter und Juniorprofessuren aus meiner Untersuchung ausgeklammert. Bei diesen Personengruppen handelt es sich nach meinem Verständnis ehesten um Postdocs. Interessant hier wäre eine Weiterentwicklung des Typus *Postdoc*. Gibt es eventuell noch weitere Abstufungen innerhalb dieses Typus, die sich entlang einer graduellen Abstufung der oft genannten Passung zwischen individuellen und Institutionellen Erwartungen unterscheiden, oder sind Wahrnehmungen biographischer Unsicherheit unter jenen, die eindeutig als Postdocs identifiziert wurden doch sehr homogen? In der vorliegenden Untersuchung habe ich selber nur zwei Varianten von Postdocs herausarbeiten können. Auf der einen Seite jene, die biographische Unsicherheit als *Normalität in der Wissenschaft* wahrnehmen und so persönlich nur wenig biographische Unsicherheit daraus ziehen (dies gilt sowohl für den Typus *Postdocs in der Soziologie* als auch für den Typus *Postdocs im Maschinenbau*). Auf der anderen Seite ein Postdoc, der biographische Unsicherheit auf Grund von Selbstzweifeln auf einer immateriellen Ebene wahrnimmt – im Sample vertreten durch Herrn Hammer aus der Soziologie. Ihn plagen keine Verunsicherungen im Hinblick auf finanzielle und materielle Planungsunsicherheit, sondern die Angst davor, an institutionellen Anforderungen zu scheitern. Denkbar wären weitere Typennuancen. Etwa, dass biographische Unsicherheit von Postdocs auch auf Grund materieller Planungsunsicherheit wahrgenommen wird oder wegen anderer als institutioneller Fremderwartungen, beispielsweise solchen aus Familie und Freundeskreis.

Im empirischen Teil zu den Soziologinnen und Soziologen fiel auf, dass einige Interviewpartner auf Stipendien promovierten. Bei den Maschinenbauerinnen und Maschinebauern konnte neben der Promotion an einem Lehrstuhl auf einer wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle vor allem die externe Promotion in Unternehmen ausgemacht werden. Interessant wäre an dieser Stelle eine Untersuchung, die die Form der Promotion mit der Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf wissenschaftlichen Karrierewegen zusammenbringt. Hier könnte beispielsweise ein Zusammenhang zwischen den biographischen Bezugnahmen und der jeweiligen institutionellen Einbindung der Interviewten über deren Promotionsformen bestehen.

Schließlich möchte ich auf die bereits erwähnten Typenvorschläge auf einem höherem Abstraktionsniveau eingehen. Die empirischen Analysen und auch die dargestellten Gemeinsamkeiten und Unterschiede machen deutlich, dass die herausgebildeten Typen in diesem ersten Schritt noch sehr disziplinenbezogen sind. Die Ausführungen haben jedoch auch gezeigt, dass wenige deutliche Disziplinendifferenzen auszumachen sind. Hier wären vor allem die unterschiedlichen möglichen Wege der wissenschaftlichen Karrieren (vgl. Graphik 1 und Graphik 2) und die daraus unterschiedlichen Bezugnahmen zu den je speziellen Wegen zu nennen.

Somit sehe ich es als einen nächsten logischen Schritt an, von den empirischen Inhalten der Typen einen Schritt zurückzutreten und zu versuchen, gemeinsame Typen auf einer abstrakteren Ebene zu formulieren. Dieser Arbeitsschritt würde nicht nur disziplinenübergreifende Muster aufzeigen, sondern ließe auch erkennen, wo in der Typik noch Lücken vorhanden sind, welche eventuell durch weitere Erhebungen geschlossen werden könnten.

Sicherlich kann an dieser Stelle im Zuge der vorliegenden Dissertation keine weitere ausführliche Behandlung dieses Abstraktionsschrittes mehr stattfinden. Dies würde den Rahmen der Arbeit übersteigen. Gerne möchte ich jedoch einen Vorschlag für eine erste Zusammenschau der jeweiligen Typen machen.

Typ	Ort der Beschäftigung	Wahrnehmung biographischer Unsicherheit	Passung
Postdocs	im wissenschaftlichen Feld	allenfalls als Risiko auf einer materiellen Ebene	Übereinstimmung
Selbstzweifelnde Postdocs	im wissenschaftlichen Feld	als Gefahr auf einer immateriellen Ebene	fehlende Passung
Forschende in Industrie und Wirtschaft	in Unternehmen	Keine	Übereinstimmung
Wissenschaftliche Dienstleister	im wissenschaftlichen Feld	allenfalls als Risiko auf einer materiellen Ebene	Übereinstimmung
Postdocs auf wissenschaftlicher Dienstleitungsstelle	im wissenschaftlichen Feld	als Gefahr auf einer immateriellen Ebene	fehlende Passung
Wissenschaftliche Koordinatoren mit passender Anforderung	im wissenschaftlichen Feld	allenfalls als Risiko auf einer immateriellen Ebene, ggf. als Gefahr auf materieller Ebene	Übereinstimmung
Wissenschaftliche Koordinatoren ohne passende Anforderung	im wissenschaftlichen Feld	Gefahr auf einer immateriellen Ebene, ggf. als Gefahr auf materieller Ebene	fehlende Passung
Auswegsuchende	im wissenschaftlichen Feld	als Gefahr auf mindestens einer Ebene	fehlende Passung

Tabelle 7 Vorschlag abstrakter Typen

Die in dieser Tabelle vorgeschlagenen Typen stellen eine Mischung aus der Abstraktion der empirisch herausgearbeiteten Typen in der Soziologie und im Maschinenbau und der Antizipation vermeintlicher Lücken dar.

Ich verzichte an dieser Stelle darauf, sämtliche in dieser Arbeit zur Anwendung gekommenen Analysekatoren hypothetisch zu füllen. Die Analysen am Material haben gezeigt, dass hier

die Ausprägungen doch sehr heterogen ausfallen können, bevor die Typen unter der Kategorie *Wahrnehmung biographischer Unsicherheit* schließlich zusammengeführt werden können. Stattdessen habe ich mich dazu entschlossen, mich auf diese letzte Analysekategorie zu konzentrieren, mit welcher gleichzeitig das Kerninteresse der vorliegenden Untersuchung abgedeckt ist. Um dennoch eine sinnhafte Typencharakterisierung in der Kürze darzustellen, verweise ich gleichzeitig auf den Ort der Beschäftigung, sowie auf eine mögliche Passung zwischen individuellen und institutionellen Erwartungen. Die vorangegangenen Analysen haben gezeigt, und dies lässt sich auch in den Tabellen Tabelle 5 und Tabelle 6 in diesem Kapitel ablesen, dass vor allem im Hinblick auf eine mögliche Passung zwischen individuellen und institutionellen ein Zusammenhang mit der Form der wahrgenommenen biographischen Unsicherheit besteht. Dennoch möchte ich nochmals anmerken, dass es sich hier lediglich um Vorschläge handelt. Erst weitere Untersuchungen können zeigen, ob diese Vorschläge als Idealtypen auch mit der empirischen Wirklichkeit überein gebracht werden können.

Die vorgeschlagene Typologie zeigt auf, dass auch hier nicht bei allen Typen von Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit gesprochen werden kann. Lediglich die *selbstzweifelnden Postdocs*, die *Postdocs* und die *Postdocs auf wissenschaftlichen Dienstleistungsstellen* sehen die erfolgreiche wissenschaftliche Karriere als Ziel ihrer beruflichen Bemühungen. Auf Letztere werde ich an späterer Stelle eingehen. Der Unterschied der anderen beiden besteht, wie durch die Namen bereits deutlich wird, in der Selbsteinschätzung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Dies spiegelt sich in den Passungen zwischen individuellen und institutionellen Erwartungen wieder. Die selbstzweifelnden Postdocs nehmen biographische Unsicherheit als Gefahr auf einer immateriellen, sinndeutenden Ebene wahr, da sie sich institutionellen Anforderungen entgegen sehen, die sie in ihrer Selbsteinschätzung nicht problemlos erfüllen können. Bzw. sehen sie in der Erfüllung der Anforderungen solch große Probleme, dass ihr Ziel daran scheitern könnte.

Beide Typen sind Abstraktionen bereits empirisch herausgearbeiteter Typen (vgl. *Postdocs in der Soziologie und im Maschinenbau*, und *der selbstzweifelnde Postdoc in der Soziologie*). Die Gemeinsamkeiten zu ersterem haben bereits gezeigt, dass sich hier ein disziplinenunabhängiger Typus abzeichnet. Beim abstrahierten Typus *selbstzweifelnder Postdoc* gehe ich davon aus, dass dieser Typus auch bei anderen Disziplinen gefunden werden kann. Ein Grund, weshalb dieser Typus im Material nur ein einziges Mal herausgearbeitet werden konnte, könnte darin bestehen, dass derlei Selbstzweifel ein heikles Thema für ein Interview sind. Auf Grund persönlicher, weitaus informellerer Gespräche mit weiteren

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gehe ich davon aus, dass dieser Typus verbreiteter sein muss, als es die empirische Grundlage dieser Arbeit vermuten lässt.

Alle weiteren vorgeschlagenen Typen stellen nach der von mir entwickelten Lesart keine Postdocs dar. Die Vertreterinnen und Vertreter dieser Typen nehmen sich nicht als solche wahr und verfolgen auch nicht die damit verbundenen beruflichen Ziele.

Bei den *promovierten außerhalb der Wissenschaft* gehe ich sogar noch einen Schritt weiter. In Anlehnung an die *Manager in der Industrie* (MB) gehe ich hier von einem Typus aus, der zwar von den bisherigen Karriereschritten in einigen Disziplinen als Postdoc gesehen werden kann, sich selber aber nicht als Wissenschaftlerin bzw. Wissenschaftler wahrnimmt. Es handelt sich um promovierte Angestellte in Unternehmen, die wahrscheinlich bereits eine mittlere Führungsposition innehaben und Verbindungen zu Wissenschaft und Universität allenfalls aus firmenpolitischen und wirtschaftlichen Gründen halten. Ihr Interesse gilt der Unternehmenskultur und nicht der Wissenschaft. Dies wird auch von ihnen im Unternehmen erwartet. Sie nehmen keinerlei biographische Unsicherheit wahr, weder auf einer materiellen noch auf einer immateriellen Ebene. Ähnliches gilt für die *Forschenden in Industrie und Wirtschaft*. Sie verfolgen zwar noch ein wissenschaftliches Interesse, dieses orientiert sich jedoch einzig am Unternehmen und nicht an der Scientific Community. Auch bei ihnen vermute ich eine übereinstimmende Passung aus individuellen und institutionellen Erwartungen sowie keine Wahrnehmung biographischer Unsicherheit.

Nicht in Unternehmen aber im wissenschaftlichen Feld sehe ich einen Typen, den ich *wissenschaftliche Dienstleister* nenne. Dieser Vorschlag fußt auf den Ergebnissen zum Typus *außeruniversitär Forschende* in der Soziologie. Dort war es mir wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Interviewten dieses Typus in dienstleistungsorientierten Institutionen arbeiten. In der Typenabstraktion wird dieser Umstand direkt im Namen erkenntlich. Es handelt sich dabei um Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die zwar einer wissenschaftlichen Tätigkeit nachgehen, diese jedoch im Sinne einer Auftragsforschung für Dritte als Dienstleistung anbieten. Sie gehören nicht zu den Postdocs in der Lesart der vorliegenden Arbeit, da es ihnen nicht um die wissenschaftliche Karriere geht, sondern um eine bestimmte Form der Arbeit in mehr oder weniger geregelten Bahnen. Hierdurch entsteht biographische Unsicherheit allenfalls als Risiko auf einer materiellen Ebene, da eventuell die Verträge nicht entfristet sind. Sie streben jedoch keine Professur an – dies wird auch nicht von ihnen erwartet.

Die Abstraktion dieses Typus macht auch deutlich, dass hier ebenfalls ein Typus denkbar ist, der so im Material bisher nicht gefunden werden konnte: ein *Postdoc auf Dienstleitungsstelle*. Hier kann es sich um Personen handeln, die eigentlich eine Professur oder eine adäquate

Stelle anstreben, auf Grund von äußeren Bedingungen jedoch auf einer wissenschaftlichen Dienstleitungsstelle beschäftigt sind. Hieraus würde eine fehlende Passung zwischen individuellen und Institutionellen Anforderungen entstehen, woraus sich wiederum biographische Unsicherheit auf einer immateriellen Ebene ergibt.

Hinweise darauf, dass dieser Typus empirisch belegbar ist, bietet eine Untersuchung von Philipps (2013). Entlang dreizehn qualitativer Interviews mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (darunter auch neun Postdocs) hat er Orientierungsrahmen der Interviewten in der Bewerbungsphase an einer Ressortforschungseinrichtung untersucht. Ziel seiner Arbeit war es herauszufinden, welches Interesse Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an Stellen in Ressortforschungseinrichtungen haben. Er konnte zwei unterschiedliche Orientierungsrahmen identifizieren: „*inhaltliche Ausrichtung* und *Stabilisierung des Beschäftigungsverhältnisses*“ (Philipps 2013:318). Ersteren Orientierungsrahmen weisen nach Philipps Wissenschaftler auf, die eine andere inhaltliche Orientierung vertreten, als sie für grundlagenforschungsorientierte universitäre Stellen üblich sind. In der Logik meiner Arbeit soll der Wechsel an eine Ressortforschungseinrichtung somit zu einer kongruenten Passung auf immaterieller, inhaltlicher Ebene führen. Dies ist Vergleichbar mit dem Typus *wissenschaftliche Dienstleister*. Der Orientierungsrahmen „*Stabilisierung des Beschäftigungsverhältnisses*“ (ebd.) bietet hingegen Anschluss für den Typus *Postdocs auf wissenschaftlichen Dienstleistungsstellen*. In der Untersuchung von Philipps ist dieser Orientierungsrahmen repräsentiert durch den Fall von Frau Blau, welche die wissenschaftliche Karriere und eine Professur anstrebt. Auf die Stelle in der Ressortforschungseinrichtung bewirbt sie sich einzig aus dem Grund der dortigen Entfristung. Der Wechsel des institutionellen Kontextes hätte also bei ihr eine Verbesserung der äußeren Bedingungen und so vermeintlich Verringerung biographischer Unsicherheit auf einer materiellen, finanziellen Ebene zur Folge. Aus Philipps Analysen geht nicht hervor, inwiefern Frau Blau biographische Unsicherheit auf inhaltlicher, immaterieller Ebene wahrnimmt. Nach meinem Verständnis müsste sich diese bei einem Postdoc mit dem Ziel einer Professur auf einer Stelle in einer Ressortforschungseinrichtung zeigen. Dennoch hat die Arbeit von Philipps für die vorliegende Untersuchung verdeutlicht, dass der von mir antizipierte Typus *Postdocs auf wissenschaftlichen Dienstleistungsstellen* nicht aus der Luft gegriffen scheint.

Ähnlich wie bei den *Postdocs auf Dienstleistungsstellen* und den *wissenschaftlichen Dienstleistern* mache ich auch beim nächsten Typus im Hinblick auf die Passung einen Unterschied, was in meinen Augen zu unterschiedlicher Wahrnehmung biographischer Unsicherheit führen wird. In Anlehnung an die empirische Untersuchung gehe ich so von

einem Typus *wissenschaftlicher Koordinatorinnen und Koordinatoren* aus, bei denen es eine Passung zwischen individuellen und institutionellen Erwartungen gibt, sowie einen Typus mit fehlender Passung. Letzteres würde zur Wahrnehmung biographischer Unsicherheit auf einer sinndeutenden, immateriellen Ebene führen. Diese Typen konnten so bei den Interviewten im Maschinenbau herausgearbeitet werden. Hier waren die jeweiligen Interviewpartnerinnen und Interviewpartner auf entfristeten Stellen beschäftigt. Disziplinenübergreifend muss man hier auch von befristeten Stellen ausgehen, was zusätzlich zu biographischer Unsicherheit auf einer materiellen Ebene führen könnte.

Sicherlich ist bei jedem Typus die Differenz zwischen fehlender und übereinstimmender Passung denkbar, erscheint jedoch empirisch nicht immer sinnvoll. Hier sind weitere Untersuchungen nötig, um in Erfahrung zu bringen, ob die bisher gemachten Differenzierungen haltbar sind und ob sich weitere ausmachen lassen.

Schließlich gehe ich auch in der Abstraktion der Typen davon aus, dass es disziplinenübergreifend wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geben wird, die im Grunde nicht in der Wissenschaft, sondern auf einem Normalarbeitsverhältnis in Wirtschaft oder Industrie, bzw. in dienstleistungsorientierten wissenschaftlichen Institutionen beschäftigt sein möchten. Ihnen kommt es vor allem darauf an, ihre Vorstellungen von einem Normallebenslauf verwirklichen zu können, die sie in der Wissenschaft als nicht realisierbar sehen. Institutionelle und individuelle biographische Erwartungen passen nicht überein – biographische Unsicherheit wird auf beiden Ebenen als Gefahr wahrgenommen.

7.3.1 Zusammenfassung der Ergebnisse

Das Forschungsinteresse dieser Untersuchung ging der Frage nach, wie Postdocs im Maschinenbau und in der Soziologie biographische Unsicherheit wahrnehmen. Die Ausführungen haben gezeigt, dass neben der Beantwortung dieser Frage auch weitere Erkenntnisse gewonnen werden konnten.

Zunächst zur eigentlichen Forschungsfrage. Ich konnte zeigen, dass Postdocs (nach meinem Verständnis) im Maschinenbau und in der Soziologie nicht in dem Ausmaß biographische Unsicherheit wahrnehmen wie angenommen. Aus prekären äußeren Bedingungen resultiert nicht zwangsläufig biographische Unsicherheit. Dies soll sicherlich nicht bedeuten, dass die untersuchten Postdocs die äußeren Bedingungen für gut heißen. Vielmehr handelt es sich hier um eine Form der Akzeptanz, die im Zuge der eigenen biographischen Referenzfolie in Form des wissenschaftlichen Normalverlaufs erbracht wird. Ich konnte herausstellen, dass es hier

auch auf eine Passung zwischen institutionellen und individuellen Erwartungen ankommt. Somit sind es nicht ausschließlich die äußeren Bedingungen, die biographische Sicherheit oder auch Unsicherheit beim wissenschaftlichen Nachwuchs bedingen, sondern zudem individuelle, biographische Wünsche und Vorstellungen.

Diese Erkenntnis konnte jedoch nicht nur für Postdocs gewonnen werden, sondern auch für weitere Typen, die ich im Zuge der Analysen herausgearbeitet habe. Dies lässt mich zu einem weiteren wichtigen Ergebnis dieser Arbeit kommen. Wurde der Begriff Postdoc zunächst heuristisch angewandt, so konnte ich ihn im Laufe der Untersuchung nach und nach zu einer bestimmten Lesart spezifizieren, die neben den äußeren, formalen Bedingungen und Voraussetzungen auch die individuelle Ebene der Akteure, deren Selbstbild, mit einbezieht. Kritisch betrachtet hat dies zugegebenermaßen den Nachteil, dass ich auszog, um Postdocs zu untersuchen und doch kaum welche fand. Aber genau hier liegt auch eine Stärke dieser Arbeit. Sie schärft den Blick für wissenschaftlichen Nachwuchs im eigentlichen Sinne. Mit der hier spezifizierten Lesart des Begriffes Postdocs hat man ein Instrument an der Hand, jene Personen zu fokussieren, die tatsächlich eine wissenschaftliche Karriere bis zur Professur anstreben. Dies ermöglicht in der Postdocförderung differenzierte Spezialisierungen für genau diese Gruppe, in Abgrenzung zu jenen Personen, die zwar im wissenschaftlichen Feld verbleiben möchten, die wissenschaftliche Karriere jedoch nicht anstreben.

Die vorliegende Arbeit ist somit nicht nur als ein Zugewinn auf theoretischer, sondern auch auf praktischer Ebene zu sehen. Aus der einen Seite konnte ich Erkenntnisse gewinnen, die zu einem besseren Verständnis wissenschaftlicher Karrieren aus einer biographie- und hochschulwissenschaftlichen Perspektive beitragen. Andererseits ermöglicht die Weiterentwicklung der Definition des Begriffes Postdoc nach meinem Verständnis eine gezieltere Ausrichtung von Förder- und Beratungsangeboten.

Anhang

8. Anhang

8.1 Beschreibung der Sequenzmuster

Begrifflich orientiere ich mich bei der Beschreibung der Sequenzmuster der jeweiligen Erwerbsverläufe an Sackmann und Wingens (2001). Sie haben eine Typologie von Sequenztypen entwickelt, die bei der Beschreibung der in dieser Analyse vorgefundenen Sequenzmuster angewandt werden können. Zusätzlich haben sich durch meine Analysen aber auch weitere Sequenzmustertypen ergeben (Fortsetzungsstatus und Parallelstatus).

Sequenztyp „Zwischenstatus“ (ebd.:34) A-B-A:

Ausgangs- und Endstation sind identisch und verbunden durch einen Zustandswechsel. *Identisch* bezieht sich in dieser Arbeit dabei nicht auf den direkten Arbeitgeber (identisch im Sinne von: das gleiche Institut und der gleiche Vorgesetzte) sondern auf den institutionellen Kontext (identisch im Sinne von: gleiche Institution wie zuvor).

Sequenztyp „Wechselstatus“ (ebd.:35) A-B-C:

Ausgangs- und Endstation sind nicht identisch. Jeder Zustandswechsel mündet in einem anderen Status.

Sequenztyp „Brückenstatus“ (ebd.) A-AB-B:

Anfangs- und Endstation sind nicht identisch. Der Übergang erfolgt über einen „Mischstatus“ (ebd.), der eine Brückenfunktion erfüllt.

Sequenztyp „Folgestatus“ (ebd.) A-B-AB:

Der abschließende Status ergibt sich aus einem „Mischstatus“ (ebd.) der beiden vorangegangenen Zustände.

Sequenztyp Fortsetzungsstatus A-A-A:

Es gibt Übergänge nur innerhalb eines Zustandes – wenn beispielsweise ein Postdoc fünf Mal den Arbeitgeber wechselt, dabei aber immer an einer Universität (nicht zwangsweise immer die gleiche) beschäftigt ist.

Sequenztyp Parallelstatus AD-BD-AD:

Ein Zustand läuft parallel zu allen anderen Übergängen (die die bereits beschriebenen Ausprägungen haben können) stetig mit.

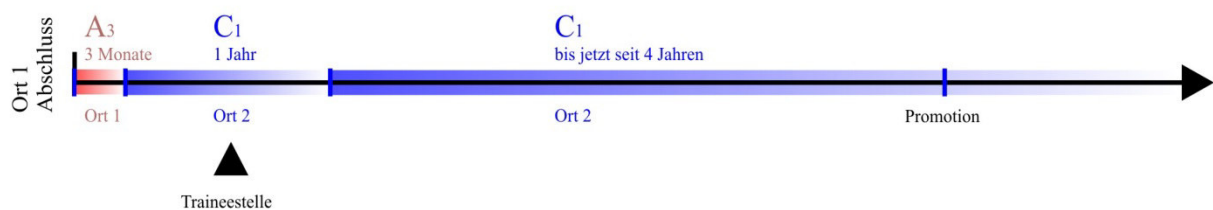
8.2 Sequenzmuster der Interviewten im Maschinenbau

Legende

- A1 wissenschaftlicher/e Mitarbeiter/in
- A2 Stipendium
- A3 wissenschaftliche Hilfskraftstelle
- B1 außeruniversitäre Beschäftigung
- B2 außeruniversitäre Hilfskraftstelle/ Praktikum
- C1 außerwissenschaftliche/r Angestellte/r
- C2 außerwissenschaftliche/r Selbstständige/r
- D arbeitssuchend

8.2.1 Typus Manager in der Industrie

Bianca Christ / Industrie entfristet (externe Promotion)

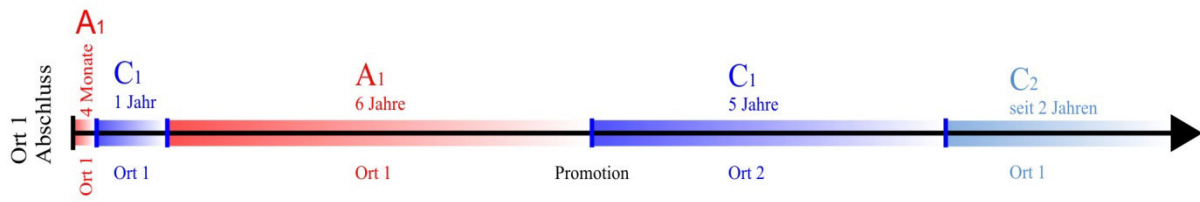


Fortsetzungsstatus mit vorgeschalteter transistorischer Phase

Bei Frau Christ handelt es sich nicht um einen Wechselstatus, da sie im Interview ganz deutlich macht, dass die wissenschaftliche Hilfskraftstelle einzig aus dem Grund angenommen wurde, um eine Sucharbeitslosigkeit zu überbrücken.

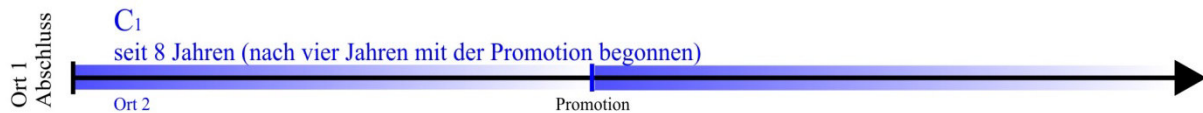
Anhang

Kai Nickel / Industrie entfristet



Zwischenstatus mit vorgeschalteter transistorischer Phase

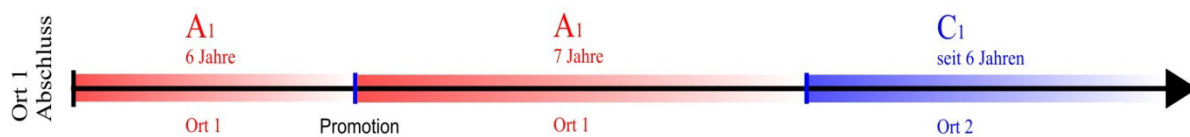
Nils Frei / Industrie entfristet (externe Promotion)



Fortsetzungsstatus

8.2.2 Typus Forschende in der Industrie

Klaus Ittig / Industrie entfristet



Wechselstatus

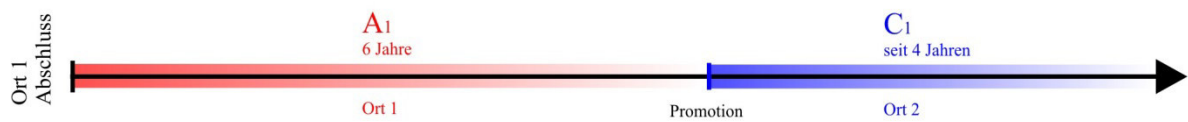
Anhang

Nico Tramm / Industrie entfristet



Wechselstatus

David Clein / Industrie entfristet



Wechselstatus

8.2.3 Typus wissenschaftliche Koordinatoren

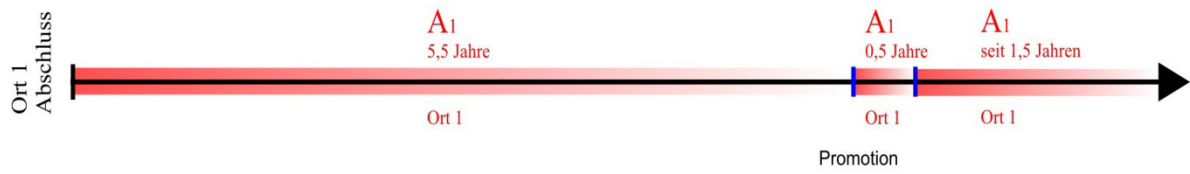
Daniel Zabel / Universität befristet



Fortsetzungsstatus

Anhang

Daniela Ilsemann / Universität entfristet



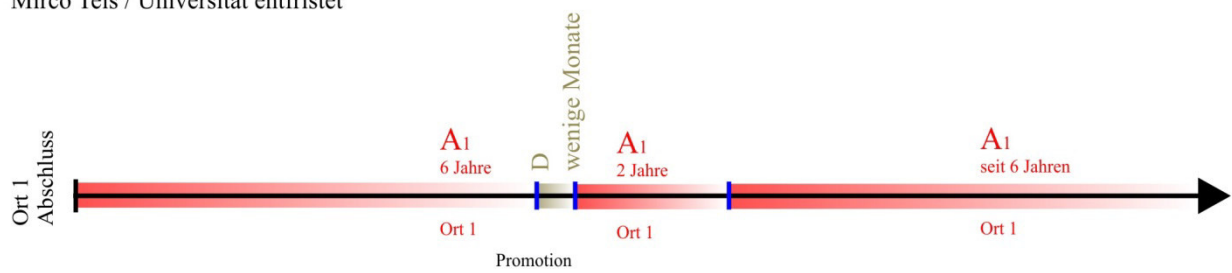
Fortsetzungsstatus

Quentin Tölle / Universität entfristet



Fortsetzungsstatus

Mirco Teis / Universität entfristet



Fortsetzungsstatus

8.2.4 Typus wissenschaftliche Koordinatoren mit Postdoc-Anforderungen

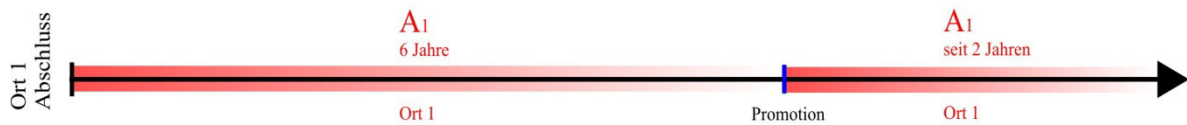
Nick Xavas / Universität entfristet



Fortsetzungsstatus

*Nach einem Jahr wurde er Gruppenleiter, nach weiteren 1,5 Jahren erhielt er die Stelle eines Oberingenieurs. Nach der Promotion wurde diese Stelle entfristet.

Thomas Immler / Universität entfristet



Fortsetzungsstatus

Katharina Bär / Universität entfristet



Fortsetzungsstatus

*Die Stelle blieb, einzig der Vertrag wurde nach der Promotion angepasst und entfristet.

8.2.5 Typus Postdocs im Maschinenbau

Tobias Hausfeld / Universität befristet



Wechselstatus

* Bereits ein Jahr vor der Promotion wurde er Forschungsgebietsleiter, der Vertrag wurde nach der Promotion lediglich angepasst

Simone Ihnen / außeruniversitär befristet



Wechselstatus

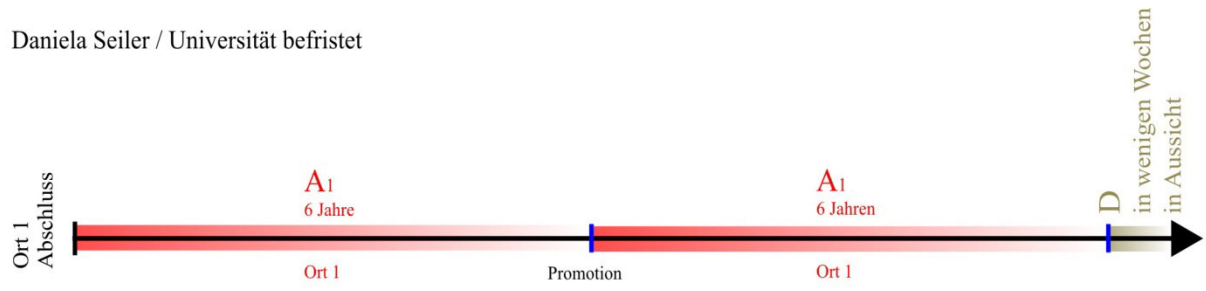
Inga Super / Universität befristet



Fortsetzungsstatus (allerdings mit Kettenverlängerungen – etwa 20 Verträge für stets die selbe Stelle)

Anhang

Daniela Seiler / Universität befristet



Fortsetzungsstatus (der auf Grund des WissZeitVGs nicht fortgesetzt werden kann)

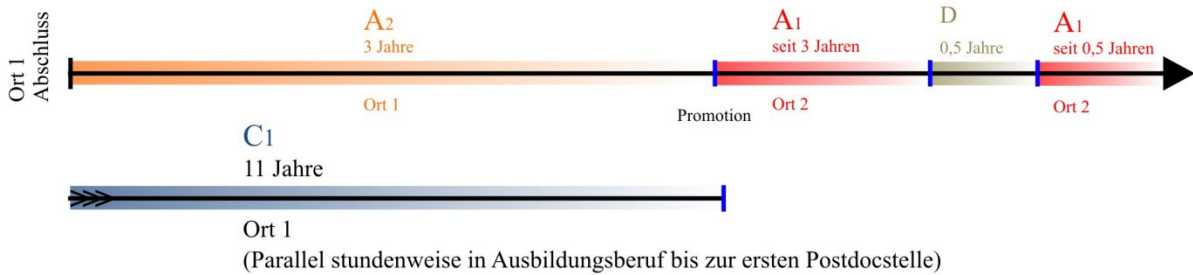
8.3 Sequenzmuster der Interviewten in der Soziologie

Legende

- A1** wissenschaftlicher/e Mitarbeiter/in
- A2** Stipendium
- A3** wissenschaftliche Hilfskraftstelle
- B1** außeruniversitäre Beschäftigung
- B2** außeruniversitäre Hilfskraftstelle/ Praktikum
- C1** außerwissenschaftliche/r Angestellte/r
- C2** außerwissenschaftliche/r Selbstständige/r
- D** arbeitssuchend

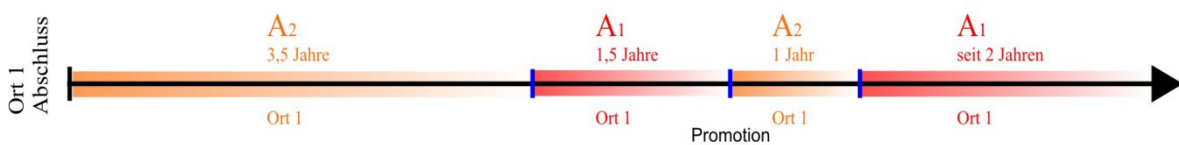
8.3.1 Typus Promovierte und Forschende auf der Suche nach einem Ausweg

Stefanie Stehler / Universität befristet



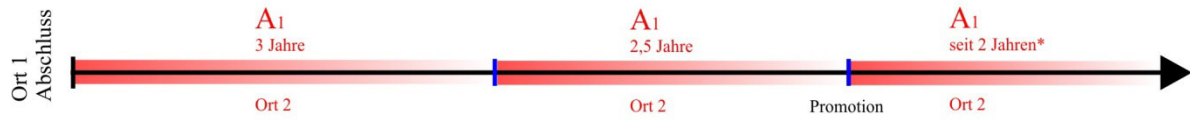
Fortsetzungsstatus mit Parallelstatus

Diana Nies / Universität befristet



Fortsetzungsstatus

Beatrice Corte / Universität befristet



Fortsetzungsstatus

* mindestens im dritten Vertrag

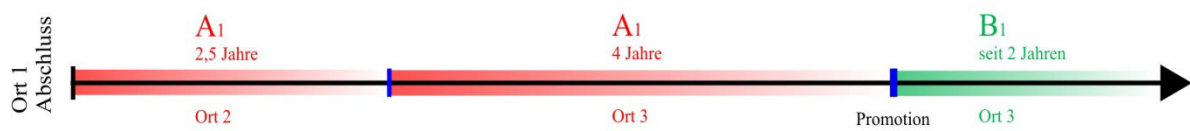
Otto Chon / Universität befristet



Wechselstatus

8.3.2 Typus außeruniversitär Forschende in der Soziologie

Emma Zimmermann / Universität befristet



Wechselstatus

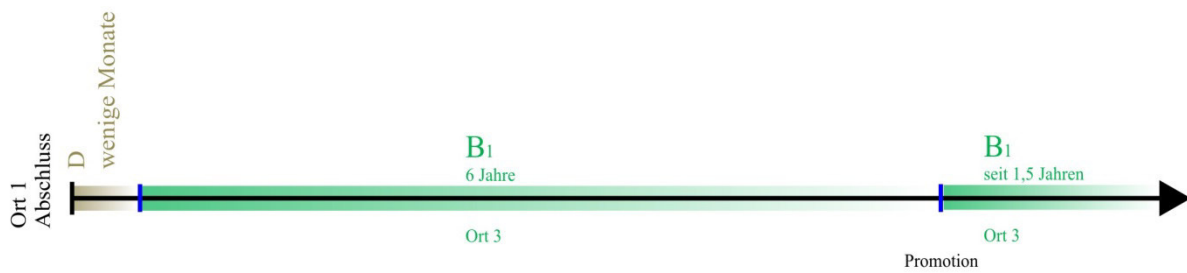
Anhang

Doris Tust / außeruniversitär befristet



Fortsetzungsstatus

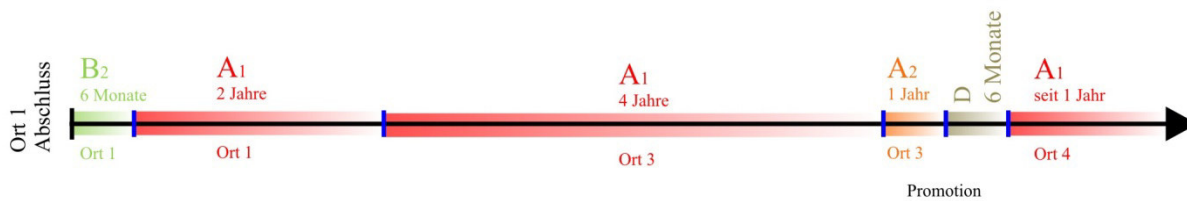
Lothar Querfeld / Universität befristet



Fortsetzungsstatus

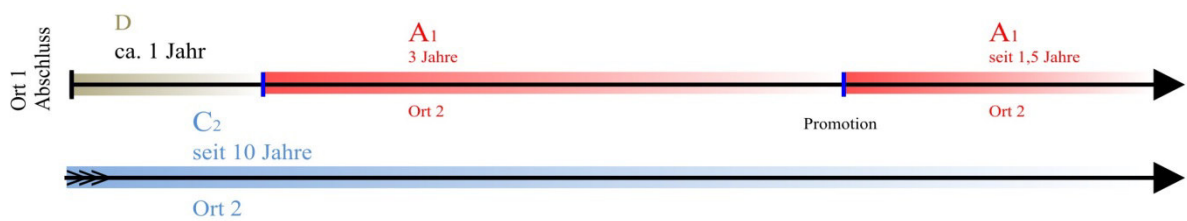
8.3.3 Typus der selbstzweifelnde Postdoc und der Unschlüssige

Karl Hammer / Universität befristet



Fortsetzungsstatus

Daniel Quand / Universität befristet



Fortsetzungsstatus mit Parallelstatus

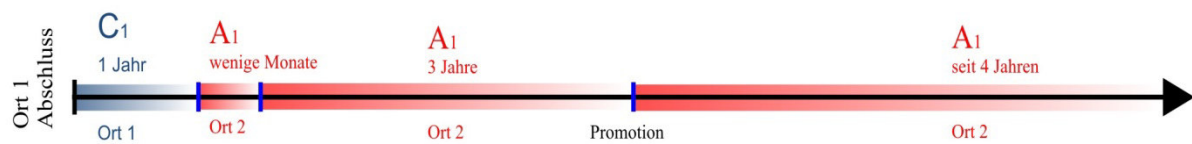
8.3.4 Typus Postdocs in der Soziologie

Nina Neumann / Universität befristet



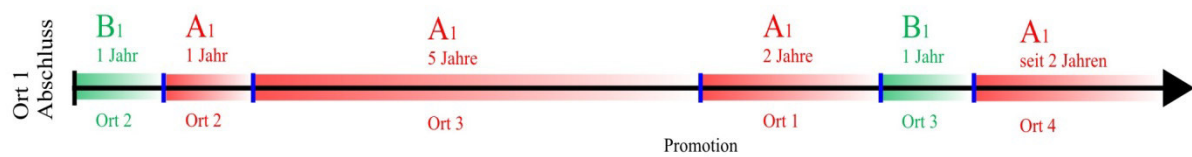
Wechselstatus

Maria Lader / Universität befristet



Wechselstatus

Karla Sieger-Kohl / Universität befristet



Wechselstatus

Anhang

Paul Ihsen / Universität befristet



Wechselstatus

Katrin Thiele / Universität befristet



Wechselstatus

8.4 Samplelisten

8.4.1 Sample Maschinenbau

Code-Name	Stelle		Familienstand		Alter	Weg
Daniela Seiler	universitär	arbeitslos	ledig	kein Kind	37	2
Inga Super	universitär	befristet	verheiratet	1 Kind	34	2
Daniela Ilsemann	universitär	entfristet	ledig	kein Kind	33	2
Katharina Bär	universitär	entfristet	ledig	kein Kind	33	2
Simone Ihsen	außeruni.	befristet	liiert	1 Kind	34	1/2
Quentin Tölle	universitär	entfristet	ledig	kein Kind	33	2
Daniel Zabel	universitär	befristet	ledig	kein Kind	36	1/2
Nick Xavas	universitär	entfristet	verheiratet	2 Kinder	38	2
Tobias Hausfeld	universitär	befristet	ledig	kein Kind	37	1/2
Kai Jeschke	universitär	befristet	ledig	kein Kind	32	1/2
Mirko Teis	universitär	entfristet	verheiratet	2 Kinder	41	2
Thomas Immler	universitär	befristet	verheiratet	2 Kinder	34	2
Bianca Christ	Industrie	entfristet	verheiratet	1 Kind	32	2/1
Nico Tramm	Industrie	entfristet	verheiratet	1 Kind	39	2/1
Nils Frei	Industrie	entfristet	verheiratet	2 Kinder	38	2/1
David Klein	Industrie	entfristet	verheiratet	kein Kind	40	2/1
Klaus Ittig	Industrie	entfristet	verheiratet	3 Kinder	36	2/1
Kai Nickel	Industrie	entfristet	liiert	kein Kind	40	2/1

Tabelle 8 Sample Maschinenbau

8.4.2 Sample Soziologie

Code-Name	Stelle		Familienstand		Alter	Weg
Karla Siegert-Kohl	universitär	befristet	verheiratet	2 Kinder	38	2
Maria Lader	universitär	befristet	liiert	kein Kind	33	2*
Nina Neumann	universitär	befristet	verheiratet	1 Kind	35	2
Diana Nies	universitär	befristet	k.A.	kein Kind	33	2
Stefani Stehler	universitär	befristet	liiert	kein Kind	35	3
Beatrice Corte	außeruni.	befristet	verheiratet	kein Kind	33	2
Kathrin Thiele	außeruni.	befristet	liiert	kein Kind	31	2
Emma Zimmermann	außeruni.	befristet	verheiratet	kein Kind	34	2
Doris Trust	außeruni.	befristet	liiert	kein Kind	41	2
Otto Chon	universitär	befristet	ledig	kein Kind	35	2*
Paul Ihsen	universitär	befristet	ledig	kein Kind	35	2
Karl Hammer	universitär	befristet	ledig	kein Kind	33	2
Daniel Quand	universitär	befristet	liiert	1 Kind	30	3
Lothar Querfeld	außeruni.	befristet	liiert	kein Kind	33	2

Tabelle 9 Sample Soziologie

* Maria Lader und Otto Chon haben vor ihrem akademischen Werdegang je kurzzeitig außerhalb der Wissenschaft gearbeitet.

8.5 Leitfaden Maschinenbau

0. Vorgestellte Frage für außeruniversitär Beschäftigte:

Warum nehmen Sie sich die Zeit für universitäre Lehre?

Nachfrage:

Wie bewerten Sie diese Tätigkeit?

1. Einstiegsfrage

Wie hat sich ihr Interesse am Maschinenbau entwickelt? Fangen Sie bitte einfach dort an, wo es ihrer Meinung nach begonnen hat.

Nachfragen:

Gab es Technikbezug in der Familie?

Welchen Beruf haben die Eltern?

Wie/ Warum haben sie sich für das Maschinenbaustudium entschieden?

Was hat im Studium besonderen Spaß gemacht?

Was hat besonders interessiert?

Warum haben sie promoviert?

Wie beurteilen Sie die Promotionsphase im Nachhinein?

Wie ging es nach der Promotion weiter?

Schildern Sie bitte ihren beruflichen Werdegang nach der Promotion.

(Erste Stelle...zweite Stelle...usw.)

Wie kam es dann schließlich zur universitären Lehre?

(Wenn nicht schon bei 0. beantwortet)

2.

Hat sich Ihr Interesse am Maschinenbau im Laufe der Jahre verändert?

Nachfragen:

Gibt es vielleicht Dinge, die Ihnen wichtiger geworden sind?

Anhang

Können Sie sagen, warum das so ist?

3.

Was macht einen vorbildlichen Maschinenbauer aus?

Nachfrage:

Gibt es für Sie im Maschinenbau ein Vorbild? Was zeichnet ihn/ sie aus?

3.1

Wie sieht eine ideale Karriere im Maschinenbau Ihrer Meinung nach aus?

Nachfragen:

- a) an der Uni
- b) in der Industrie/ Wirtschaft

4.

Wenn Sie sich nun ihre gegenwärtige Position vor Augen führen – inwieweit können Sie das Gesagte hier selbst verwirklichen?

Ja: ah, ...wie?

Nein: könnten Sie bitte ausführen, warum nicht?

5.

Sie arbeiten ja an der Universität/ an einer Forschungseinrichtung...

Wenn Sie Ihre berufliche Tätigkeit mit der eines Maschinenbauers in der Industrie vergleichen – worin bestehen aus Ihrer Sicht die wesentlichen Unterschiede?

Oder:

Sie arbeiten ja in der Industrie...

Wenn Sie Ihre berufliche Tätigkeit mit der eines Maschinenbauers an der Universität vergleichen – worin bestehen aus Ihrer Sicht die wesentlichen Unterschiede?

Anhang

Nachfragen:

Welche Vorteile hat die industrielle Arbeit im Vergleich zur universitären Stelle?

Welche Nachteile?

6.

Welche Anforderungen sind zu erfüllen, um Maschinenbauprofessor werden zu können?

Mal ganz plakativ: Wie wird man Maschinenbauprofessor?

7.

Wäre es für Sie denkbar, eine Professur im Maschinenbau anzunehmen?

Nachfrage:

Aha...warum (nicht)?

8.

Wie stellen Sie sich ihren weiteren beruflichen Werdegang vor?

Wir kommen jetzt zum Schluss des Interviews und ich habe da noch eine generellere Frage:

9.

Können Sie Ihre Vorstellung von einem guten Leben verwirklichen?

Nachfragen:

Was macht für Sie ein gutes Leben aus?

Was ist Ihnen besonders wichtig?

Und welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang Sicherheit im Beruf für Sie?

8.6 Leitfaden Soziologie

1. Einstiegsfrage:

Wann ist für Sie deutlich geworden, dass Sie einen wissenschaftlichen Werdegang verfolgen? Fangen Sie bitte dort an, wo es Ihrer Meinung nach begonnen hat.

Nachfragen:

(Wurden Zeitspannen ausgespart?)

- Studium
- Studienende
- Erster Berufseinstieg
- Promotion/ Promotionsphase
- Übergang in die Postdoc-Phase

„Sie haben bereits einiges über XY erzählt, mich würde zudem interessieren ...“

- Wie haben Sie sich für Ihr Studium entschieden?
- Wie ging es direkt nach dem Studium weiter?
- Wie kam es zur Promotion?
- Warum haben Sie promoviert?
- Wie ging es direkt nach der Promotion weiter?
- Usw.

2.

Welche Erwartungen werden heute an wissenschaftliche Karrieren in der Soziologie gestellt?

Nachfrage:

„Wenn Sie z.B. an Punkte wie Publikationen, Drittmittel, Ausland, Vorträge etc. denken...“

3.

Wenn Sie an Ihren eigenen wissenschaftlichen Werdegang denken – inwieweit waren die Bedingungen gegeben, diese Erwartungen zu erfüllen?

Nachfrage:

Was haben Sie als hemmend / fördernd empfunden?

4.

Gab es eine Kluft zwischen den Erwartungen und den Bedingungen?

Nachfrage:

Wenn ja, worin bestand diese?

Wenn nein, warum nicht?

5.

**Wissenschaftliche Karrieren sind ungewiss und riskant.
Wie gehen Sie mit dieser Unplanbarkeit um?**

**Welche Gründe könnten Sie dazu bringen, darüber nachzudenken, eine berufliche
Karriere außerhalb der Wissenschaft anzustreben?**

6.

**Wie würden Sie das Verhältnis von Privatleben und wissenschaftlicher Karriere bei sich
sehen?**

Nachfragen:

Sind Sie damit zufrieden?

Wünschen Sie sich etwas anders?

Was missfällt Ihnen?

Was würden Sie gerne ändern?

7.

Wo sehen Sie sich in sechs Jahren?

Nachfragen:

- Welche wissenschaftlichen Ziele werden angestrebt?
- Führt der Weg vielleicht aus der Wissenschaft raus?
- Welches Beschäftigungsverhältnis ist angestrebt?
- Ziele im Privatleben?

8.7 Transkriptionsregeln

Die Transkriptionsregeln der vorliegenden Arbeit orientieren sich an TiQ (Talk in Qualitative Social Research) (vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr 2009:164ff).

(.)	Kurzes Absetzen, kurze Pause
(...)	Längere Pause
<u>Nein</u>	Betonung
NEIN	Laut in Relation zur üblichen Lautstärke der Sprecherin/ des Sprechers
Braun-	Abbruch eines Wortes
(doch)	Unsicherheit bei der Transkription/ schwer verständliche Äußerung
()	Unverständliche Äußerung
((hustet))	parasprachliche und nonverbale Ereignisse
[]	Anmerkungen der Autorin
[...]	Auslassungen

8.8 Literaturverzeichnis

Abele, Andrea (2003): Beruf - kein Problem. Karriere - schon schwieriger: Berufslaufbahnen von Akademikerinnen und Akademikern im Vergleich. In: Andrea Abele, Ernst-Hartmut Hoff und Hans-Uwe Hohner (Hg.): Frauen und Männer in akademischen Professionen. Berufsverläufe und Berufserfolg. Heidelberg: Asanger, S. 157–182.

Acatech (Hrsg.) (2013): Technikwissenschaften. Erkennen - Gestalten - Verantworten (acatech IMPULS). Heidelberg u.a.: Springer Verlag.

Achatz, Juliane; Hinz, Thomas (2001): Wandel einer Wissenschaftsorganisation und die Integration von Frauen. In: *Zeitschrift für Soziologie* 30 (5), S. 323–340.

Alheit, Peter; Dausien, Bettina (2009): ‚Biographie‘ in den Sozialwissenschaften. Anmerkungen zu historischen und aktuellen Problemen einer Forschungsperspektive. In: Bernhard Fetz und Hannes Schweiger (Hg.): Die Biographie, zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin, New York: de Gruyter, S. 285–315.

Allmendinger, Jutta; Fuchs, Stefan; Stebut, Janina v. (2000): Should I stay or should I go? Mentoring, Verankerung und Verbleib in der Wissenschaft. Empirische Ergebnisse einer Studie zu Karriereverläufen von Frauen und Männern in Instituten der Max-Planck-Gesellschaft. In: Karriere von Akademikerinnen. Bedeutung des Mentoring als Instrument der Nachwuchsförderung. Dokumentation der Fachtagung vom 27. März 1999 der Universität Zürich. Bundesamt für Bildung und Wissenschaft. Bern.

Bagilhole, Barbara (2005): Reflections on Women, Civil Engineering and the UK Construction Industry. In: Anita Thaler und Christine Wächter (Hg.): Proceedings of Final International Workshop of the WomEng Project. Graz, S. 73–82.

Barlösius, Eva; Fisser, Grit (2017): Wie deuten Wissenschaftlerinnen im Maschinenbau ihren Erfolg? In: *Forum: Qualitative Sozialforschung* 18 (1), Art.1.

Barthauer, Luisa; Estel, Vivien; Dubbel, Anneke; Kauffeld, Simone; Spurk, Daniel (2016): Woran erkenne ich eine erfolgreiche Laufbahn? Ein qualitativer Ansatz zur Definition von Laufbahnerfolg bei Wissenschaftlern. In: Bayrisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung (Hg.): Beiträge zur Hochschulforschung. Karrierewege des wissenschaftlichen Nachwuchses. 1-2. München, S. 42–63.

Beaufaÿs, Sandra (2003): Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld: Transcript.

Beaufaÿs, Sandra; Engels, Anita; Kahlert, Heike (Hg.) (2012): Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: edition suhrkamp.

Berger, P. L.; Berger, Brigitte; Kellner, Hansfried (1975): Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt: Campus Verlag.

Berning, Ewald; Harnier, von Louis; Hofmann, Yvette (2001): Das Habilitationswesen an den Universitäten in Bayern. Praxis und Perspektiven. München: Bayrisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung (57).

Berryman, Sue (1983): Who will do science? New York: The Rockefeller Foundation.

Blaneck, Stephan (1994): Der Berufseinstieg in Professionen. Eine empirische Untersuchung zum beruflichen Verbleib ehemaliger Hochschulabsolventen in Lebenslaufperspektiven. 1. Aufl. Berlin: Verl. für Wiss. und Forschung (Akademische Abhandlungen zur Soziologie).

Blättel-Mink, Birgit (2000): Frauen in Hochschule und Wissenschaft - Strategien der Förderung zwischen Integration und Autonomie. Eine Einleitung. In: Anina Mischau, Caroline Kramer und Birgit Blättel-Mink (Hg.): Frauen in Hochschule und Wissenschaft. Strategien der Förderung zwischen Integration und Autonomie. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges (Schriften des Heidelberger Instituts für Interdisziplinäre Frauenforschung (HIFI) e.V, Bd. 3), S. 9–22.

Bohn, Melanie; Gehrman, Britta; Klein, Annette (2002): Studieren in frauen- und männerdominierten Studiengängen. Zu Studienmotivation und Studienverlauf in den Fächern Erziehungswissenschaft und Maschinenbau. In: *Der pädagogische Blick. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis in pädagogischen Berufen*. 10 (1), S. 5–15.

Bonß, Wolfgang; Hohl, Joachim; Jakob, Alexander (2001): Die Konstruktion von Sicherheit in der reflexiven Moderne. In: Ulrich Beck und Wolfgang Bonß (Hg.): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, S. 147–159.

Born, Claudia; Krüger, Helga; Lorenz-Mayer, Dagmar (1996): Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Berlin: edition sigma.

Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brainard, Susanne G.; Carlin, Lind (2001): A Six-year longitudinal Study of undergraduate women in engineering and science. In: Muriel Lederman und Ingrid Bartsch (Hg.): The Gender and Science Reader. London: Routledge, S. 25–37.

Braxton, John M. (1983): Department colleagues and individual faculty publication productivity. In: *Review of Higher Education* 6, S. 115–128.

Brose, Hanns Georg; Wohlrab-Sahr, Monika; Corsten, Michael (1993): Soziale Zeit und Biographie. Über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (2007): Gesetz über befristete Arbeitsverträge in der Wissenschaft (Wissenschaftszeitvertragsgesetz - WissZeitVG). Online verfügbar unter <http://www.gesetze-im-internet.de/wisszeitvg/BJNR050610007.html> , zuletzt geprüft am 06.01.2016.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) (2008): Bundesbericht zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (BuWiN). Bonn, Berlin.

Burgstaller, Katrin (2011): Himmelfahrtskommando akademische Karriere. Online verfügbar unter <http://derstandard.at/1297215918529/derStandardat-Interview-Himmelfahrtskommando-akademische-Karriere> , zuletzt geprüft am 06.01.2016.

Burk, Christian L.; Grund, Christian; Martin, Johannes; Wiese, Bettina S. (2016): Karrieren von Ingenieur- und Naturwissenschaftlern in Wissenschaft und Privatwirtschaft: Attraktoren und Durchlässigkeit aus psychologischer und personalökonomischer Perspektive. In: Bayrisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung (Hg.): Beiträge zur Hochschulforschung. Karrierewege des wissenschaftlichen Nachwuchses. 1-2. München, S. 118–141.

Crane, Diana (1965): Scientists at major and minor universities: A study of productivity and recognition. In: *American Sociological Review* 30, S. 699–714.

Diewald, Martin (2010): Lebenslaufregime: Begriff, Funktion und Hypothesen zum Wandel. In: Axel Bolder, Rudolf Eppig, Klein Rosemarie, Reutter Gerhard und Andreas Seiverth (Hg.): Neue Lebenslaufregimes - neue Konzepte der Bildung Erwachsener? Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften, S. 25–41.

Eagly, Alice H.; Carli, Linda L. (2007): *Through the Labyrinth: The Truth About How Women Become Leaders*: Harvard Business School Press.

Enders, Jürgen (1996): Die wissenschaftlichen Mitarbeiter. Ausbildung, Beschäftigung und Karriere der Nachwuchswissenschaftler und Mittelbauangehörigen an den Universitäten. Frankfurt: Campus. 189-237.

Enders, Jürgen; Bornmann, Lutz (2001): Karriere mit Dokortitel? Ausbildung, Berufsverlauf und Berufserfolg von Promovierten. Frankfurt/Main, New York: Campus. S.89-117.

Enders, Jürgen; Kottmann, Andrea (2005): Neue Ausbildungsformen - andere Werdegänge? Ausbildungs- und Berufsverläufe von Absolventinnen und Absolventen der Graduiertenkollegs der DFG. Enschede: Wiley-VCH; DFG.

Engler, Steffanie (2001): "In Einsamkeit und Freiheit?". Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Erlemann, Christine (2002): Ich trauer meinem Ingenieurdasein nicht mehr nach. Warum Ingenieurinnen den Beruf wechseln - eine qualitative empirische Studie. Bielefeld: Kleine Verlag.

Eßbach, Wolfgang (2001): Über soziale Konstruktionen von Biographien. In: Rita Franceschini (Hg.): Biographie und Interkulturalität. Diskurs und Lebenspraxis. Tübingen: Stauffenburg Verlag Brigitte Narr GmbH, S. 59–68.

Eßer, Felicitas; Zinn, Jens (2001): Biographische Sicherheitskonstruktionen in der reflexiven Moderne. Arbeitspapier 6 des SFB 536 "Reflexive Modernisierung". Universität der Bundeswehr München. München.

Eßer, Felicitas; Zinn, Jens (2003): Die Herstellung biographischer Sicherheit in der reflexiven Moderne. In: *BIOS* 16(1), S. 46–63.

Evers, Adalbert; Nowotny, Helga (1987): Über den Umgang mit Unsicherheit. Die Entdeckung der Gestaltbarkeit von Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Faulkner, Wendy (2007): „Nuts and bolts and people“: Gender-troubled engineering identities. In: *Social Studies of Science* 37 (3), S. 331–356.

Fischer-Rosenthal, Wolfram; Rosenthal, Gabriele (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: Ronald Hitzler und Anne Honer (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 133–164.

Flick, Uwe (2010): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl (Rororo Rowohlt's Enzyklopädie, 55694). Online verfügbar unter <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-499-55694-4>.

Fox, Mary F. (2007): Social-organizational characteristics of work and publication productivity among academic scientists in doctoral-granting departments. In: *Journal of Higher Education* (78), S. 542–571.

Fox, Mary F. (2010): Woman and men faculty in academic science and engineering: Social-organizational indicators and implications. In: *American Behavioral Scientist* (53), S. 997–1012.

Franzmann, Andreas (2012): *Die Disziplin der Neugierde. Zum professionalisierten Habitus in den Erfahrungswissenschaften*. Bielefeld: Transcript.

Fuchs-Heinritz, Werner (2009): *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Funken, Christiane; Rogge, Jan-Christoph; Hörlin, Sinje (2015): *Vertrackte Karrieren. Zum Wandel der Arbeitswelten in Wirtschaft und Wissenschaft*. Frankfurt: Campus.

Geenen, Elke M. (2000): Akademische Karrieren von Frauen an wissenschaftlichen Hochschulen. In: Beate Kraus (Hg.): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt, New York: Campus Verlag, S. 83–105.

Gilbert, Anne-Francoise (2010): Academic careers in engineering science: Gender effects of recent developments. In: Anne-Sophie Godfroy-Genin (Hg.): *Women in engineering and technology research. The PROMETEA conference proceedings*. Berlin: Lit, S. 149–167.

Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1998): *Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Huber (Hans Huber Programmbereich Pflege).

Gläser, Jochen (2001): Macrostructures, careers and knowledge production: a neoinstitutionalist approach. In: *International Journal of Technology Management* (22), S. 698–715.

Godfroy-Genin, Anne-Sophie (Hg.) (2010): Women in engineering and technology research. The PROMETEA conference proceedings. Berlin: Lit.

Graf, Patricia (2011): Erklärungsansätze der außerhochschulischen Forschungseinrichtungen zur Unterrepräsentation von Frauen. In: Kirsti Dautzenberg (Hg.): Frauen in den Naturwissenschaften. Ansprüche und Widersprüche. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften, S. 47–53.

Gross, Christiane; Jungbauer-Gans, Monika; Kriwy, Peter (2008): Die Bedeutung meritokratischer und sozialer Kriterien für wissenschaftliche Karrieren - Ergebnisse von Expertengesprächen in ausgewählten Disziplinen. In: *Beiträge zur Hochschulforschung* 30 (4), S. 8–32.

Gülker, Silke (2011): Wissenschaftliches und künstlerisches Personal an Hochschulen: Stand und Zukunftsbedarf. Eine Expertise gefördert durch die Max-Traeger-Stiftung. GEW. Frankfurt (Hochschule und Forschung).

Haffner, Yvonne; Könekamp, Bärbel; Kraus, Beate (2006): Arbeitswelt in Bewegung. Chancengleichheit in technischen und naturwissenschaftlichen Berufen als Impuls für Unternehmen. Hg. v. Ministerium für Bildung und Forschung.

Hagemann White, Carol (op. 1991): Machtstreben und Männlichkeit. Extrafunktionale Qualifikationen im Hochschullehrerberuf? In: Angelika Wetterer (Hg.): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt: Campus, S. 245–256.

Hahn, Alois (1987): Identität und Selbstthematization. In: Alois Hahn und Volker Kapp (Hg.): Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9–24.

Heine, Christoph; Willich, Julia; Schneider, Heidrun; Sommer, Dieter (2008): Studienanfänger im Wintersemester 2007/08. Wege zum Studium, Studien- und Hochschulwahl, Situation bei Studienbeginn. HIS. Hannover (HIS: Forum Hochschule 16/2008).

Heineck, Guido; Matthes, Britta (2012): Zahlt sich der Dokortitel aus? Eine Analyse zu monetären und nicht-monetären Renditen der Promotion. In: Der Dokortitel zwischen Status und Qualifikation. iFQ. Bonn (iFQ-working paper, 12), S. 85–99.

Helfferrich, Cornelia (2005): Die Qualität qualitativer Daten : Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften.

Helfferrich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Helfferrich, Cornelia (2014): Leitfaden- und Experteninterviews. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS (Springer VS Handbuch), S. 559–574.

Hermanowicz, Joseph C. (2012): The Sociology of Academic Careers. Problems and Prospects. In: *Higher Education* (27), S. 207–248.

Hess, J.; Rusconi, A.; Solga, Heike (2011): "Wir haben dieselben Ziele..." - Zur Bedeutung von Paarkonstellationen und Disziplinenzugehörigkeit für Karrieren von Frauen in der Wissenschaft. In: Waltraud Cornelißen (Hg.): Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften.

Hitzler, Ronald; Honer, Anne (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Ulrich Beck und Elisabeth (Hg.) Beck-Gernsheim: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, Neue Folge, 816), S. 307–314.

Höhle, Ester; Jacob, Anna Katharina; Teichler, Ulrich (2012): Das Paradies nebenan? Zur Situation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an außeruniversitären Forschungseinrichtungen und Universitäten in Deutschland. In: *Beiträge zur Hochschulforschung* 34 (2), S. 8–29.

Holzbecher, Monika; Küllchen, Hildegard; Löther, Andrea (2002): Fach- und fakultätsspezifische Ursachen der Unterrepräsentanz von Frauen bei Promotionen. Bielefeld: Universität Bielefeld (IFF, 14).

Hüttges, Annett; Fay, Doris (2011): Geschlechterdifferente (Wissenschafts-)Karrieren - Fakten, Theorien und Denkanstöße. In: Kirsti Dautzenberg (Hg.): Frauen in den Naturwissenschaften. Ansprüche und Widersprüche. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften, S. 11–18.

Ihsen, Susanne (2007): Gender und Diversity in Ingenieurwissenschaften. In: Carmen Leicht-Scholten (Hg.): "Gender and science". Perspektiven in den Natur- und Ingenieurwissenschaften. Bielefeld: Transcript (Gender Studies), S. 157–169.

Ihsen, Susanne (2013): Zur Professionalisierung des Ingenieurberufs in Deutschland. Technik ist männlich? In: Jens Gillissen (Hg.): Berufsfelder im Professionalisierungsprozess. Geschlechterspezifische Chancen und Risiken. Wittenberg.

Ihsen, Susanne; Schiffbänker, Helene; Holzinger, Florian; Jeanrenaud, Yves; Sanwald, Ulrike Scheibl Katharina; Schneider, Wolfram (2014): Frauen im Innovationsprozess. Aktuelle Entwicklungen, interbationale Perspektiven, Handlungsempfehlungen, Studien zum deutschen Innovationssystem. Hg. v. EFI. Berlin.

Jacob, Anna Katharina; Teichler, Ulrich (2008): Der Wandel des Hochschullehrerberufs im internationalen Vergleich. Ergebnisse einer Befragung in den Jahren 2007/08. Bonn, Berlin.

Jakob, Alexander (2001a): Möglichkeiten und Grenzen der Triangulation quantitativer und qualitativer Daten am Beispiel der (Re-)Konstruktion einer Typologie erwerbsbiographischer Sicherheitskonzepte. Hg. v. Forum: Qualitative Sozialforschung (2 (1), Art. 20). Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0101202> , zuletzt geprüft am 26.06.2015.

Jakob, Alexander (2001): Die Produktion von Sicherheit. Zeit-Offiziere vor dem Übergang in den Zivilberuf. Frankfurt am Main: Peter Lang. Europäischer Verlag der Wissenschaften.

Jaksztat, Steffen; Schindler, Nora; Briedis, Kolja (2010): Wissenschaftliche Karrieren. Beschäftigungsbedingungen, beruflichen Orientierungen und Kompetenzen des wissenschaftlichen Nachwuchses. HIS. Hannover (HIS: Forum Hochschule 14/2010).

Janshen, Doris; Rudolph, Hedwig (1987): Ingenieurinnen. Frauen für die Zukunft. Berlin: Walter de Gruyter.

Janson, Kerstin; Schomburg, Harald; Teichler, Ulrich (2007): Wege zur Professur. Qualifizierung und Beschäftigung an Hochschulen in Deutschland und den USA. Münster: Waxmann Verlag GmbH.

Kahlert, Heike (2012): Was kommt nach der Promotion? Karriereorientierungen und -pläne des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fächer - und Geschlechtervergleich. In: Sandra Beaufays, Anita Engels und Heike Kahlert (Hg.): Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft, S. 57–86.

Kahlert, Heike (2013): Riskante Karrieren. Wissenschaftlicher Nachwuchs im Spiegel der Forschung. Leverkusen: Budrich (Wissenschaftskarrieren, Bd. 1).

Kaufmann, Franz-Xaver (2012): Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem. Untersuchungen zu einer Wertidee hochdifferenzierter Gesellschaften. Unveränd. Nachdr. der Ausg. Stuttgart, Enke, 1973. Berlin, Münster: Lit (Zivile Sicherheit, Bd. 4).

Kaufmann, Jean-Claude (1999): Das verstehende Interview. [Theorie und Praxis]. Konstanz: UVK, Univ.-Verl. Konstanz (Edition discours, Bd. 14).

Kelle, Udo; Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2., aktualis. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Qualitative Sozialforschung).

Koch, Juliane (2007): Was sind habilitationsäquivalente Leistungen? F&L (5). Online verfügbar unter https://www.hochschulverband.de/faq_der_weg_zur_professur.html#, zuletzt geprüft am 15.12.2016.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1985 (37), S. 1–29.

Kohli, Martin (1994): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Ulrich Beck und Elisabeth (Hg.) Beck-Gernsheim: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, Neue Folge, 816), S. 219–244.

Kohli, Martin (2003): Der Institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn. In: Jutta Allmendinger (Hg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Opladen: Leske + Budrich, S. 525–545.

Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (Hg.) (2013): Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013. Statistische Daten und Forschungsbefunde zu Promovierenden und Promovierten in Deutschland. Bielefeld.

Krais, Beate (2008): Wissenschaft als Lebensform: Die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren. In: Yvonne Haffner und Beate Krais (Hg.): Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern. Frankfurt/Main, New York: Campus, S. 177–211.

Kreckel, Reinhard (Hg.) (2008): Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz. Leipzig: Akademische Verlagsanstalt.

Kreckel, Reinhard (2016): Zur Lage des wissenschaftlichen Nachwuchses an Universitäten: Deutschland im Vergleich mit Frankreich, England, den USA und Österreich. In: Bayrisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung (Hg.): Beiträge zur Hochschulforschung. Karrierewege des wissenschaftlichen Nachwuchses. 1-2. München, S. 12–40.

Krempkow, René; Sembritzki, Thorben; Schürmann, Ramona; Winde, Mathias (2016): Bedarf, Angebote und Perspektiven - eine empirische Bestandsaufnahme im Zeitvergleich. Personalentwicklung für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Hg. v. Edition Stifterverband. Essen.

Krimmer, Holger; Stallmann, Freia; Behr, Markus; Zimmer, Annette (2004): Karrierewege von Professorinnen in Deutschland. Münster: Universität Münster, Institut für Politikwissenschaft.

Krüger, Helga (1995): Prozessuale Ungleichheit. Geschlecht und Institutionenverknüpfungen im Lebenslauf. In: Peter A. Berger und Peter Sopp (Hg.): Sozialstruktur und Lebenslauf. Opladen: Leske + Budrich, S. 133–153.

Krüger, Helga (2009): Prozessuale Ungleichheit. Geschlecht und Institutionenverknüpfungen im Lebenslauf. In: Heike Solga, Justin Powell und Peter A. Berger (Hg.): Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt am Main: Campus.

Kruse, Jan (2010): Einführung in die qualitative Interviewführung. Freiburg. Online verfügbar unter www.qualitative-workshops.de.

Kümmerling, Angelika; Dickenberger, Dorothee (2002): Karrieremotivation und familiäre Orientierung. Eine Studie über die Karriereorientierung von Statusgruppen. In: Barbara Keller und Anina Mischau (Hg.): Frauen machen Karriere in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik. Chancen nutzen - Barrieren überwinden. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos (Schriften des Heidelberger Instituts für Interdisziplinäre Frauenforschung (HIFI) e.V., Bd. 4), S. 65–80.

Lange-Vester, Andrea; Teiwes-Kügler, Christel (2013): Zwischen W 3 und Hartz IV. Arbeitssituation und Perspektiven wissenschaftlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Opladen [u.a.]: Budrich.

Laudel, Grit; Gläser, Jochen (2008): From apprentice to colleague. The metamorphosis of Early Career Researchers. In: *Higher Education* (55), S. 387–406.

Leemann, Regula Julia; Stutz, Heidi (2008): Geschlecht und Forschungsförderung (GEFO). Synthesebericht. SNF. Bern. Online verfügbar unter

http://www.snf.ch/SiteCollectionDocuments/Web-News/news_081125_Synthesebericht_GEFO.pdf, zuletzt geprüft am 14.12.2016.

Lévy, René (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive. Stuttgart: F. Enke (Enke sozial Wissenschaften).

Levy, René (1996): Toward a theory of life course institutionalization. In: Ansgar Weymann und Walter R. Heinz (Hg.): *Society and biography. Interrelationships between social structure, institutions and the life course*. Weinheim: Deutscher-Studien-Verlag.

Liebau, Eckart; Huber, Ludwig (1985): Die Kulturen der Fächer. In: *Neue Sammlung* 25 (3), S. 314–339.

Lind, Inken (2004): Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick. Bielefeld: Kleine Verlag. S.86-113.

Lind, Inken; Löther, Andrea (2007): Chancen für Frauen in der Wissenschaft – eine Frage der Fachkultur? Retrospektive Verlaufsanalysen und aktuelle Forschungsergebnisse. In: *Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften* 29 (2), S. 249–272.

Long, J. Scott; McGinnis Robert (1981): Organizational context and scientific productivity. In: *American Sociological Review* 46, S. 422–442.

Luhmann, Niklas (1991): *Soziologie des Risikos*. Berlin, New York: de Gruyter.

Macha, Hildegard; Paetzold, Bettina (1992): Elemente beruflicher Identität von Wissenschaftlerinnen: Vereinbarkeit von Kind und Beruf? In: Leokadia Bruderl und Bettina Paetzold (Hg.): *Frauenleben zwischen Beruf und Familie. Psychosoziale Konsequenzen für Persönlichkeit und Gesundheit*. Weinheim, München: Juventa (Materialien), S. 123-138.

Mai, Manfred (1989): Die Bedeutung des fachspezifischen Habitus von Ingenieuren und Juristen in der wissenschaftlichen Politikberatung. Zur Soziologie von Technik und Recht mit besonderer Berücksichtigung des Bundes-Immissionsschutzgesetzes. Frankfurt am Main, New York: P. Lang.

Mannheim, Karl (1970 (1923)): Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens. Ein Beitrag zur Wirtschaftssoziologie. In: Kurt W. Wolff (Hg.): *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Neuwied: Luchterhand, S. 625–689.

Matthies, Hildegard; Kuhlmann, Ellen; Oppen, Maria, Simon, Dagmar (2001): *Karrieren und Barrieren im Wissenschaftsbetrieb. Geschlechterdifferente Teilhabechancen in außeruniversitären Forschungseinrichtungen*. Berlin: Sigma.

Mayer, Karl Ulrich (1987): Lebenslaufforschung. In: Wolfgang Voges (Hg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 51–73.

Mayer, Karl Ulrich (1990): Lebensverläufe und sozialer Wandel. Anmerkungen zu einem Forschungsprogramm. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (Sonderheft 31), S. 7–21.

Merton, Robert K. (1985): Der Matthäus-Effekt in der Wissenschaft. In: Robert K. Merton (Hg.): Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Frankfurt: Suhrkamp, S. 147.

Metz-Göckel, Sigrid; Möller, Christina; Auferkorte-Michaelis, Nicole (2009): Wissenschaft als Lebensform, Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischer Universitäten. Opladen: B. Budrich.

Mey, Günter (2000): Erzählungen in qualitativen Interviews : Konzepte, Probleme, soziale Konstruktionen. In: *Sozialer Sinn* 2000 (1), S. 135–151.

Minks, Karl-Heinz (2004): Wo ist der Ingenieur Nachwuchs? Hg. v. HIS. Hannover (HIS Kurzinformation, A54/2004).

Molvaer, Janitha; Stein, Kira (1994): Ingenieurin - warum nicht? Berufsbild und Berufsmotivation von zukünftigen Ingenieurinnen und Ingenieuren. Ein interkultureller Vergleich. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.

Mooraj, Margrit (2002): Frauen, Männer und Technik. Ingenieurinnen in einem männlichen besetzten Berufsfeld. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang (Europäische Hochschulschriften : Reihe 22, Soziologie, Bd. 374).

Motakef, Mona (2015): Prekarisierung. Bielefeld: Transcript (Einsichten).

Nagl, Manfred; Rüssmann, Kirsten (2011): Zufriedenheit mit der Ingenieurpromotion: Ist-Situation und Verbesserungspotenziale.

Neusel, Ayla (2005): Gender und Technik. Ingenieurwissenschaften als Studium und Wissenschaft von Frauen. In: Annette Spellerberg (Hg.): Die Hälfte des Hörsaals. Frauen in Hochschule, Wissenschaft und Technik. Berlin: Ed. Sigma, S. 75–95.

Niessen, Cornelia; Sonnentag, Sabine; Neff, Angela; Unger, Dana (2010): Ressourcen und Belastungen von Doppelkarrierepaaren in der Wssenschaft – eine arbeitspsychologische Perspektive. In: Gramespacher, Funk und Rothäusler (Hg.): Dual Career Couples an Hochschulen. Zwischen Wissenschaft, Praxis und Politik. Farmington Hills, MI: Opladen, S. 75–88.

Osterloh, Margit; Littmann-Wernli, Sabina (2002): Die gläserne Decke – Realität und Widersprüche. In: Sibylle Peters und Norbert Benschel (Hg.): Frauen und Männer im Management. Diversity in Diskurs und Praxis. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Gabler Verlag, S. 259–276.

Page, Julie; Leemann, Regula Julia (2000): Karriere von Akademikerinnen. Bedeutung des Mentoring als Instrument der Nachwuchsförderung. Dokumentation der Fachtagung vom 27. März 1999 der Universität Zürich. Bundesamt für Bildung und Wissenschaft. Bern.

Pelizäus-Hoffmeister, Helga (2006): Biographische Sicherheit im Wandel? Eine historisch vergleichende Analyse von Künstlerbiographien. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Philipps, Axel (2013): Inhaltliche Ausrichtung und stabile Beschäftigungsverhältnisse: Orientierungen in der Bewerbungsphase an einer Ressortforschungseinrichtung. In: *ZQF* 14 (2), S. 311–326.

Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2009): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 3., korrigierte Auflage. München: Oldenbourg (Lehr- und Handbücher der Soziologie).

Reif, Franziska (2012): *Wissenschaft prekär. Kettenjobber, Leiharbeiter, Forschungsknechte*. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/karriere/berufsstart/wie-junge-wissenschaftler-an-den-unis-geknechtet-werden-a-835467.html> , zuletzt aktualisiert am 06.01.2016.

Richter, Sandra (2009): *Akademische Karriere. Hoffnungslos idealistisch*. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/campus/2009/01/unikarriere-beisteller> , zuletzt aktualisiert am 06.01.2016.

Roberts, Pam; Ayre, Mary (2002): *Counting the losses...The Careers Review of Engineering Women: An investigation of women's retention in the Australian engineering workforce*. Online verfügbar unter <https://www.engineersaustralia.org.au/sites/default/files/shado/Learned%20Groups/Interest%20Groups/Women%20in%20Engineering/Reports/CREWReport.pdf> , zuletzt geprüft am 23.03.2016.

Röbken, Heinke; Grözinger, Gerd (2012): *Wissenschaftliche Karrieren im Maschinenbau. Eine netzwerktheoretische Analyse zum Reputationswettbewerb*. In: *die Hochschule* 2012 (2), S. 206–272.

Roloff, Christine (1996): *Geschlechterverhältnis und Erwerb technischer Kompetenz*. In: Renate Kosuch (Hg.): *Berufsziel: Ingenieurin. Aufbruch in die/der Technik*. Weinheim: Dt. Studien-Verl., S. 39–52.

Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/Main, New York: Campus.

Rosenthal, Gabriele (2014): *Interpretative Sozialforschung : eine Einführung*. Weinheim: Juventa.

Sackmann, Reinhold (2013): *Lebenslaufanalyse und Biografieforschung. Eine Einführung*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS (Lehrbuch).

Sackmann, Reinhold; Wingers, Matthias (2001): *Strukturen des Lebenslaufs. Übergang, Sequenz, Verlauf*. Weinheim: Juventa (Statuspassagen und Lebenslauf, 1 (S.11-48)).

Sagebiel, Felizitas (2010): *Zur Funktion von Männernetzwerken für die Karriere von (Ingenieur-)Wissenschaftlerinnen*. In: Carola Bauschke-Urban, Marion Kamphans und Felizitas Sagebiel (Hg.): *Subversion und Intervention. Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung*. Opladen, Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich, S. 279–301.

Sander, Nadine (2012): Das akademische Prekariat. Leben zwischen Frist und Plan. 1. Aufl. Konstanz: UVK (Analyse und Forschung. Sozialwissenschaften).

Scherger, Simone (2007): Destandardisierung, Differenzierung, Individualisierung. Westdeutsche Lebensläufe im Wandel. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schimank, Uwe (2002): Das zwiespältige Individuum. Zum Person-Gesellschaft-Arrangement der Moderne. Opladen: Leske + Budrich.

Schlüter, Anne (1991): Über den Zusammenhang von sozialer Herkunft, Geschlechtszugehörigkeit und Technikstudium. Eine Annäherung. In: Angelika Wetterer (Hg.): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt: Campus, S. 205–220.

Schmidt, Boris (2009): Alles anders? Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Promotionsgeschehen verschiedener Fächergruppen. In: *die Hochschule* (2/2009), S. 126–152.

Schneijderberg, Christian; Kloke, Katharina; Braun, Edith (2011): Disziplinäre Zugänge zur Hochschulforschung. In: *die Hochschule* (2011/2), S. 7–24.

Schone, Wiebke; Kellermann, Cornelia; Busolt, Ulrike (2012): Raise It, Feed It, Keep It – Building a Sustainable Knowledge Pool Within Your R&D Organization. In: Ghenai Chaouki (Hg.): Sustainable Development. Policy and Urban Development – Tourism, Life Science, Management and Environment, S. 253–268.

Schölling, Markus (2005): Soziale Herkunft, Lebensstil und Studienfachwahl: eine Typologie. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH.

Schreyer, Franziska (2008): Akademikerinnen im technischen Feld. Der Arbeitsmarkt von Frauen aus Männerfächern. Frankfurt am Main: Campus (IAB-Bibliothek, Bd. 3).

Schumm, Wilhelm (1993): Vergesellschaftung und Biographie. In: Karl Ulrich Mayer, Uwe Schimank und Wilhelm Schumm (Hg.): Biographie oder Lebenslauf? Über die Tauglichkeit zweier Konzepte. Hagen: FernUniversität (04/93), S. 64–91.

Schütz, Florian; Sinell, Anna; Trübswetter, Angelika; Kaiser, Simone; Schraudner, Martina (2016): Der Science Case attraktiver Karrierewege. Eine gegenstandsbezogene Perspektive auf Karrierebedingungen und -modelle im deutschen Wissenschaftssystem. In: Bayrisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung (Hg.): Beiträge zur Hochschulforschung. Karrierewege des wissenschaftlichen Nachwuchses. 1-2. München, S. 64–84.

Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Ansgar Weymann und Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung. München: Fink, S. 159–260.

Seeg, Britta (2000): Frauen und Karriere. Strategien des beruflichen Aufstiegs. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Selent, Petra, Schürmann, Ramona, Metz-Göckel, Sigrid (2012): Arbeitsplatz Hochschule. Beschäftigungsbedingungen und Kinderlosigkeit des wissenschaftlichen Personals an Universitäten in Deutschland. In: Ute Klammer und Markus Motz (Hg.): Neue Wege - Gleiche Chancen. Expertisen zum Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden (SpringerLink : Bücher), S. 331–361.

Seymour, Elaine; Hewitt, Nancy M. (1997): Talking about leaving. Why undergraduates leave the sciences. Boulder (Colo.): Westview Press.

Solga, Heike; Pfahl, Lisa (2009): Doing Gender im technisch-naturwissenschaftlichen Bereich. In: Joachim Milberg (Hg.): Förderung des Nachwuchses in Technik und Naturwissenschaft. Berlin, Heidelberg: Springer Verlag (acatech DISKUTIERT), S. 155–218.

Stebut, Nina (2003): Eine Frage der Zeit? Zur Integration von Frauen in die Wissenschaft. Eine empirische Untersuchung der Max-Planck-Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Stewart, Gerdi (2003): Die Motivation von Frauen für ein Studium der Ingenieur- und Naturwissenschaften. München: Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung

Strehmel, Petra (1999): Karriereplanung mit Familie. Eine Studie über Wissenschaftlerinnen mit Kindern. Bielefeld: Kleine (Wissenschaftliche Reihe, Bd. 120).

Teichler, Ulrich (2008): Hochschulforschung international. In: Karin Zimmermann, Marion Kamphaus und Sigrid Metz-Göckel (Hg.): Perspektiven der Hochschulforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss, S. 65–85.

Thomas, William I.; Znaniecki, Florian (1958): The Polish Peasant in Europe and America. New York: Dover Publications Inc.

Voigtmann, Grit (2011): Professorinnen im Maschinenbau. Eine narrationsanalytische Betrachtung von Lebens- und Karriereverläufen. Hannover (Diplomarbeit).

Wagner-Baier, Annette; Funke, Friedrich; Mummendey, Amélie (2011): Analysen und Empfehlungen zur Situation von Postdoktorandinnen und Postdoktoranden an deutschen Universitäten und insbesondere an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Report der Graduierten-Akademie. 2. Aufl. Hg. v. Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Weber, Max; Käsler, Dirk (2002): Schriften 1894-1922. Stuttgart: Kröner, S.474-511.

Wensierski, Hans Jürgen von; Langfeld, Andreas; Puchert, Lea (2015): Bildungsziel Ingenieurin. Biographien und Studiefachorientierungen von Ingenieurstudentinnen - eine qualitative Studie. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Wetterer, Angelika (1989): "Es hat sich alles so ergeben, meinen Wünschen entsprechend!" - Über die Planlosigkeit weiblicher Karrieren in der Wissenschaft. In: Silvia Bathe (Hg.): Frauen in der Hochschule. Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb. Weinheim: Dt. Studienverl. (Blickpunkt Hochschuldidaktik, Bd. 85), S. 142–158.

Wimbauer, Christine (1999): Organisation, Geschlecht, Karriere. Fallstudien aus einem Forschungsinstitut. Opladen: Leske + Budrich (Studien zur Wissenschafts- und Organisationssoziologie, 1).

Wissenschaftsrat (2006): Empfehlungen zur künftigen Rolle der Universitäten im Wissenschaftssystem. Wissenschaftsrat. Berlin (Drs. 7067-06).

Wissenschaftsrat (2014): Institutionelle Perspektiven der empirischen Wissenschafts- und Hochschulforschung in Deutschland. Positionspapier. Online verfügbar unter www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/3821-14.pdf, zuletzt geprüft am 14.01.2015.

Wissenschaftsrat (2014 a): Empfehlungen zu Karrierezielen und -wegen an Universitäten. Online verfügbar unter <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4009-14.pdf>, zuletzt geprüft am 16.04.2016.

Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung: Überblick u. Alternativen. Frankfurt am Main: Campus Forschung.

Witzel, Andreas (1996): Auswertung problemzentrierter Interviews: Grundlagen und Erfahrungen. In: Rainer Strobl und Andreas Böttger (Hg.): Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews : Beiträge zum Workshop "Paraphrasieren, Kodieren, Interpretieren" ... im Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen am 29. und 30. Juni 1995 in Hannover. Baden-Baden: Nomos (Interdisziplinäre Beiträge zur kriminologischen Forschung, Bd. 2), S. 49–75.

Wohlrab-Sahr, Monika (1992): Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte. In: *BIOS* (5), S. 1–19.

Wohlrab-Sar, Monika (1993): Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der "reflexiven Moderne": Das Beispiel der Zeitarbeiterinnen. Opladen: Leske + Budrich.

Wolffram, Andrea (2015): Karrierewege und Lebensgestaltung promovierter Ingenieur- und Naturwissenschaftlerinnen aus Osteuropa an deutschen Universitäten. In: *Beiträge zur Hochschulforschung* 37 (3), S. 56–77.

Womeng (Hg.) (2005): Creating cultures of success for women engineers. Synthesis Report. Online verfügbar unter www.womeng.net/overviews/Synthesis_Report.pdf, zuletzt geprüft am 15.04.2016.

Xie, Yu; Shauman, Kimberlee A. (1998): Sex differences in research productivity: New evidence about an old puzzle. In: *American Sociological Review* 12 (1), S. 847–870.

Zachmann, Karin (op. 2004): Mobilisierung der Frauen. Technik, Geschlecht und Kalter Krieg in der DDR. Frankfurt: Campus Verl. (Geschichte und Geschlechter, Bd. 44).

Anhang

Zimmer, Annette; Krimmer, Holger; Stallmann, Freia (2007): Frauen an Hochschulen. Winners among losers : zur Feminisierung der deutschen Universität. Opladen, Farmington Hills, MI: Budrich.

Zinn, Jens (2006): Biographische (Un-) Sicherheit in der Moderne. Zum Wandel von Selbstbindung und Widerständigkeit in Alltagstheorien und biographischer Forschung. In: *Sozialer Sinn* 7 (2), S. 301–326.